96

30922, I, 9, f.

LANDSBIBLIOTHEK
BREMEN

Aus dem

Weichseldelta.

Reiseskizzen

von

Louis Passarge.

Aus dem
Reichsfeldzeug.

Aus dem

Weichſeldelta.

K. K. LYCEAL-BIBLIOTHEK zu LAIBACH

Reiſeſkizzen

von

Louis Paſſarge.

Mit einer Karte.

Berlin 1857.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. Decker).

Wirthfelderin.

BIBLIOTECA CENTRALE

Berlin 1857.

An

Hermann Podlech.

An

Hermann Hoßbach.

Haſt Du, mein Freund, jemals die Poſt, die Eiſenbahn, das Dampfboot verſäumt? —

Halb lächelnd, halb ärgerlich ſehen wir den Abfahrenden nach oder hören den höhniſchen Pfiff der Dampfmaſchine; wir ſtehn mit unſerer Reiſetaſche da, unſchlüſſig was beginnen, vielleicht wohl gar belächelt von den Leuten, welche einen Abfahrenden begleiteten und nun heimkehren. Da deponiren wir unſer leichtes Gepäck bei einem Aufſeher und überlaſſen uns dem launiſchen Zufalle. Unſer Blick fällt in eine neue noch nicht durchwandelte Straße; wir ergötzen uns auf einer Promenade, oder betreten einen Kirchhof, auf welchem die Todten friedlich neben dem Bahnhofe ruhen und ſich von keinem Lokomotivenpfiffe ſtören laſſen. Wir ſetzen uns ſinnend auf eine Bank, auf der wir vor Jahren mit einem Freunde ſaßen, den das wüſte

Jahr 1848 nach Amerika trieb; wir überlassen uns wehmüthigen Erinnerungen; vielleicht werfen wir ein Gedicht auf ein weißes Blatt unseres Reisejournals, oder wir ergänzen das Erlebte der letzten Reisetage. Zuletzt sind die Stunden bis zum Abgange des nächsten Eisenbahnzuges verflossen; wir raffen uns auf aus unserer Träumerei und müssen eilen, um die Abfahrt nicht noch einmal zu versäumen; so schön war das Träumen in jenen Stunden, von denen wir anfangs nicht wußten, was mit ihnen anfangen.

Es kommt aber auch wohl vor, daß wir nicht die Eisenbahn, sondern den übervollen, unabsehbaren Lebenszug versäumen, zu dem die Menschen in ihrem Treiben nach Stellung und Besitz hasten und jagen. Der Eine war schon lange vor der Abfahrt da und machte es sich in einer Ecke zurecht; Manche kommen noch keuchend an, als gerade die Thüren ins Schloß geworfen werden sollen; Viele hören nur noch die Lokomotive an einem »Uebergange« pfeifen; dann ist Alles still.

So hatte ich im letztvergangenen Jahre den Lebenszug versäumt; eigentlich wohl nicht versäumt;

aber das Billet, welches ich gelöst, war nicht gehörig gestempelt; ich wurde nicht mitgenommen. Da warf ich meine Blicke auf der Schwelle des Bahnhofes in die Weite; Bäume nickten mir aus der Ferne zu, Wimpel, von Masten wehend, grüßten mich; mein Groll verschwand. Auf dem Kirchhofe meiner Erinnerungen setzte ich mich nieder und ließ die Phantasie walten. Da verdichteten sich die Nebel. Aus der weiten Ferne, wo ich so lange unstät als undankbarer Sohn meiner Heimath geschweift, fand ich mich plötzlich in ein bescheidenes und doch so wunderbares Land versetzt, in eine Oase von entzückender Schönheit, mit der ganzen herben Poesie des Nordens und der milden Gesegnetheit des Südens angethan; ein Sitz alter Kultur und das wunderbare Mythenland der Mittelmeerepoche, reich an Naturschätzen, die Heimath des fabelhaften, sanftschimmernden Elektros, »der des Mondes neubeginnendem Glanze gleicht«, und — was mehr als Alles sagen will — mein eigenes Heimathland.

Da zeichnete ich Skizze auf Skizze in mein Tagebuch, in dem seit vielen Jahren kein Blatt

mehr beſchrieben war; faſt wurde es voll von den Bildern, die der Griffel zu fixiren hatte.

So verrauſchte die Zeit bis zum nächſten Zuge. Die Einen wollten mich auch jetzt noch verhöhnen, daß ich den erſten verſäumt; die Armen, ſie wußten nicht, wie viel reicher ich ſeitdem geworden war.

Inhalt.

Seite

I. Dirſchau.

Der Strom 3
Die Brücke 16
Werkſtätten 30

II. Danzig.

Poſitionen 41
Privatarchitektur 47
Oeffentliche Bauwerke 61
Kirchliche Architektur 74
Das Danziger Bild 85
Das Kruzifix 99
Die Speicherinſel 108
Ein Genius Loci 115
Einzelnes 124
Eine Epiſode aus der Geſchichte Danzigs 131
Ausflüge:
1. Nach Oliva 140
2. Von Oliva bis Adlershorſt 148
Die Weichſelmündungen 154
Dünenbildung 170

Seite

III. Die Werder.

Ueberſicht 181
Das Deichweſen 191
Land und Leute:
1. Land 201
2. Leute 209
Der Kampf um die Montauer Spitze 224
Von Elbing nach Danzig 231

IV. Marienburg.

Standpunkt 247
Anfänge 250
Das Hochſchloß 260
Das Mittelſchloß 285

V. Anmerkungen und Belege 321

I. Dirschau.

Der Strom.

Dirschau! — Welcher Bewohner des westlichern Deutschlands hätte vor vielleicht nur noch wenigen Jahren etwas von Dirschau gewußt? Höchstens würde einer oder der andere Reisende sich voll Schrecken jener einsam verlebten Tage erinnert haben, da er bei einer Reise in die östlichste Provinz des preußischen Staates Tage lang auf den günstigen Moment über die Weichsel zu gelangen warten mußte. Einem dritten wäre es vielleicht beigefallen, daß Dirschau den Knotenpunkt der Berlin-Königsberger und Danzig-Bromberger Chaussee bilde, zur Hälfte von einer polnisch redenden Bevölkerung bewohnt werde und nichts von »Merkwürdigkeiten« besitze. Ein Gelehrter hätte sich wohl gar dahin geäußert, daß der ursprüngliche Name Dersowe, Trsow gelautet, daß die Stadt durch den Pommerellenschen Fürsten Sambor schon 1207 eine Burg erhalten und etwa ein Jahrhundert später unter die Herrschaft des Deutschen Ordens gekommen; alle würden sich aber in dem Urtheile

vereinigt haben, daß es ein ganz abscheulicher Ort sei, den man so schnell als möglich verlassen müsse, um entweder der »Stadt der reinen Vernunft« oder dem »Venedig des Nordens« zuzueilen.

So war es früher, und jetzt? — Wir nennen Dirschau, wenn wir von der Göltzschthalbrücke, der Sömmeringbahn, den Ueberbrückungen des Conway und der Menaistraße reden. Es ist diesem Orte gegangen wie manchen Völkern, von denen Niemand etwas weiß, die mit einem Male in der Geschichte auftreten und die Welt mit dem Rufe ihrer Thaten erfüllen. Auch mancher Mensch lebt so still für sich hin, in geräuschlosem Wirken Andere meidend, sein eigenes Selbst entwickelnd; Niemand kennt ihn; vielleicht ahnt er selber nichts von seiner Bestimmung; und plötzlich ist die Samenkapsel aufgesprungen und streut ihren Inhalt in alle Winde.

Wie manchen sonst weltverlassenen Ort hat nicht die Eisenbahn berühmt gemacht, wie manches traumverlorne Thal durchirrt nicht der schrille Pfiff der Lokomotive! Ihr Bewohner schaute die neuen sonderbaren Erscheinungen erst mit demselben stupiden Erstaunen an, wie der Eingeborne Amerikas die ersten Schiffe der Spanier oder der alte Preuße die stahlgepanzerten Ordensritter, um bald an dem allgemeinen Treiben und Jagen Theil zu nehmen und dem Gewinne nachzugehen.

Den ungeheuren Bauten und Zurüstungen gegenüber, welche die Errichtung der Weichselbrücke bei Dirschau und

der Nogatbrücke bei Marienburg ins Leben rief, vermag beim ersten Anschauen selbst der Gebildete kaum etwas Anderes als ein begriffsloses Verwundern entgegen zu setzen. Das Horazische nil admirari mag da seine Anwendung finden, wo sich uns Vergleichungen, Analogieen darbieten, wo uns zwar etwas Neues aber nichts Unerhörtes entgegentritt. Bei jedem Bewohner des Weichselthales, jedem Kenner der Natur dieses Stromes war aber die Vorstellung von einer Unmöglichkeit seiner Ueberbrückung eine so unumstößliche geworden, daß das wirkliche und sichere Gelingen des verspotteten Projektes meist nur ungläubig vernommen und das leibliche Schauen die vorgefaßte Meinung zu überwinden kaum im Stande gewesen ist. Ein bloßes Staunen über die Ausführung dieses Riesenwerkes mag wohl bei den meisten der Weichselbewohner der Bewunderung und dem Verständniß der genialen Schöpfung vorhergegangen sein.

Woher die Vorstellung von dem Mißlingen dieses Werkes?

Der Mensch im Kampfe mit der Natur und ihren vernichtenden Kräften ist von jeher der Gegenstand einer staunenden Bewunderung gewesen; aber nur, wenn er siegreich diesen Kampf besteht. Das Unterliegen macht ihn lächerlich; es ist wie ein Kampf mit dem Schicksal. Keinem Elemente gegenüber kann der Mensch eher auf einen Triumph rechnen, als beim Wasser. Wir verweilen in der Geschichte daher gerne bei solchen Nach-

richten, welche von einer Bändigung, einem Jochauflegen reißender Ströme, bewegter Fluthen reden, von der scythischen Isterbrücke des Darius, dem ruthengepeitschten Hellespont,[1]) der Rheinbrücke Cäsars bis zu dem »Brucken« des Prinz Eugenius. Aber die meisten dieser Ueberbrückungen dienten nur provisorischen Zwecken, sie bedeuteten nicht viel mehr, als unsere heutigen Pontonbrücken. Von festen und bleibenden Brücken großer und mächtiger Ströme weiß die Geschichte selten zu erzählen, und wo es geschehn, da zeigen die unter dem Wasser hervorragenden Trümmer, daß der Strom sein Joch bald unwillig abgeschüttelt hat. Erst die neueste Zeit hat den Versuch gemacht, auch die unbändigsten Ströme zu bändigen, die störrigsten zu zähmen, dem unwilligsten Nacken das Joch aufzulegen. Haben sie doch den Niagara überbrückt, den Menai-Hellespont überbaut, und — was mehr sagen will — wird doch in Kurzem die Lokomotive über die Weichselbrücke brausen.

Kennt ihr die Weichsel?[2]) Wißt ihr etwas mehr, als daß sie auf den Karpathen entspringt, Krakau, Warschau und Danzig vorüberfließt und in der Ostsee mündet? Kennt ihr die Tücke dieses Stromes? Vielleicht fuhrt ihr einmal über seine Eisdecke, die so still und fest daliegt; es ist das bleiche Gesicht, die eisige Ruhe jenes Beleidigten, der sogleich ein Wuthausbruch folgen wird. Oder ihr saht den versandeten seichten Strom im

Sommer; es ist die Magerkeit des gefangenen, kärglich genährten Raubthiers. Die Weichsel ist sie selbst nur in ihrer Wuth, in ihrer Zerstörung; kein Lied besingt ihre Lieblichkeit, kein Dichter preist sie wie den »grünen« Rhein, die »blaue« Donau, den »liederreichen« Don; sie hat ihren wahren Ausdruck nur bei der Katastrophe, während des Eisganges; sie ist furchtbar, als hätte sie ihre Quelle in dem ewigen Eise des tiefsten Kreises der Danteschen Hölle.

Auch der Bewohner südlicherer Gegenden, selbst des westlichen Deutschlands kann eine Vorstellung von der dämonischen Gewalt der Flüsse haben; plötzliche Ueberschwemmungen, Versandungen und Verheerungen bezeichnen die ebenso nützliche als zerstörende Lebensthätigkeit überall, wo eine solche Flußader pulsirt. Der Reisende wundert sich über die vielbogigen Brücken der subalpinen Ströme, welche als winzige Wasserfäden durch ein mit fußtiefem Geröll angefülltes, breites Bett rieseln; er braucht nur einen Gewittersturm abzuwarten, um sich dieses Flußbett mit ungeheuren Wassermassen füllen und die Ufer überschwemmen zu sehen. Auch der Bewohner des Rheins weiß von Ueberfluthungen zu erzählen und der Mangel an festen Brücken spricht mehr als Alles für seine Unbändigkeit. Dennoch würde es vollkommen falsch sein, nach der Natur der westlichen und südlichen Ströme Deutschlands auf die der Weichsel zu schließen. Die Gefährlichkeit des Rheins oder der Donau verhält sich zu

der der Weichsel etwa wie die Gefahren einer Fahrt im atlantischen Meere zu denen einer Polar-Expedition. Denn wenn bei jenen Strömen vorzugsweise das Wasser als verheerender und vernichtender Faktor auftritt, so ist es bei der Weichsel das Eis. Während dort das Hochwasser normal verläuft und nur ausnahmsweise Katastrophen hervorruft, verursacht der Eisgang der Weichsel alljährlich eine Gefahr, welche, wie die Felswände des Galanda über den Hütten von Felsberg, die Bewohner der Weichselniederungen, namentlich des Delta's, bedroht, und nur deshalb weniger unerträglich erscheint, weil die Gewohnheit und die regelmäßige Wiederkehr der Gefahr die Empfindung und die Furcht davor abgestumpft haben.

Das Eis gehört zu denjenigen Faktoren der Vernichtung, welche am sichersten wirken; das sehen wir an den schwimmenden Eisbergen der Polarmeere und den Gletschern. Es übertrifft in seinen Wirkungen selbst die der Asche und Lava, welche wenigstens nach ihrer Erkaltung eine Kultur zulassen, und steht in Betreff der Schädlichkeit und Nachhaltigkeit der Verwüstung nur hinter dem Sande zurück. Furchtbarer noch als da, wo das Eis massenhaft und kompakt auftritt — wie in den Gletschern der Alpen oder den Eisfeldern des Nordens — sind seine Wirkungen aber in Verbindung mit dem strömenden Wasser, indem es hier die Gewalt des Stromes nicht bloß verstärkt, sondern zugleich durch Ansammlungen,

Stopfungen einen Damm gegen den Strom selber errichtet und dadurch eine Ueberfluthung der Flußufer verursacht. Dieses geschieht namentlich dann, wenn der Lauf eines Stromes in nördlichern Breitengraden von Süden nach Norden geht.

Fließt ein Strom von Norden nach Süden, wie beispielsweise die schwedischen Flüsse, dann rollt sich im Frühling die Eisdecke wie von selber auf; die Wärme verzehrt Scholle nach Scholle, die Wasser fließen mählig ab und der Uebergang zum ruhigen Stromlaufe des Sommers geschieht langsam, ohne Zerstörung, ohne Gefahr für die Uferbewohner. Wenn aber der Strom von Süden nach Norden fließt; wenn, wie in dem polnischen Hügellande und den dortigen Ebenen, der Frühling plötzlich und mit all seiner Zerstörungslust über den eisbedeckten Strom hereinbricht, dann geschieht auch das Schmelzen der Eisdecke plötzlich; die herbeiströmenden Wasser heben, zerbrechen, wälzen die zerberstenden Eismassen und treiben sie mit ungeheurem Krachen nicht einem offenen Wasser, sondern den Niederungen zu, welche von einem Frühlinge noch nichts wissen. Nun zerreißet in Folge des schwellenden Stromes die noch nicht mürbe gewordene Eisdecke; die Schollen, hart wie Glas und nicht zu zertrümmern, wälzen sich auf-, durch einander, thürmen sich zu Bergen und zerstören was ihnen hemmend in den Weg tritt, die vor ihnen sich noch hindehnende Eisdecke, die Dämme, sie bald überfluthend, bald

»abſchälend« und unterminirend. Es öffnet ſich ein Theil des Deiches und heraus bricht die entfeſſelte Fluth über die tief unter dem Niveau des Strombettes liegenden Ebenen, die Saaten, die Wohnplätze der rathloſen Menſchen. Mit dieſer Art der Vernichtung, mit dieſer Zerſtörungsluſt, welche in den entfeſſelten Fluthen und Eismaſſen liegt, kann die dämoniſche Gewalt des Feuers gar nicht verglichen werden. Schon räumlich will eine Feuersbrunſt gegen einen ſolchen Durchbruch eines Stromes nichts bedeuten; aber auch in Betreff des verloren gegangenen Lebens, des vernichteten Beſitzes, der nachhaltigen Wirkungen, wie bei Verſandungen ganzer Landſtriche, läßt ſich zwiſchen beiden Elementen keine Parallele ziehen. Wir werden ſpäter noch ſpeziell auf die Erſcheinungen, welche bei ſolchen Dammbrüchen vorkommen, zurückgehen; hier mag die Andeutung der Wirkungen ſolcher Kataſtrophen genügen.

Damit dergleichen entſtehen, iſt aber erforderlich, daß der Strom — wenigſtens in ſeinem untern Laufe — mit einer ſtarken Eisdecke belegt werde. Der Rhein fließt gleichfalls von Süden nach Norden, auch kommt es wohl vor, daß er gefriert. Dieſes geſchieht aber in einem ſo geringen Grade, daß die Eismaſſen als ſolche ſelten eine ſchädliche Wirkung ausüben, daß ſie ſich wegen ihrer geringern Dicke niemals zu ſolchen Bergen zuſammenthürmen können wie bei der Weichſel. Außerdem tritt der Frühling und die Schneeſchmelze im Weſten

ziemlich gleichmäßig ein; in Folge des Einflusses des Meeres ist zwischen den nördlichen Gegenden des Rheins und den südlichen keine große Differenz. Die in seinem obern Laufe anschwellenden Wasser treffen daher selten auf Eis, höchstens wieder auf Wassermassen, mit denen sie sich zu einem normalen Stromlaufe vereinigen. Bei der Weichsel ist die Differenz zwischen Süden und Norden aber außerordentlich groß. In Polen ist mitunter schon die volle Schneeschmelze eingetreten, während in der Provinz Preußen noch der Winter herrscht; oft pflanzt sich das Schmelzen und Aufbrechen der Eisdecke so langsam fort, daß man sich durch bloße Fußboten von dem Beginne des Eisganges in Kenntniß setzt und in Thorn dem von Warschau aus gemeldeten Eisgange wie einem erst in einigen Tagen herannahenden Ereignisse entgegensieht. Dieses ist aber stets die gefährlichste Art des Eisganges. Denn die Gefahr liegt nicht sowohl in der Bewegtheit, dem Anschwellen, dem Eistreiben des Stromes, sie liegt ganz besonders darin, daß sich die Eismassen vor der noch nicht geschmolzenen und zerkleinerten Eisdecke stopfen, zu Bergen ansammeln, das ganze Strombett erfüllen und den Abfluß des Wassers hemmen. Gewöhnlich bewirkt der fast in quadratischer Progression wachsende Wasserdruck ein Weichen, einen Durchbruch durch den Eiswall. Geschieht es nicht, dann ist eben ein Deichbruch — ein sogenannter Grundbruch — die nothwendige Folge. Eine solche Stopfung

findet aber ganz besonders da statt, wo die herankommenden Eisschollen durch das sogenannte Grundeis[3]) aufgehalten werden. Wenn sich nämlich im Winter das Wasser an der Oberfläche erkältet, sinkt das spezifisch schwerer gewordene zu Boden und krystallisirt an den hervorragenden Theilen des Bodens zu Eis. Durch fortwährendes Ansetzen wächst dieses Grundeis zu ungeheuren Massen an. Kommt nun die Schmelze, dann löst es sich massenweise, oft in weitester Ausdehnung, vom Boden los, zerberstet, wird weiter gerissen und füllt das Strombett mit seiner Masse aus. Es ist klar, daß da, wo dieses schwimmende Grundeis auf das noch am Boden festliegende trifft, eine Stopfung leichter stattfinden wird als da, wo das tiefere Flußbett keinen Widerstand leistet. Bei solchen Stopfungen hat man wohl auch durch Pulverminen, Kanonenschüsse eine Oeffnung künstlich hervorzurufen versucht, aber fast immer ohne einen wesentlichen Erfolg. Der Mensch vermag in solchen Fällen nicht mehr als der Arzt einer Fieberkrankheit gegenüber; er kann nichts als abwarten, »ob die Natur sich nicht selber helfen werde«; und wenn es nicht geschieht, da mag er müßig der Götterstärke weichen, und wohl ihm, wenn er »ruhig und bewundernd« seine Werke untergehen sieht.

Wie schwierig, gefährlich und oft unmöglich bei solchen Verhältnissen das Ueberschreiten des Stromes ist, liegt auf der Hand.

Im Sommer wird der Verkehr leicht durch eine Schiffbrücke unterhalten, im Frühjahre und Herbste durch Fähren, sogenannte Prahme. So lange nun offenes Wasser ist, geschieht dieses leicht und mit Sicherheit; wenn aber das Eis zu treiben beginnt, dann wird jede Verbindung bis zu der Zeit, daß dasselbe zum Stehen gekommen, aufgehoben, und es geschieht nicht selten, daß die Reisenden Tage lang auf der einen Seite des Stromes verweilen und mit sehnsüchtigen Blicken nach dem so nahen und doch so unerreichbaren »andern Ufer« schauen. Für die von Marienburg her Kommenden entwickelt sich in einer solchen Zeit oft ein lustiges Leben in dem auf dem rechten Weichselufer gelegenen »Fährkruge«, das einander menschlich nahe zu rücken zwingt und an die Regentage auf dem Rigi oder der Schneekoppe erinnert. In solcher Zeit wird in den Bahnhöfen zu Danzig und Königsberg die Art des Trajektes auf einer Tafel angeschrieben; und wie in Berlin nach der Uhr der Akademie, so sieht jeder Reisende nach der verhängnißvollen Tafel; während der Fahrt bildet aber der Trajekt den Inhalt aller Gespräche.

Ist das Eis nun zum Stehen gekommen und wäre es auch nur so, daß es »nicht hält und nicht bricht«, dann wird quer über den Strom eine Eisbahn gegossen. Das Wasser gefriert sofort und bildet bald einen sichern Weg, den erst Fußgänger auf Brettern und dann selbst die schwersten Fuhrwerke passiren können. So geht es

nun meiſt bis zu dem allgemeinen Eisgange im Frühlinge; denn nur ſelten kommt es vor, daß die Eisdecke ſchon im Winter aufthaut. Sobald aber die von Station zu Station aufgeſtellten »Eiswachen« die nahende Gefahr verkünden, wird jede Kommunikation unterbrochen; ſelbſt die kühnſten Schiffer und Beamten wagen ſich dann nicht hinüber; aller Perſonenverkehr von Ufer zu Ufer hört auf und nur der Poſtbriefbeutel wird zuweilen auf ſchwankendem Faden von einer Seite zur andern gezogen. Der Güterverkehr ſtockt in ſolchen Zeiten aber oft wochenlang. Denn ſelbſt wenn endlich der Verkehr durch Spitzprahme und Schiffbrücken möglich geworden, reichen die vorhandenen Kräfte nicht aus, um die ungeheuren Waarenmaſſen zu befördern; und es iſt namentlich während des ruſſiſchen Krieges nicht ſelten vorgekommen, daß Kaufleute die lange vor Weihnachten eingekauften Spielzeugwaaren erſt im Spätwinter erhielten, daß bei dem Mangel an Räumlichkeiten in Dirſchau die koſtbarſten Waaren vom Regen durchnäßt wurden und verdarben. Als es aber von Berlin nach Königsberg noch keinen Telegraphen gab, da mußte man oft tagelang ſelbſt auf jede briefliche Nachricht verzichten und ich erinnere mich noch, daß im Jahre 1848 und 1849 zuweilen in zwei bis drei Tagen keine einzige politiſche Mittheilung aus dem Weſten die Weichſel paſſiren konnte, in einer Zeit, da den Zeitungsblättern nothwendig noch die Feuchtigkeit aus der Offizin anhaften mußte.

In solchen Momenten bildet die Weichsel ein ergötzliches Tagesgespräch. Man verlangt nach einem bereits vor sechs Wochen in Leipzig angekündigten, interessanten Buche, der Buchhändler erwiedert achselzuckend: die Weichsel; man bestellte vor vier Wochen in Berlin einen neuen Rock, der dortige Schneider schreibt, er läge schon längst — an der Weichsel. Eine Reise wird aufgehoben wegen — der Weichsel. Noch im vergangenen Jahre bei der großen Ueberschwemmung kam ein Offizier aus Berlin zur Verlobung mit seiner Braut genau acht Tage nach dem festgesetzten Tage über — die Weichsel.

Kurz »man drehe sich rechts, man drehe sich links,« der »Weichselzopf« ist nicht los zu werden und hängt Allen hinten.

Wer zweifelt nun noch, daß sich trotz aller Bedenken und Hindernisse die dauernde Ueberbrückung der Weichsel als eine unabweisliche Nothwendigkeit herausstellte?

Die Brücke.

Vieles Gewaltige lebt, doch Nichts
Iſt gewaltiger als der Menſch.
Sophokles.

Wir haben die Natur der Weichſel kennen gelernt; vergegenwärtigen wir uns, mit welchen Schwierigkeiten der Bau einer feſten Brücke über dieſen Strom zu kämpfen hat.

Als das Projekt des Baues der Oſtbahn, welche die Provinz Preußen mit Deutſchland, dieſes in merkantiler Hinſicht mit Rußland verbinden ſollte, aufgenommen wurde, war die erſte Frage: Wie kommen wir aber über die Weichſel? Es wurde alles Ernſtes von vielen Bauverſtändigen behauptet, daß ein feſter Brückenbau über dieſelbe zu den Unmöglichkeiten gehöre, auch ſteht thatſächlich feſt, daß ein ſolcher in dem unterſten Laufe der Weichſel bis dahin nicht verſucht worden iſt. [4])

Als die zwingende Nothwendigkeit jedes Bedenken zurückwies, weil die von einem nicht überbrückten Strome durchſchnittene Eiſenbahn einer durchſchnittenen Blutader

gleichen würde, entstand zuvörderst die Frage, wo der Uebergang über die Weichsel stattfinden solle. Die Einen riethen bei Marienwerder, die Andern bei Graudenz, selbst Thorn, kurz in demjenigen Theile des Flußlaufes, welcher seiner Gabelung bei der Montauer Spitze vorhergeht. Denn es schien auf der Hand zu liegen, daß eine Brücke weniger kostspielig sein werde als zwei, die man zu bauen genöthigt war, wenn man den Uebergang bei Dirschau über die Weichsel und bei Marienburg über die Nogat wählte. Die letztere Straße hatte aber gewissermaßen die Thatsache des Besitzes für sich, da die große Berliner Chaussee gleichfalls diese doppelten Uebergänge dem einmaligen südlichern vorgezogen hatte, außerdem aber auch die naturgemäße Lage. Gleich den Zugvögeln, die an der Scheidemauer der Alpen die niedrigsten Pässe längst ermittelt hatten, bevor noch an einen Straßenbau gedacht wurde, so zieht sich auch der Verkehr, wo nicht »höhere Rücksichten« vorwalten, stets auf der natürlichsten und bequemsten Straße hin; und diese ist hier die über Dirschau.

Die Ufer der Weichsel bilden nämlich von Thorn ab bis Marienburg einer- und Dirschau andererseits Höhen, welche ebenso malerisch als schwer zu passiren sind. Eisenbahnen lieben aber noch mehr als Zugvögel die niedrigsten Pässe. Bei Dirschau ist die Uferhöhe dagegen nicht viel bedeutender als es die Höhe der Brücke erfordert, und in Marienburg entspricht sie derselben genau. Bei

einem südlichern Uebergange würde ferner Danzig ganz unverhältnißmäßig bei Seite gelassen worden sein. Man erwog auch, daß die Brücke über die schmälere Nogat einen relativ geringen Kostenaufwand verursachen würde, und entschied sich aus diesen Gründen für die Dirschauer Route. Vielleicht kam es auch darauf an, in unserem Zeitalter des Dampfes und der Eisenbahnen der grandiosen Marienburg des Mittelalters ein gleich erhabenes Werk gegenüber zu stellen; so meint wenigstens mit feinem Instinkte das Publikum.

Viel schwieriger war die Frage zu beantworten, wie die beiden Brücken konstruirt werden sollten. Der Holzbau, der bei den Lokalverhältnissen, namentlich wegen der Leichtigkeit des Transportes aus Polen weit der billigste gewesen wäre, mußte bei der Beschaffenheit des Stromes ohne Weiteres verworfen werden.

Ebenso unpraktisch erschien eine Ueberbrückung mittelst gemauerter Gewölbebogen, wie sie noch in neuester Zeit über den Rhein bei Schaffhausen durchgeführt worden. Denn, abgesehen von dem sehr beträchtlichen Kostenaufwande, kam es bei der Weichsel nicht bloß darauf an, à tout prix eine Brücke zu schaffen, sondern eine solche zu errichten, welche den Bedingungen gerade dieses Stromlaufes entsprach, das heißt dem Wasser und noch mehr dem Eisgange die möglichst geringen Hindernisse entgegenstellte. Nehmen wir an, daß man als mittlere Spannung etwa die des imposanten Rialto-Brückenbogens

— welche 70 Fuß beträgt — genommen hätte,[5]) so würden bei einer Gesammtlänge von 2668 Fuß etwa 38 Bogenspannungen zu konstruiren gewesen sein, wovon etwa 17 Pfeiler in dem eigentlichen Strombette hätten stehen müssen.

Es liegt auf der Hand, daß dieses einer thatsächlichen Abdämmung zwar nicht des Wasser- aber des Eisstromes gleich gekommen sein würde. Denn wenn man bedenkt, daß ein jeder Pfeiler noch mit einem Schutzwall von Feldsteinen zu umgeben war, so blieb kaum für die Wassermasse ein Durchfluß. Bei Eisstopfungen ist es aber umgekehrt wie bei Lawinen; ein Atom kann hier die Schneemasse in Bewegung setzen und dort das Eis zum Stehen bringen.

Kam es aber darauf an, möglichst wenig Hindernisse in den Strom zu werfen, das heißt, nur eine geringe Zahl von Pfeilern zu errichten, so empfahl sich eine Draht- oder Kettenbrücke ganz von selbst. Man vergegenwärtige sich die großartige Spannung der Kettenbrücken über die Moldau bei Prag und über die Donau bei Buda-Pesth, oder denke an die spinnenwebenartige zu Freiburg in der Schweiz. Hier ist in der That eine Luftpassage konstruirt, kühn und genial.[6])

Unglücklicherweise eignen sich aber Drahtbrücken durchaus nicht zum Eisenbahnbau. Es ist nicht bloß der Mangel an Stätigkeit, ihre leichte Durchbiegung, ihr Schwanken selbst im Winde, es ist ganz besonders die

Unmöglichkeit, sie für die Dauer sicher zu konstruiren, was ihre Benutzung für große Lasten so gefahrvoll macht. Wer sich noch der großen Unglücksfälle zu Angers und Genf erinnert, — dort riß die Brücke eine große Truppen-Abtheilung in den Strom, hier wich sie dem Gewichte bei der Probebelastung — wird weiter keine Bedenken dabei hegen.

Für den vorliegenden Zweck blieben schließlich nur zwei Arten von Brückenkonstruktionen übrig, von denen die eine freilich nur aus der andern entstanden ist, da beide demselben physischen Gesetze folgen.

Der geniale Stephenson machte nämlich darauf aufmerksam, daß die Anwendung von massivem Material nicht bloß einen Luxus darstelle, sondern auch einen Fehler enthalte. Nimmt man nämlich einen Balken, legt ihn mit seinen Endpunkten auf zwei Pfeiler und beschwert ihn in der Mitte; oder befestigt man einen Balken an seinen Endpunkten und zieht ihn in der Mitte mittelst einer Kraft in die Höhe, so wird derselbe im Stande sein, bis zu einem gewissen Punkte dem Gewichte, der Kraft Widerstand zu leisten. Sobald dieser Punkt überschritten wird, muß er brechen. Hierbei zeigt sich nun die eigenthümliche Erscheinung, daß, wenn die Kraft von Oben nach Unten wirkt, die obern Theile des Balkens sich zusammen, die untern aber auseinander geben (wirkt die Kraft von Unten nach Oben, so ist es umgekehrt); die eigentliche Mitte und selbst ein großer Theil des Balkens

verhalten sich fast indifferent, sie bieten der Kraft einen nur geringen Widerstand dar, d. h. sie tragen nicht, sie sind unnütz. Aber nicht genug, daß diese innern Theile des Balkens überflüssig, sie sind auch schädlich, denn sie haben selber ein Gewicht; sie vermehren also die Kraft, welche auf den Balken wirkt.[7])

Auf Grund dieses so einfachen Gesetzes konstruirte Stephenson seine berühmte Britaniabrücke über die Menaistraße. Er höhlte einen vierkantigen eisernen Balken, d. h. er bildete eine Röhre, welche ein Rechteck als Durchschnitt zeigt, gab derselben Pfeilerstützen, legte das Schienengeleise in diese Röhre selbst und die Brücke war fertig. So genial dieser Gedanke ist, so klebt ihm doch etwas — ich möchte sagen — Rohes an. Diese Röhre ist nichts als die handgreifliche Verwirklichung eines physischen Gesetzes; es ist der ausgehöhlte Baumstamm des Indianers; die Dirschauer Brücke ist, damit verglichen, eine elegante Gondel. Und doch folgen beide demselben Gedanken.

Die Gitterbrücke ist das genialere Kind der genialen Britania-Röhrenbrücke.

Vergegenwärtigen wir uns, daß zur einfachsten Gestalt einer Brücke zwei Balken gehören, die parallel neben einander liegen und eine Bretterlage tragen. Die Entfernung der Endpunkte, auf welchen die Balken ruhen, von einander und die Stärke der letztern bestimmt deren Tragkraft. Ebenso hängt dieselbe von der spezifischen Dichtigkeit und Zähigkeit des Materials ab. Liegen nun

die Stützpunkte weit auseinander, so wird es einer um so größern Stärke dieser Balken bedürfen, als dieselben zugleich bestimmt sind, große Lasten zu tragen. Bedenken wir nun, daß vorzugsweise die obern und untern Theile eines Balkens tragen, ferner daß ein schmaler und hoher Balken eine größere Last zu tragen vermag als ein breiter und niedriger, so ergiebt sich die Construktion eines idealen Balkens von folgender Art.

Man entfernt zwischen den allein brauchbaren obern und untern Theilen des Balkens die indifferent-schädliche Mittellage — wodurch man eigentlich zwei Balken erhält — und verbindet dieselben durch senkrechte Träger und gekreuzte Stäbe mit einander. Dadurch entsteht, seiner äußern Form nach, ein aufrecht stehendes Gitter, an welchem dem Laien die Träger und gekreuzten Stäbe als die Hauptsache erscheinen, während doch vorzugsweise[8]) diejenigen beiden Balken die Tragfähigkeit dieses Gitters bestimmen, in welche oben und unten die Stäbe eingefalzt sind.

Dieser Gitter werden mehrere — mindestens zwei — auf den Stützpunkten, — den Strompfeilern, — vertikal neben einander gestellt und ihrerseits mit einander durch einzelne Stäbe verbunden, um die senkrechte Stellung nicht zu verlieren. Was aber bei gewöhnlichen Holzbrücken die Bretterlage, das ist hier eine auf Eisenstäben, die von Gitter zu Gitter gehen, ruhende horizontale Balkenlage.

Dem Leser wird es nach dieser Darstellung nicht schwer werden, in einem solchen Gitter nichts als einen

idealen Balken zu sehen; er wird auch weit davon entfernt sein zu glauben, die Träger und die gekreuzten Gitterstäbe hätten nur die obern und untern Balken — Gürtungen genannt — aus und über einander zu halten. Nur die absoluteste Festigkeit in der Verbindung durch die Gitterstäbe bewirkt es, daß beide Balkengürtungen zusammen nur einen Balken darstellen. Wäre dieses nicht der Fall, so würde ein jeder dieser Balken, auf sich selbst angewiesen, dem ausgeübten Drucke durchaus nicht zu widerstehen im Stande sein. Es ist auch hier nur die Einheit, die so großartige Resultate hervorbringt.

Die Gitterbrücken eignen sich wie keine anderen zur Ueberbrückung von großen Zwischenräumen, namentlich also von Strömen, welchen durch Pfeiler die möglichst geringen Hindernisse entgegen gestellt werden dürfen.

Bei der Weichsel muß man nur unterscheiden das eigentliche Strombett von etwa 1200 Fuß Breite, in welchem sich der Strom, mit Ausnahme von ungewöhnlichen Anschwellungen, im Sommer zu bewegen pflegt, und das weitere Strombett, — zu welchem auch das sogenannte Vorland gehört — dessen Grenzen durch die Höhen von Dirschau und den Deich des rechten Ufers bestimmt werden. Die Breite dieses Strombettes beträgt, vom Beginne des einen Endpfeilers bis zum Ende des andern gemessen, 2668 Fuß. In diesem Raume nehmen die beiden Land- oder Uferpfeiler je 98½ Fuß ein; zwischen ihnen befinden sich fünf Strompfeiler, von

denen zwei in dem eigentlichen Strombette zu ſtehen kommen. Dadurch entſtehen ſechs Brückenöffnungen, deren jede einzelne die überraſchende Weite von 386 Fuß hat. [9]) Bei der ſchon oben erwähnten Britaniabrücke, welche in drei Oeffnungen über die Menaiſtraße führt, beträgt die Weite der größten Oeffnung 447 Fuß, alſo 61 Fuß mehr; dagegen hat die Kinzig-Gitterbrücke bei Offenburg nur eine einzige Spannweite von 195 Fuß.

Die Höhe der Pfeiler iſt, vom untern Abſatz, d. h. etwa von der Höhe des niedrigſten Waſſerſtandes aus gerechnet, 35 Fuß; der höchſte Waſſerſtand bleibt noch 12 Fuß unter der Brücke. Das Gitter ſelbſt hat eine Höhe von beinahe 38 Fuß, ſo daß in der That — wie ein Arbeiter bemerkte — der Eiſenbahnzug zwiſchen den Gittern den Eindruck einer Maus in einer Falle machen wird.

Nächſt dem Gitter iſt nichts intereſſanter als der Bau der Pfeiler. Kam es bei jenem darauf an, ein phyſiſches Geſetz mittelſt einer mathematiſchen Rechnung zu verwirklichen, ſo mußte man bei den Pfeilern der ganzen Unbändigkeit, Launenhaftigkeit und Zerſtörungsluſt des allgewaltigen Stromes zu begegnen wiſſen. Das Gitter ließ ſich nicht bloß auf dem Papiere oder als Modell darſtellen, ſondern auch ausführen; an der Unzuverläſſigkeit der Pfeiler, deren Feſtigkeit ſich abſolut nicht vorausſehen ließ, konnte ſchließlich aber doch das ganze Werk ſcheitern. Es iſt ſo nicht gekommen; die Pfeiler

ſtehen groß und unerſchüttert da, wie ein Fels, der den Meereswellen trotzt; und wahrlich, ſie haben ſchlimmern Kräften Widerſtand zu leiſten.

Die Landpfeiler ſind mit vielfachen Gewölben, Kaſematten, Schießſcharten und ähnlichen Einrichtungen verſehen, indem die Brücke nicht bloß dem Verkehre dienen, ſondern zugleich einen befeſtigten Brückenkopf abgeben ſoll. Die Mittelpfeiler haben faſt die Geſtalt eines Schiffes, d. h. ſie bilden ein an der ſchmalen Seite abgeſchrägtes und zugeſpitztes Oblong, wie die Pfalz im Rhein. Sie ſtehen ihrer Länge nach, die 81 Fuß beträgt, dem Stromlaufe entſprechend, und ſind 31 Fuß breit. Die Gitter ruhen unverſchieblich nur auf der Mitte des erſten, dritten und fünften Mittelpfeilers, während auf den übrigen Pfeilern durch untergelegte auf gußeiſernen Platten bewegliche Rollen der Veränderlichkeit der Längenausdehnung durch die Temperaturänderung Rechnung getragen iſt. Man rechnet auf eine mögliche Ausdehnung von $3\frac{1}{2}$ Zoll für einen Raum zwiſchen zweien Pfeilern, alſo auf 21 Zoll für die ganze Brücke.

Höchſt intereſſant iſt die Art und Weiſe, wie die Strompfeiler gebaut ſind.

An der Stelle, wo der Pfeiler zu ſtehen kommen ſollte, ſchlug man in der Größe und Grundform deſſelben eine Pfahlwand, die durch Ausbaggerung und Einrammen in eine möglichſt große Tiefe verſenkt wurde, während man den ſeit Jahrtauſenden aufgeſchwemmten

Triebsand so weit als möglich herauszuschaffen suchte. In diese mit Wasser angefüllte Grube wurde demnächst ein Pfahlrost geschlagen und darauf eine aus Cement oder hydraulischem Kalk und grobem Kiese oder Stein- und Ziegelstücken bestehende Mischung — Béton genannt — geschüttet, welche im Wasser vollständig zu einer Steinmasse verhärtet. Man bediente sich dabei kleinerer Körbe, die erst in der Tiefe ausgeschüttet wurden, um eine größere Gleichmäßigkeit in der Mischung zu erzielen und zu verhüten, daß die schwereren Bestandtheile rascher zu Boden sänken. Auf diesem mehrere Fuß hohen zu Stein verhärteten Fundamente schüttete man längs der Pfahlwand einen Fangdamm bis über den Wasserspiegel, worauf das Wasser aus der Baugrube mit Leichtigkeit ausgepumpt und das Mauerwerk der Pfeiler ausgeführt werden konnte, zu welchem man vortreffliche, aufs Sorgfältigste bearbeitete Steinquadern und Formsteine verwendete, und erstere mittelst eiserner Klammern und Dübel, letztere aber durch Mörtel verband. Da wo sich der eigentliche Wogenschwall und das Eis zu brechen hatte, wählte man die spröde Basaltlava der Eifel; zur Mitte nahm man Sandstein und zur Spitze stromabwärts Granit. [10])

In einer Entfernung von 10 Fuß [11]) umgiebt den ganzen Pfeilerraum eine starke Pfahlwand. Rings um dieselbe ist ein mächtiges Lager von unbehauenen Feldsteinen geschüttet, welche nicht bloß den Pfeiler im All-

gemeinen gegen den Waſſer- und Eisandrang ſchützen, ſondern insbeſondere Unterwaſchungen, wodurch der Pfeiler eine Senkung erfahren könnte, verhüten ſollen. Da dieſer Steinwall aufs Genaueſte gemeſſen worden, ſo iſt man leicht zu erkennen im Stande, ob ſich eine Veränderung zugetragen habe, und kann durch Nachſchütten von Steinen den Mangel heben. Mir wurde mitgetheilt, daß um einen dieſer Strompfeiler allein 1600 Schachtruthen — d. ſ. alſo 230,400 Kubikfuß — Steine geſchüttet wären.

Zwiſchen den eiſernen Gittern, deren lichte Weite 20 Fuß beträgt, wird in einer Höhe von 6 Fuß über dem unteren Rande der Gürtung das Schienengeleiſe und zu deſſen beiden Seiten die Bahn für gewöhnliches Fuhrwerk laufen. Für Fußgänger dient eine an der Außenſeite der Gitter zu beiden Seiten angebrachte Gallerie von 3 Fuß Breite, ein luftiger, ſchwindelerregender Gang!

Sieht man die Gitter von der Seite aus einiger Entfernung, ſo iſt es ſchwer das Durchbrochene, Luftige, Spitzenartige des Baues zu erkennen. Anders wenn wir die Brücke ſelbſt betreten. Die impoſante Höhe der Gitter, welche über dem ſchnell dahinrauſchenden Strome zu ſchweben ſcheinen; der eigenthümliche, hell klingende Luftzug, der durch die Gitter ſtreicht; der Blick in die weiteſte Ferne; der ſchöpferiſche Gedanke, der aus dem Werke redet, gewähren einen Eindruck, der erhebend und überwältigend wirkt. Es iſt die Empfindung, wie wir

sie auf den durchbrochenen Thurmspitzen gothischer Dome haben. Und doch, so erhaben der Eindruck ist, den dieses Werk in seiner Totalität hervorruft, vorzugsweise ist es doch das Detail, die geistvolle Technik, die mathematische Genauigkeit, was uns immer und immer zur Betrachtung des Einzelnen nöthigt und uns den allgemeinen Standpunkt der bloßen Bewunderung aufzugeben zwingt.

In Betreff der Sicherheit und Solidität übertrifft der berechnete Belastungswiderstand denjenigen der Conwaybrücke um beinahe ein Drittheil. Für diese ergab sich bei der Probebelastung von 1313 Pfund auf den Fuß der Brückenlänge $1\frac{1}{2}$ Zoll Durchbiegung. Bei der Weichselbrücke sollte die letztere für die weit größere Belastung von 2128 Pfund auf den Fuß der Länge nur $\frac{5}{8}$ Zoll betragen. Nach der am 20. Oktober 1855 stattgefundenen Wegnahme der Stützen unter dem Oberbau der beiden mittleren Oeffnungen bestätigte die thatsächlich eingetretene Durchbiegung das durch die Rechnung [12]) für das eigene Gewicht der Brücke voraus bestimmte Resultat in glänzender Weise. Auch das Resultat der wenige Tage darauf vorgenommenen Probebelastung von 1,923,000 Pfund oder 2323 Pfund auf den Fuß der Länge entsprach der statischen Berechnung des Bauprojektes durchaus. Die erfolgte Durchbiegung betrug $\frac{1}{2}$ Zoll $4\frac{1}{2}$ Linien. Nach Entfernung der Belastung hob sich das Gitter wieder um die durch jene erfolgte Senkung vollständig.

Nach ganz analogem Systeme wird auch die zweite Brücke bei Marienburg konstruirt, welche die Nogat mittelst zweier Brückenöffnungen von 312 Fuß Weite und zweier massiver Bogen von 52 Fuß Spannung an jedem Ufer überschreitet. Ein von dem Königlichen Ministerium für Handel und Gewerbe herausgegebener Atlas in 19 Tafeln [13]) gewährt nicht nur eine detaillirte Einsicht in die technische Anordnung des Ganzen wie der einzelnen Theile des großartigen Baues, sondern gestattet auch in verschiedenen perspektivischen Ansichten [14]) ein antizipirtes Urtheil über den Eindruck, welchen der Bau in seiner Vollendung auf das Auge des Beschauers hervorbringen wird. Dieser Eindruck, welcher im höchsten Grade großartig und überraschend ausfallen muß, wird wesentlich bestimmt durch eine Doppelreihe krenelirter Thürme, in deren Mauerwerk die Gitter eingefügt sind, welche von ihnen ungefähr um ihre eigene Höhe überragt werden. Die Thürme der Mittelpfeiler sind rund, die der Eckpfeiler vierkantig. Letztere bilden mit der sie verbindenden krenelirten Quermauer die Portale, welche durch spitzbogenförmige Wölbungen den Zugang zu den Brücken gestatten. Bei der Weichselbrücke sind diese Portale einfach und schmucklos gehalten, überraschen aber durch die seltene Harmonie ihrer Verhältnisse; dagegen prangen die Portale der Nogatbrücke in vollem Schmuck des gothischen Bausthls. [15])

Werkstätten.

Wie Alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem Andern wirkt und lebt!
Göthe, Faust

Wenn wir ein Geldstück gedankenlos zwischen den Fingern rollen, fällt es uns am wenigsten ein, der Arbeiten, der Vorbereitungen zu gedenken, welche nöthig waren, damit das Stückchen Metall diese bestimmte Gestalt annahm. Bei einem neuen Hause, das eben festlich eingeweiht wird, erinnert man sich selten der Handlanger, der von ferne herbeigeschafften Materialien, des fortgeräumten Bauschuttes. Die Gegenwart verschlingt Alles und wird wiederum von der kommenden Zeit verschlungen.

So wird auch der Reisende, der nach Jahresfrist in glänzendem Waggon über die von den Rädern geglätteten Schienen durch die luftige Halle der Weichselbrücke rollt, sich weder der großartigen Gedankenarbeiten in den Köpfen der kühnen Techniker, welche dieses Werk schufen, noch der Handlanger erinnern, auf deren Trink-

gefäßen wir das begeisterte: »Es blühe der Brückenbau!« lesen, noch des Schuttes und der Steinfragmente, die uns vor die Füsse rollen, noch all der Dampfmaschinen, Eisenbahnen, Schuppen und Wohngebäude, jenes ganzen ungeheuren Apparates, welcher fast in meilenweiter Entfernung auf den Brückenbau als den allgemeinen Centralpunkt hindeutet. Auch von dem verunglückten Arbeiter wird kein trinkgeldbegieriger Führer mehr erzählen, der vor zwei Jahren von dem Holzgerüste auf den den einen Pfeiler umgebenden Steinwall herabgestürzt ist. Wie eine Sage wird einst der pflügende Ackersmann von der Cementfabrik, der Eisengießerei und Maschinenwerkstätte sprechen, die mit ihren weitläufigen Gebäuden jetzt viele Morgen Ackers bedecken und dann verschwunden sein werden. Und doch ist gerade das Werden das Interessante, denn es ist das Leben; hinter dem Gewordenen, Fertigen steht wie ein blasses Bild die Vernichtung, der Tod.

Sehen wir uns deshalb, bevor die Dirschauer Brücke diesen Punkt erreicht hat, ihre Umgebung an, werfen wir einen Blick in ihr Werden.

Es war im Jahre 1847, als ich zum ersten Male etwas vom dortigen Brückenbau kennen lernte; die Postverbindung war damals so mangelhaft, daß man, von Bromberg kommend, 10 Stunden auf die korrespondirende Post warten mußte. Ich ging am Weichselufer spazieren und bemerkte einen alten Invaliden, der mich auf dem zum Theil schon geebneten Uferplateau — da

wo jetzt der Bahnhof steht — herumführte und mir kopfschüttelnd von dem in Rede stehenden Projekte erzählte. Ihm schien es fast eine Gottlosigkeit, über diesen Strom einen Pfad zu schlagen. Einige Jahre später fand ich bereits Alles in der vollsten Thätigkeit; einer von den großen Pfeilern ragte schon weit aus dem Wasser hervor. Einige weitere Jahre, und die Brücke ist so gut wie vollendet. Meinen Invaliden sah ich schon das zweite Mal nicht mehr.

Die Brücke besteht aus Eisen und Mauerwerk; außerdem ist Holzmaterial zu den Pfahlwänden und zu dem komplizirten Gerüste erforderlich gewesen.

In Betreff des Mauerwerkes betrachten wir zuvörderst den Ziegelbau.

Dirschau hat als Mittelpunkt großartiger Bauten eine vom Geschick selten gewährte günstige Lage. Die Situation an einem schiffbaren im nahen Meere mündenden Strome, an einer Eisenbahn, ist allein schon hoch anzuschlagen. Es kommt aber dazu, daß im Umkreise weniger Meilen fast alle diejenigen Materialien angetroffen werden, welche das Land überhaupt darbietet; daß sämmtliche Materialien von einer vorzüglichen Beschaffenheit, und — was die Hauptsache — sehr billig zu erlangen sind. Zu dem Holzgerüste gewähren die Flöße, welche auf der Weichsel aus dem südlichern Westpreußen und aus Polen kommen, das Holz; der Thon zu den Ziegeln wird in Kniebau[16]) gegraben und daselbst

auch verarbeitet; die davon fabrizirten Ziegel sind auffallend hellgelb, mitunter ins Röthliche spielend und von ausgezeichneter Härte. Die Provinz Preußen ist reich an vorzüglichen Mergellagern, welche für die dortige Agrikultur mehr bedeuten wollen, als alle Guanoinseln. Der Werth dieses Mergels bestimmt sich ganz besonders nach seinem Kalkgehalte. Bei Dirschau ist der letztere nun so groß, daß der Kalkmergel unmittelbar als Cement[17]) verwendet werden darf. Um nun aber, wie beim Brennen der Kalksteine, aus dem Mergelkalk die Kohlensäure zu entfernen, sind vier Oefen konstruirt, in welchen schon seit Jahren das Feuer nicht ausgegangen ist. Man streicht zu dem Zwecke des Brennens den Mergel in Ziegelformen von gewöhnlicher Größe (Patzen) oder auch in kleinen kubischen Formen, von denen acht auf einen gewöhnlichen Ziegel gehen, und welche den in der Niederung fabrizirten kleinen Käsen (Zwergen) frappant ähnlich sehen. Diese demnächst an der Luft in besondern Schuppen getrockneten Ziegel werden durch eine Oeffnung von oben in die, dicken Schornsteinen gleichenden, Oefen geschüttet und durch die Hitze chemisch verändert. Zum Mahlen dieses gebrannten Mergelkalkes (Cementes) sind Dampfmühlen bestimmt. Soll er zum Mörtel dienen, so untermischt man denselben während des Mahlens gleich mit feinkörnigem Sande — der aus dem Weichselbette gegraben wird — und feuchtet ihn mit Wasser an, so daß der Mauermörtel aus der

Maſchine — die darum auch Mörtelmühle heißt — fertig herauskommt.

Ein Theil dieſes Cementmehles bildet, mit grobem Kieſe oder Stein- und Ziegelſtücken in einem Cylinder durchgeſchüttelt, die wunderbare, oben ſchon erwähnte Miſchung, welche man zu den Fundamenten der Brückenpfeiler benutzt hat, und Béton heißt. Dieſe Miſchung hat die ſonderbare Eigenſchaft, im Waſſer ſehr ſchnell zu verhärten, ſoll an der Luft aber allmählig verwittern.[18]) Sie iſt alſo recht eigentlich zu Waſſerbauten wie gemacht, und man darf wohl dreiſt behaupten, daß ohne die Erfindung des Bétons der Bau der Weichſelbrücke noch unendlich mehr Schwierigkeiten dargeboten haben würde. Mir wurde ein Stück Béton gezeigt, welches bereits längere Zeit im Waſſer lag; aber trotz des ſtarken Kalkgehaltes hatte das Waſſer keine Färbung angenommen, auch war es nicht möglich, durch Abkratzen eine Trübung hervorzubringen. Als ich im Jahre 1856 den Brückenbau beſuchte, konnte ich kaum ein Stück Béton auftreiben, — weil dieſes Material nicht mehr gebraucht wird; endlich fand ein Arbeiter noch ein kubiſches Stück unter andern Steinen. Daſſelbe hatte dort ſchon einige Zeit an der Luft gelegen und wir zerſchlugen es ziemlich leicht. Mich erinnert dieſe Miſchung übrigens lebhaft an die Nagelfluhe, aus welcher die Vorgebirgsmauer der Alpen und namentlich der Rigi gebildet iſt.

Außer den Ziegeln, dem Mörtel und Béton iſt zu

dem Mauerwerk vorzugsweise gebrochenes Gestein verwendet worden. Wenn ein Naturforscher nach Jahren einmal Basaltlavastückchen[19]) in der Nähe Dirschaus am Weichselufer finden sollte, wird er sich der Brückenpfeiler erinnern, um nicht in seinem neuesten Werke über Basalte auch die Dirschauer zu citiren.

Die zum Bau nothwendigen Blöcke kommen nach Dirschau theils bearbeitet, theils in roher Gestalt, werden aus den Weichselkähnen mittelst eines Krahnes (Kranichs) in die Höhe gewunden und auf einer Eisenbahn zu einer Steinschneidemühle geschafft — der einzigen übrigens, bei welcher man sich der Wasserkraft bedient, — um von einer Säge zerschnitten zu werden. Da diese Säge aber keine Zähne hat, so sollte man sie lieber ein Messer nennen; auch ist es nicht bloß dieses Instrument, was den Stein zertheilt, sondern zugleich der in die Furche gestreute Sand, welcher angefeuchtet und durch die Bewegung des Messers hin und her geschoben, dessen Eindringen in den Stein ermöglicht.

Die Anfertigung der Gitter geschieht in der an der Eisenbahn nach Danzig liegenden Maschinenbauanstalt, welche mit ihrer Fülle von Gebäuden, Dampfmaschinen, Hofräumen, Schuppen, Wohngebäuden für die Arbeiter eine kleine Welt für sich bildet. Mir fiel weniger das sinnverwirrende Hämmern, Brausen, Stampfen, das Geschäftige der Arbeiter, die ungeheure Wirkung der Kräfte auf, als vielmehr der eine Umstand. Ich hatte

mir vorgestellt, die Gitter würden in der Fabrik vollständig konstruirt und dann als Ganzes und mit einem Male aufgestellt, — wie das bei der Britaniabrücke der Fall gewesen ist. Statt dessen fand ich die Arbeiter an einer unendlichen Fülle kleiner Stücke, Platten, Stäbe beschäftigt, mit außerordentlicher Sorgfalt die Kanten und Flächen, namentlich die von den Stampfen eingeschlagenen Löcher prüfend, daran feilend und rundend, wie man in der Münze jedes einzelne Geldstück sorgfältig wiegt und prüft. Denn erst an Ort und Stelle wird Stück für Stück aneinander gefugt und geschroben. In der Anstalt selber geschieht das Zusammensetzen nur der Probe halber. Auf diese Weise bietet der Transport der einzelnen Theile durchaus keine Schwierigkeit dar.

Dafür bedurfte es aber der Konstruktion eines vollständigen Gerüstes, welches von Unten und Oben, Innen und Außen das Gitterwerk umschließt, mit seinem untern Theile in dem Strome selbst steht und sich zwischen zwei Pfeilerräumen hinzieht. Wem große Summen imponiren, der mag sich merken, daß allein der Holzwerth an diesem Gerüste 40,000 Thaler beträgt. Da dasselbe Gerüst immer zu je zwei Pfeilerräumen, d. h. zu einem Drittheil der Brücke verwendet wird, im Winter sein Verbleiben im Strome wegen des Eisganges auch gefährlich[20]) ist, so muß das ganze Gerüst im Herbste ans Land geschafft und in jedem Sommer ein Drittheil der Brücke vollendet werden. Bis jetzt (Herbst 1856) sind

zwei Drittheile überbrückt. Das letzte Drittheil ſieht ſeiner Vollendung im Sommer 1857 entgegen.

Dieſes ſind die Haupterſcheinungen, welche ſich als eine bloße Vorbereitung, als ephemere, der einen Brücke dienende Inſtitute darſtellen. Bedenkt man, daß das ganze Ufer auf eine weite Strecke hin geebnet, mit einem Netze von Eiſenſchienen bedeckt, daß eine große Zahl von Gebäuden errichtet iſt, welche alle verſchwinden müſſen, ſobald das große Werk vollendet worden; daß alle die tauſend werkthätigen Hände ſich in andern Verhältniſſen eine Arbeit ſuchen werden, wenn man ihrer nicht mehr bedarf, ſo fühlt man doppelt die Bedeutung, die Erhabenheit der grandioſen Schöpfung. Schätzen wir doch meiſt die Größe mehr nach den Vorausſetzungen, auf welche ſie ſich gründet, nach den Opfern, welche ſie fordert, als nach ihrem eigenen Werthe. Aber ſelbſt ohne die genauere Kenntniß dieſer Vorausſetzungen wird dieſes Werk die Bewunderung jedes denkenden Menſchen erregen. Denn was ſo laut, ſo eindringlich aus dieſen Eiſenſtäben, dieſen Pfeilermauern ſpricht, das iſt die allbezwingende, ſich an Alles wagende, vor nichts zurückſchreckende Menſchenkraft, jener Geiſt der »Gottloſigkeit«, den die Frommen nicht verſtehen und den auch der alte Invalide nicht begriff. Es iſt derſelbe Geiſt, der aus den ägyptiſchen Pyramiden und aus den Werken des ſtolzen Rom ſpricht, der die Simplonſtraße ebnete und Amerika entdeckte. Wer dieſem Geiſte nicht

gewachsen ist in seiner Kleinheit, der hat diesen Pfeilern wohl einen baldigen Sturz prophezeiht; der hat sie verläumdet, daß *sie* den großen Durchbruch im Jahre 1855 verschuldet hätten, oder wohl gar behauptet, diese stolzen Pfeiler senkten sich bereits nach einer Seite. Sie werden diesen Geist nie begreifen. Das Volk folgt gern solchen Vorstellungen; es verwünscht bereits dieses Werk; vielleicht daß nach einigen Jahrhunderten der Schiffer an den letzten Trümmern dieser »Teufelsbrücke« scheu vorüber fährt.

Die Andern nennen sie spöttisch »ein bloßes mathematisches Problem, eine physikalische Vergeistigung der Materie«; auch mit diesen ist nicht zu streiten. Es sind dieselben Menschen, die den Geist in den kunstvollen Bauten der Polypen, in den Dünenreihen nicht begreifen, die dadurch entstehen, daß sich Sandkorn auf Sandkorn häuft. Wer aber in dem Gesetze, das die Materie durchdringt, auch einen Theil des ewigen Geistes sieht und in der Erkenntniß dieser Gesetze den Sieg des Menschengeistes über den an und für sich trägen Stoff, der wird von diesem großen Werke einen erhabenen, unvertilgbaren Eindruck mit fortnehmen, das Bewußtsein von der Ewigkeit des die Materie zwingenden Menschengeistes. In diesem Sinne wird auch dieser Bau ein *ewiger* sein, selbst wenn nur noch die verwitternden Trümmer des letzten Pfeilers aus dem Strome ragen, und das Kreuzschlagen des scheuen Schiffers wird nur der Beweis dafür sein.

II. Danzig.

Positionen.

Die Stadt Dirschau bildet ebenso einen Brückenkopf für die Weichsel, wie Marienburg für die Nogat. Sie bezeichnen die naturgemäßen Uebergangspunkte für beide Ströme. Es liegt den scheinbar willkührlichen Städtegründungen ein tiefes Gesetz zu Grunde, welches jener Unkundige, der sich über die Neigung der Ströme, an großen Städten vorbeizufließen, wunderte, zu erkennen nicht im Stande sein wird. Ja wir können dreist behaupten, daß an der Stelle, wo wir eine Stadt vorfinden, sich eine solche nothwendig bilden mußte. Denn Städte sind die Krystallisationspunkte eines Landes. Wie sich die Bedeutung eines Platzes aber erst recht offenbart, wenn sich die in ihm konzentrirten Interessen eines Landes nach Außen hin richten, so werden auch diejenigen Krystallisationspunkte die bedeutendsten sein, in welchen sich dieser Zug ausspricht. Es sind die See- und Flußhandelsstädte. Wir finden deshalb da, wo große Ströme im Meere münden, stets einen Handels-

platz angelegt; denn die Flußader bietet ganz von selbst einen leicht und billig zu benutzenden Handelsweg dar, auf welchem die Landesprodukte dem Meere und fremden Ländern zugeführt werden. Dergleichen Städte bilden sich aber nicht nothwendig unmittelbar an der Mündung des Stromes. Denn Handelsstädte sind nicht bloß Krystallisationspunkte für den Verkehr, welcher längs des Stromes die See und überseeische Länder sucht, sie sind meist zugleich der Mittelpunkt für das Binnenland, welches sie repräsentiren, und den Landtransport. Außer dem Verkehr, der Zufuhr in der Länge des Stromes giebt es auch Handelswege, welche denselben überschreiten. Der Punkt, wo sich diese Wasser- und Landstraßen naturgemäß schneiden, ist offenbar der für die Anlage eines Stapelplatzes, einer Handelsstadt geeignetste. Wir sehen deshalb, daß fast alle großen Handelsstädte in einiger Entfernung von dem Meere an einem großen Strome, oder — was dasselbe ist — an einem Meeresbusen liegen, wie z. B. Petersburg, Riga, Königsberg, Danzig, Stettin, Hamburg, Bremen, Amsterdam, Antwerpen, Rouen, London, Bordeaux u. s. w. Alle diese Städte sind zugleich Binnen- und Seehandelsstädte. Weil aber die unmittelbare Nähe der See immer einen großen Reiz zur Gründung eines reinen Seehandels-Etablissements darbieten wird, so finden wir bei den meisten der genannten Handelsstädte noch am eigentlichen Ausflusse des Stromes, an welchem sie liegen, oder da

wo der enge Meerbusen, das Haff sich öffnen, kleinere nur dem Seehandel ausschließlich gewidmete Städte, welche man deshalb auch Hafenstädte nennt. So ist Pillau der Hafenplatz für Königsberg und Elbing, Neufahrwasser für Danzig, Swinemünde für Stettin, Cuxhafen für Hamburg u. s. w. Wo der Verkehr fast ausschließlich der Längenrichtung des Stromes folgt, wie beim Nil, kommt es wohl vor, daß die Hafenstadt außergewöhnlich groß ist und als selbstständiger Handelsplatz auftritt.

Selten hat eine Stadt eine in handelspolitischer Hinsicht naturgemäßere Lage als Danzig. Von Dirschau wendet sich die Weichsel ein wenig nordöstlich, behält diesen Lauf bis zum Danziger Haupte bei, schickt eine Hälfte östlich ins frische Haff und fließt zur andern Hälfte westlich. Da wo sie sich den die Stadt Danzig beherrschenden Höhen nähert, wendet sie sich plötzlich nach Norden und ergießt sich ins Meer.[21]) Danzig liegt nun genau zwischen diesem Weichselarme und den genannten Höhen. Am nördlichen Fuße derselben breitet sich eine weite Ebene bis zur See aus, auf der sich neben dem Höhenzuge ganz naturgemäß die Straße von Pommern hinzieht. Diese Verkehrsstraße trifft bei Danzig auf die Weichsel; sie braucht dieselbe in ihrer Richtung nach Elbing zu aber nicht zu überschreiten, sie kann vielmehr dem Strome in dessen östlichem Laufe bis ins frische Haff, bis nach Elbing folgen. Es ist die uralte Wasserstraße, welche den Landweg ersetzt, und wahrscheinlich

schon vom Bischof Adalbert bei seiner Fahrt nach Preußen eingeschlagen worden ist. Der Punkt bei Danzig muß also unter allen Umständen den Berührungspunkt für die Wasser- und Landstraße bilden.

Ganz ähnlich ist das Verhältniß bei Elbing. Diese Stadt liegt eigentlich an der Nogat, in demselben Sinne, in welchem wir auch Alexandrien als Nilstadt bezeichnen. In dem jetzigen [22]) Mündungssystem der Nogat, also mitten in der Niederung, konnte sie darum nicht gegründet werden, weil sich sonst die Interessen der benachbarten »Höhe« der Krystallisation entzogen haben würden. Wir finden daher Elbing — das uralte Truso — zwar in der Flußebene des Elbingstromes, aber doch da gegründet, wo sich Höhe und Niederung die Hand reichen.

Danzig folgt nicht nur demselben Gesetze, hier tritt außer Höhe und Niederung noch die dritte charakteristische Bildung des Weichseldelta's, die Sanddünenbildung der Nehrung hinzu, um die Bedeutung der Position noch zu unterstützen.

Nichts scheint willkührlicher als die Gründung von Dirschau und der Marienburg und deren Bestimmung als Brückenköpfe, und doch ist die Lage auch dieser Städte nur eine nothwendige Consequenz der Uferbeschaffenheit der Weichsel und Nogat. Dirschau liegt nämlich gerade da, wo die linke Uferhöhe der Weichsel zum letzten Male an den Strom tritt und demnächst weiter im Norden das Danziger Werder beginnt. Ma-

rienburg aber bezeichnet den Punkt, wo die, die Elbinger Niederung in einem Bogen umschließenden Höhen die Nogat berühren. Das Zusammentreffen von Höhe und Niederung bestimmt auch hier die Nothwendigkeit der Stromübergänge an diesen beiden Punkten.

Gleich hinter Dirschau verläßt die Eisenbahn die Höhe des linken Weichselufers, auf der sie sich von Bromberg her gehalten, senkt sich in die Niederung, welche hier den Namen des Danziger Werders führt, durchschneidet demnächst einzelne Ausläufer der links sich erstreckenden Höhe und hält sich ungefähr in der Mitte zwischen dieser und der Niederung bis Danzig. Von Praust (aus Probstei entstanden) ab gewinnt die Fahrt einen ungemeinen Reiz durch die zur Linken aufsteigenden Höhen, bedeckt mit Buschwerk, Feldern, Villen, Kirchen. Ort drängt sich an Ort. Auf St. Albrecht folgt Scharfenort, Guteherberge, Nobel (aus Konstantinopel gebildet), Drei-Schweinsköpfe (von dem Wappen der Patrizier-Familie Ferber hergenommen) und sodann Ohra, Stadtgebiet, Hoppenbruch, Altschottland. Ueber die ganze Gegend, die vorzugsweise dem Gartenbau dient, ist der Zauber der Wohlhabenheit, Behäbigkeit und Schönheit ausgegossen. Links von der Eisenbahn zieht sich die alte Poststraße hin mit ihrer Doppelreihe lombardischer Pappeln, und die durch einen Damm nach der Niederung hin begrenzte Radaune, deren Namen Gelehrte alles Ernstes vom Eridanus der Alten ableiten, die später

Danzig mit Trinkwasser versieht und bedeutende Mühlenwerke treibt.

Gestattet es der Platz im Eisenbahnwagen, so werfe man einen Blick auf die imposante Höhe des Bischofsberges mit seinen großartigen Festungswerken und Kasernen und auf die in der Ebene sich breit hinlagernde Stadt, aus der die Marienkirche mit ihrem Thurmkolosse sich nicht mitten aus einer Stadt, sondern aus einer »Ebene zu erheben scheint.«

Privatarchitektur.

Blick' ich herauf, hieher, hinüber,
Allunverändert ist es, unversehrt.
Göthe, Faust.

Schilling erzählt, ihm habe es bei seinem ersten Eintritte in Danzig geschienen, als seien die Häuser von Glas. In der That ist der Eindruck, den wir in den Straßen Danzigs empfangen, ein so wunderlicher, so ganz und gar außergewöhnlicher, daß wir Mühe haben, uns der Ursachen bewußt zu werden, welche so eigenthümliche Empfindungen hervorrufen. Beim ersten Blicke scheint nämlich nichts Außergewöhnliches diesen Eindruck zu rechtfertigen; die Gebäude enthalten nichts, was wir zerstreut nicht schon anderswo gesehen; die vorherrschende Enge der Straßen, der Mangel vieler großer Plätze, die Gleichförmigkeit der Architektur, das Fehlen des Trottoirs, ein nicht sehr ebenes Pflaster, sind unstreitig Momente, die einzeln genommen keinen erquicklichen Eindruck machen können; und dennoch fühlt sich der Fremde wie in einem nicht zu bannenden Zauber

befangen. Es ist dasselbe Gefühl stiller Seligkeit, das mich überkam, als einst an einem Mondscheinabend in Nürnberg vor der Sebalduskirche beim Rauschen des kunstvollen Brunnens aus einem geöffneten Fenster die Klänge eines Schubertschen Liedes zu mir herüberwehten.

Was ist der Grund dieser seltenen Empfindung? — Es ist die Harmonie. Gebt uns die Schönheit des vollendetsten Kunstwerkes, aber stellt es dahin, wohin es nicht gehört, und wir fühlen die Schönheit nicht, denn wir sehen die Disharmonie; oder schlagt zwei Töne an, die ein jeder für sich silberhell klingen, zusammen aber keine akustische Uebereinstimmung ihrer Schwingungen haben, und wir hören nur den Mißklang. Aber wo fern von aller Regel- und Rücksichtslosigkeit sich der Geist der Ordnung, Einheit und Harmonie ausspricht, wo — wie in diesen wundervollen Häuserreihen — die Seele einer glänzenden Epoche, noch unberührt von dem modernen Flitter und der modernen Gleichmacherei aus den Facaden, die noch nicht todten Larven, sondern lebenden Gesichtern gleichen, blickt, — da giebt es noch eine Erhebung, ein stilles inniges Gefühl, denn wir athmen die Luft, durch welche der harmonische Dreiklang der Schönheit zittert.

Haben wir uns von dem ersten entzückenden Eindrucke befreit, so suchen wir uns mit Recht der Gründe bewußt zu werden, welche diese Harmonie bedingen.

Nach dem Aufschwunge des Geistes folgt nothwendig die Analyse; und wenn wir eine Blume genugsam bewundert haben, greifen wir nach der Loupe.

Die Architektur Danzigs steht nicht vereinzelt da. Wer Königsberg und Elbing kennt, oder Hamburg, oder eine der andern norddeutschen Städte, hat diese hochgegiebelten Häuser mit hellen Spiegelscheiben, die Treppen und Bäume davor bereits alle gesehn. Was aber in andern Städten hievon nur in einzelnen Straßen oder gar nur an einzelnen Häusern auftritt, das ist in Danzig die herrschende Regel.

Das Mittelalter, die Zeit der Hansa, in welcher diese Architektur die ersten Impulse empfing, hatte keine Ahnung von der Ausdehnung unserer heutigen Städte. Die Gemeinsamkeit des Lebens, die Gefahr von Außen, der Gegensatz von Stadt und Land zogen die Grenzen um die Stadt so enge als möglich. Wie damals noch kein »Westend« bestand, so gab es auch keine Villen vor den unsichern Thoren, noch weniger Gärten innerhalb der Mauern des eng umschlossenen Stadtraums. Der Grund und Boden war den Bürgern kärglich zugemessen. Nur die öffentlichen Gebäude blickten mit breiten Fronten nach den enge gewundenen Straßen; dem Privatmanne war selten eine Fronte von mehr als drei dicht neben einander gestellten Fenstern gestattet. Daher stehen die Danziger Häuser alle mit der schmalen Längenseite nach der Straße zu und dehnen sich ganz unverhältnißmäßig

nach hinten aus. Oft geht die ſchmale Hinterfronte bis zu der parallel laufenden Hintergaſſe; oder es befindet ſich zwiſchen dem Vorder- und dem Hintergebäude ein kleiner Hof, auf dem ein Seitengebäude die beiden Haupttheile verbindet.

War aber der Grund und Boden aufs Aeußerſte beſchränkt, man baute in den freien Luftraum. Daher ſind die Danziger Häuſer alle ſo hoch und ſo thurm- und laternenartig luftig. Es entſtand nur die Frage, wie man in dieſe hohen, tiefen, dunkeln Gebäude Licht ſchaffen mochte. Dieſes konnte nur durch ſehr hohe und ganz eng neben einander geſtellte Fenſter bewirkt werden, wodurch die Facaden eben dieſes Glasartige, Durchbrochene, Glänzende erhalten. Was aber dieſen Eindruck ganz beſonders verſtärkt, das iſt die Feinheit des Glaſes ſelber, welches ſpiegelnd und kryſtallklar die ſchönſten Reflexe hervorbringt. Ein grünes düſtres Glas, wie es vielfach in andern Städten benutzt wird, ſelbſt das gewöhnliche weiße Fenſterglas, wird in Danzig kaum irgendwo angetroffen. Der Reflex wird noch dadurch verſtärkt, daß die großen Scheiben ganz ungebräuchlich ſind und dafür nur kleinere etwa ein Viertel ſo große vorkommen; denn offenbar bringen mehrere und kleinere Flächen vielfachere Reflexe hervor als eine einzige große. Ganz beſonders lebhaft wird der Spiegelglanz aber dadurch, daß die Scheiben nicht als eine vollſtändig ebene Platte behandelt werden, ſondern geſchliffen eine Biegung erhalten,

die bald konvex, bald konkav iſt. Die erſtere Form ſammelt, die zweite zerſtreut die darauf fallenden Spiegelbilder, und es iſt zweifelhaft, welche Art des Einſetzens frappanter wirkt. Durch dieſe Behandlung des Fenſterglaſes erhalten die Gebäude in der That ein ſo glänzendes kryſtallnes Ausſehn, daß man mit Schilling geneigt iſt anzunehmen, ſie ſeien überhaupt von Glas. Außerdem laſſen dieſe Scheiben keinen indiskreten Blick in das Innere der Gebäude zu.

Eine zweite Eigenthümlichkeit der Häuſer iſt ihre abgeſonderte Stellung. Reiſende, die in London geweſen, erzählen uns von der feſtungsartigen Abgeſchloſſenheit der dortigen Wohnhäuſer, deren Trennung von der Straße durch einen Graben und ein Gitter, woher die Engländer zu ihrem ſtolzen: my house is my castle ſchon rein äußerlich gekommen ſind. Gerade ſo iſt es in Danzig. Der Mangel aller Bürgerſteige fällt dem Fremden hier ganz beſonders auf. Die Straße iſt für die Oeffentlichkeit beſtimmt; ſie wird an beiden Seiten von einem Graben begrenzt, der in den meiſten keineswegs an einen modernen Rinnſtein erinnert. Was demnächſt folgt, iſt nicht der tolerante, indifferente Pfad des Bürgerſteiges, dieſer trottoirſüchtige Philiſterſteig, an welchem — nach dem preußiſchen Landrechte — die Hauseigenthümer nur das Nutzungs- (nicht Eigenthums-) Recht haben, ſondern das abſolute abgeſchloſſene Privateigenthum. Man geht daher in Danzig ſtets in der Mitte der Straße,

gerade ſo wie es früher auch in Königsberg war; und wenn in Berlin ein ſolcher trottoirflüchtiger in der Mitte der Straße feſt einherſchreitender Danziger hieran ſofort erkannt und ausgelacht wird, ſo kann man den Berlinern billig antworten: Kommt nach Danzig und verſucht ihr es, auf — dem Trottoir zu gehen!

Den Raum, der ſonſt zu den Bürgerſteigen verwendet wird, nimmt eine Platte, ein ſogenannter »Beiſchlag« ein, der, meiſtens mit Steinflieſen belegt, vor der ganzen Fronte des Hauſes hinläuft. Gegen den Graben hin iſt derſelbe durch eine niedrige Mauer von behauenen Steinen (Wangelſteinen) in zierlicher Form begrenzt, an der bei vielen Häuſern ſich kunſtvolle Reliefdarſtellungen befinden. In der Mitte dieſer Mauer iſt ein Raum zum Durchgange offen gelaſſen, von wo aus eine breite Steinplatte über den Graben nach der Straße gelegt, gleichſam eine Zugbrücke bildet. Das Geländer dieſer Brücke beſteht aus dicken, oft verzierten eiſernen Stangen mit großen Meſſingkugeln, die oben an den Wangelſteinen befeſtigt ſind und am Eingange von der Straße auf mächtigen Steinen in Form von Kugeln, Eicheln ꝛc. ruhen. Dieſe Geländer ſind es ganz beſonders, die den Charakter der Beiſchläge bedingen. Aus den mächtigen, oft einige Fuß im Durchmeſſer haltenden Steinkugeln ſpricht ein ſtolzes: my house is my castle; es liegt in ihnen etwas, was an tauſendpfündige Mörſer erinnert.

Selbſt wo die Beiſchläge und Brücken entfernt oder vielleicht nie ausgeführt worden ſind, ſtecken vor vielen Häuſern dieſe deutlich redenden Steinkugeln im Steinpflaſter und dienen als Schutzwehr gegen die dahinter befindlichen Gräben.

Es giebt wenige Straßen, in denen nicht wenigſtens vor einigen dieſer Beiſchläge Linden ſtänden. Dieſer edle Baum wird in Danzig viel zu ſehr geachtet, als daß der Magiſtrat, wie in vielen andern Städten, deren Entfernung verlangte, oder daß man den ſtolzen Wuchs mit Säge und Scheere verſtümmelte. Er beſchattet nicht nur die Beiſchläge und macht den Aufenthalt daſelbſt zu einem höchſt angenehmen, er gewährt auch der ganzen Straße eine Zierde, wie ſie wenige Städte haben. Denn dieſen Lindenbäumen fehlt durchaus alles Geſtutzte, Regelmäßige, Alleeartige; es ſind nichts als einzelne Bäume, welche ihr Haus, vor dem ſie ſtehen, ſchmücken wollen.

Die Dachſpitzen der Häuſer — vergegenwärtigen wir uns, daß dieſelben mit der Giebelfronte nach der Straße zu ſtehen! — ſtreben meiſt in zierlichen Formen arabeskenartig in die Höhe. Gewöhnlich ſind ſie von einer Fahne oder einer Figur, einer Büſte oder auch von Thier- und Fruchtgeſtalten eingenommen, und der größeren Haltbarkeit wegen am Firſt des Daches mit einer eiſernen Stange befeſtigt. Das Dach ſelbſt fällt zu den beiden Nachbarſeiten ab und ergießt den Regen in Rinnen, die ihren Abfluß nach der Straße zu haben. Da wo die Bei-

ſchläge beginnen, läuft die Rinne auf der — meiſt ziemlich hohen — gemeinſchaftlichen Zwiſchenmauer, welche die Beiſchläge der Nachbaren trennt, und ſpeit den Inhalt aus einem Drachenkopfe in den Graben.

Das Zuſammentreffen der Nachbardächer bleibt nicht frei von mancherlei Kolliſionen. Die ſchadhafte Dachrinne des Einen kann zugleich dem Andern ſchaden; oft iſt die Dachrinne gar gemeinſchaftlich und der Streit betrifft die Verpflichtung zur Reparatur. Eine ganz eigenthümliche Erſcheinung iſt es, wenn im Frühjahre der Schnee zu ſchmelzen beginnt. Iſt er aus den Zwiſchenräumen der Dächer nicht ſchon im Winter entfernt worden, ſo iſt nun die höchſte Zeit dazu; er ſickert ſonſt ſchmelzend leicht durch Dach und Fach. Dann wird der Schnee von der ſehr bedeutenden Höhe in die Mitte der Straße geworfen, und obwohl ein Wächter unten die Vorübergehenden warnt, ſo iſt einem ſolchen waſſergetränkten Schnee doch nicht immer auszuweichen.

Bilden die Privathäuſer Danzigs in ihrer äußern Erſcheinung den vollſten Gegenſatz gegen unſere modernen, kaſernenartigen, lebloſen Facaden, ſo enthält ihre innere Einrichtung des Abweichenden noch viel mehr. Auch ſie erinnert uns an England. Während nämlich heutzutage Alles darauf ankommt, Zimmerreihen neben einander zu erlangen, giebt es in Danzig kein Neben-, ſondern nur ein Uebereinander. Dieſes folgt ganz einfach aus der ſchmalen und hohen Beſchaffenheit der

Häuſer. Dafür wird aber, wie in England, jedes Haus meiſt nur von einer Familie bewohnt (wenigſtens in den reichern Stadtvierteln), wodurch allein eine trauliche Abgeſchloſſenheit, ein behagliches »home« ermöglicht wird. Wie wohlthuend wirkt gleich der erſte Eintritt! In den Berliner kaſernenartigen Phalanſtères befindet man ſich plötzlich, man weiß nicht wie, in einem engen, völlig kahlen Hausflur, aus dem rings verſchiedene Thüren zu einzelnen ganzen Wohnungen führen; es überkömmt den ſuchenden Fremden dort ein Gefühl tödtlichen Verlaſſenſeins. Wie ganz anders wirkt hier die hohe, luftige, oft mit Bildern und Statuen geſchmückte Halle, die den durch das weite Portal tretenden Fremden empfängt. Sie vertritt ganz die Stelle des griechiſchen Atriums, jenes heiter-geſelligen Verſammlungsortes der Bewohner; die hohe Decke erſetzt den herein blickenden Himmel und große Topfpflanzen den Schatten der ſüdlichen Bäume. Eine breite Treppe, oft kunſtvoll geſchnitzt, führt zu Gallerien und in die obern Gemächer, von denen das größte und prächtigſte, das nach der Straße zu belegene, die ganze Breite des Gebäudes einnimmt, durch die drei hohen Fenſter das volle Licht empfängt und ein köſtliches »parlour« abgiebt. Nach hinten zu befindet ſich im Erdgeſchoſſe meiſt die Küche, der ganze Wirthſchafts-Apparat, oft auch nur ein weites hohes Gemach oder das Comptoir. In den höhern Stockwerken liegen die Schlaf-, Kinder- und Fremdenzimmer.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß die Nützlichkeitsrücksicht diese schöne Harmonie vielfach gestört hat. Wir finden in die Halle oft einzelne Zimmer, mitunter zwei über einander hineingebaut, wie man in manchen Kirchen das vollständige Modell einer kleineren antrifft. Sehr oft ist ein Theil des Beischlages oder wohl gar dieser ganze Raum bis zur Fensterhöhe der ersten Etage mit einem budenartigen Ausbau überbaut, in denen sich kleinere Kaufläden befinden. In vielen Häusern ist die große Halle der ganzen Höhe nach in zwei ungleiche Theile getheilt, von denen der größere eine Kaufhalle, der kleinere aber den Eingang zu der Treppe der obern Stockwerke bildet. Es darf nicht überraschen, wenn sich die moderne Barbarei auch dieser Architektur bemächtigt. War es ja doch im Werke die Beischläge — sobald sich etwa eine Erneuerung derselben als nothwendig herausstellen würde, — ganz zu beseitigen, damit sie einem Trottoir Platz machten, bis endlich das Gutachten des verstorbenen Schinkel sie rettete. Es sind immer dieselben Barbaren, die einen der schönsten Theile des Marienburger Schlosses vernichtet haben und diese Danziger Beischläge opfern wollten.

Ich habe mich vielleicht länger als billig bei der Architektur der Privathäuser Danzigs aufgehalten; ich würde es nicht gethan haben, wenn mir nicht diese Architektur mit einem Schlage den Charakter der Danziger erklärt hätte. Sie sollen stolz sein, diese Patrizier, ab-

geſchloſſen, ein Geiſt kaufmänniſchen Kaſtenweſens ſoll in dieſen Hallen wohnen, denen das moderne Kulturleben, das enchklopädiſche Vielwiſſen ein »Weh euch!« zuruft. Hier giebt es kein fruchtbares Literaten-, kein Kunſtmäcenatenthum, das ſich im Spiegel ſeiner Eitelkeit wohlgefällig betrachtet. Woher dieſe Abgeſchloſſenheit, dieſes Nichteinſtimmen in Phraſen, dieſes ſtolze Sich-in-die-toga-hüllen? — Woher anders entſpringt es als aus dem Geiſte, welcher auch dieſe Architektur hervorrief? Man gehe an der reichen Facade des »Engliſchen Hauſes«, — um von all den öffentlichen Gebäuden, den Schöpfungen großartigen Gemeinſinnes zu ſchweigen, — vorüber; man durchſchreite im Mondſcheine die grandioſe Speicherinſel; man merke was aus den dunkeln Luken, dieſen hohlen Augen blickt; man leſe am Thore der Langgaſſe jenes mahnende: concordia respublicae parvae crescunt, oder an Privathäuſern in goldenen Lettern geſchrieben die Namen der Horatier, Brutuſſe, des Themiſtokles, Fabrizius und Camillus; man trete mit »unheiligen« Sohlen jene Grabſteine in der Marienkirche, die der Stifter »ſich und ſeinen Erben« meißeln ließ, aus denen die Jahrhunderte reden, und man wundere ſich über den ſtolzen Geiſt dieſer Patrizier, deren Ahnherren aus Hunderten von Bildern mit ihren »rathsherrlichen« Geſichtern auf ihre Enkel blicken und zu thatkräftiger Geſinnung anfeuern. Als Platen einſt in Venedig von einem Markt-Antiquar ein Buch kaufen

wollte und den Preis zu hoch fand, erhielt er die ſtolze Antwort: »Aber, Signor, es iſt aus der Zeit des St. Markus (d. h. der Republik)!« Wie in Venedig lebt auch hier noch das Bewußtſein der einſtigen Größe nicht bloß unter den früheren Herrſchern, ſondern auch im Volke. Und obwohl Danzig ſich unter der Herrſchaft des preußiſchen Königshauſes wohl fühlt, ſo iſt es doch nichts weiter als das Gefühl der Sicherheit nach dem Beraubtſein. Dieſer unruhig bewegte Geiſt ſtädtiſcher Freiheit, der die italiſchen Republiken des Mittelalters auszeichnet, dem eben ſo natürlich das Verderben folgt, als er eine ſtahlharte Unbeugſamkeit den Gemüthern einflößt; das Unſtätige, das halb polniſche Element, welches die Empörung nicht um eines höhern Zweckes, ſondern um des Krawalles willen liebt; die fremdartige Vereinigung von Phlegma und Leichtſinn, die in der Vermiſchung von Deutſch- und Slaventhum ihre Erklärung findet, dieſer ſonderbare Geiſt geht durch die ganze Geſchichte Danzigs, und es iſt intereſſant, daß wir einen Ausdruck dieſer Unbändigkeit noch in der allerneuſten Zeit erlebt haben. Man muß nur nicht die Geſchichte eines Volkes, einer Stadt ignoriren, wenn man ihren gegenwärtigen Charakter begreifen will. Wie in Italien die Banditen (in der eigentlichſten Bedeutung) ſich aus den verbannten politiſchen Parteien bildeten, wie das ganze Räuberweſen dort weſentlich mit der Bedeutung des politiſchen Lebens zuſammenhängt und mit dieſem

— in einem freilich umgekehrten — Verhältniß steht, so ist auch die ganze Rohheit, Brutalität, Verwilderung der Danziger niedern Volksklasse nichts als die, eines großartigen Zieles entbehrende, Unbändigkeit, Störrigkeit, Energie der früheren Generationen. Jene gefürchteten »Bowken«, die nicht schwer mit einem »Bowiemesser« eine Antwort ertheilen, die zum Theil das Contingent für das Strafhaus liefern, der Schrecken aller Dandy's und Hausfrauen, erinnern frappant an ihre Vorgänger in den Bewegungen der Reformationsjahre, an jenes konfliktreiche Verhältniß des Volkes zum Rathe, zur Geistlichkeit, an jene Scenen, wie sie uns Rosenfelder in seinem vortrefflichen, die Befreiung des reformatorischen Predigers Pankratius Klein[23]) durch das Volk darstellenden Bilde vorgeführt hat. Dieses »durch die Masse imponiren«, diese »bewaffneten Demonstrationen« haben die Danziger schon vor Jahrhunderten vortrefflich verstanden, und was das Sonderbarste ist, bis heute — nicht vergessen. Der auf dem Rathhause versammelte, vor den Massen draußen zitternde Rath, das ist ein stets wiederkehrender Refrain in der innern Geschichte Danzigs.[24]) Freilich ist dieser Rath aus solchen Konflikten, wenn auch nicht immer als Sieger, so doch ohne wesentliche Schwächung seiner Macht hervorgegangen, weil seine innige Verwachsung mit dem Volksleben, seine Berücksichtigung der Volksinteressen ihm eine ähnliche Stellung wie dem venetianischen Rathe verschaffen mußte.

Wollen wir dieſen alten Geſchlechtern zürnen, daß ſie an ihren Erinnerungen hangen, daß ſie, mit konſervativem Geiſte den Neuerungen entgegen, dem ganzen geiſtigen Strome des literariſchen Cliquenweſens ſich verſchließen? Wir ſahn ſo viel Ariſtokratiſch-Engliſches in ihren Wohnungen, wollen wir ihnen verdenken, daß ſie auch den Fleiß der Engländer und deren Erwerbsgeiſt haben? Und wenn wir es anders wünſchen, iſt die Erkenntniß von der Naturwüchſigkeit, der Nothwendigkeit dieſer Zuſtände nicht genügend, um ihnen wenigſtens im weiteſten Sinne unſere Achtung nicht zu verſagen?

Oeffentliche Bauwerke.

Doch höher stets, zu immer höhern Höhen,
Schwang sich das schaffende Genie.

Schiller, die Künstler.

Es giebt gewisse Längenthäler in den Alpen, von denen Kohl sagt, man müsse wissen, wo und wie hoch man sich befinde, auch wenn man mit verbundenen Augen hingekommen wäre. Ebenso könnte man mit verbundenen Augen in gewisse fremde Städte geführt werden und wüßte doch, in welche Zeit die Blüthe derselben gefallen und wie ihre Verfassung beschaffen gewesen.

Man nehme Königsstädte. Was dieselben charakterisirt sind breite Straßen, Schlösser, Paläste, Kirchen und der Mangel aller Individualität in der Privatarchitektur. In Städten aber, die dereinst der Schauplatz der Volksherrschaft gewesen, da giebt es außer einem ausgebildeten Typus in der Bauart der Privathäuser und außer Kirchen eine gewisse Art von Gebäuden, die man aus Hunderten ähnlicher Bauwerke heraus erkennen kann; Gebäude, die einen stets ausgeprägten

Charakter haben, weil sie nicht aus einem wandelbaren ästhetischen Gesetze entstanden, niemals der Mode unterworfen gewesen sind, sondern weil sie der Repräsentant des Volkscharakters selbst sind, der sie erdachte, schuf und schmückte.

In Königspalästen kann bei ihrer Erbauung die willkührlichste Hand walten, denn sie dienen einem individuellen Willen, dem Bedürfnisse eines Herrschers. Sie werden aus diesem Grunde aber bald an Charakterlosigkeit leiden, bald sich in Bizarrerien verlieren. Kirchen bezeichnen die Manifestirung eines religiösen das Jahrhundert beherrschenden Gedankens. Sie können bei aller Mannigfaltigkeit einer gewissen Uebereinstimmung nicht ermangeln. Bauwerke aber, die ein Volk aus innerm schöpferischen Drange schuf, die einem öffentlichen Bedürfnisse genügen und zugleich das Gemeinwesen verherrlichen sollten, wahre Krystallisationen des Volksgeistes, bei denen die Zweckmäßigkeit Schönheit und die Schönheit Ziel und Mittel zugleich ist, — solche Bauwerke giebt es nur in Städten, wo der Gemeingeist waltete und die Gesammtheit herrschte.

Es wäre nicht zutreffend, dabei auf Athen und Rom zurückzugehn, weil im Alterthum der Markt das Rathhaus war. Man vergleiche dagegen Venedig und Florenz mit Turin und Neapel, die belgischen Städte mit Paris, Nürnberg mit München, Danzig mit Berlin, um die schlagendsten Gegensätze neben einander zu haben.

Eben so klar ist es, daß sich unter einer eigentlichen Priesterherrschaft — wie in Rom und Köln — der Kirchenbau am mächtigsten entwickeln mußte.

Wie aber in einer Monarchie der Palast des Herrschers, so bildet in einer Republik das Rathhaus den intellektuellen und meist auch physischen Mittelpunkt des Gemeinwesens. In ihm wird sich daher auch die eigentliche Blüthe des Volksgeistes konzentriren. Denn was wir heutzutage kaum noch dem Namen nach kennen, was im höchsten Sinne im Alterthum und in einem hohen noch im Mittelalter lebendig war, die Unterordnung der Privatinteressen unter die öffentlichen, das selbst räumliche Zurücktreten des Privatbesitzes vor dem öffentlichen (welches das römische Recht bei Bauwerken bis auf die Zahl der Fuße festsetzte, während ein wüster Budenkram noch heute manche Dome umgiebt), das spricht aus all den düstern, charaktervollen Rathhäusern, welche der Zufall vor barbarischer Zerstörung bewahrt hat. Diese zu errichten, zu schmücken, wurden keine Opfer gescheut; denn das Bauwerk verherrlichte die Stadt, deren Bewohner, und oft war es eine Sache des Wettstreites zwischen zweien Städten, wer das herrlichste Gemeindehaus aufzuweisen habe. Prächtige Gemälde schmücken noch heute die Decken und Wände der Rathssäle. Paolo Veronese malte im Dogenpalast die triumphirende Venezia selber; und wenn ich im Danziger Arthushofe auf dem Gemälde von Möller, das jüngste Gericht darstellend,

das üppig schöne Weib ansah, welches im Mittelpunkte des bunten Durcheinander hingegossen ruht, mit der Krone und der über ihr Haupt gedeckten Krystallglocke, ein Weib, das »Rubenssche Fülle mit Raphaelischer Feinheit« vereinigt, dann ist es mir nicht eingefallen, den auf der Leinwand befindlichen Etiquetten zu glauben, welche dieses Weib mundus (Weltlust) nennen und die andern Figuren mit den lateinischen Namen verschiedener Tugenden und Laster bezeichnen; — ich habe vielmehr diese schöne Gestalt für nichts anderes als eine Personifizirung des großen Danzig selber gehalten, das in Mitten seiner Untergebenen in voller Glorie und Pracht daliegt, gleich jener Venezia »mit prahlenden Wangen, wie sie der große Paolo gemalt hat.«

Ein unbeschreiblicher Geist von Hoheit liegt in den Facaden des Danziger Rathhauses. Nach meiner Ansicht feiert die Danziger Architektur hier ihren höchsten Triumph. Diese kaum unterbrochenen Wandflächen (namentlich von der Seite der Langgasse), der gänzliche Mangel alles Details, alles bloß Ornamentalen, die nicht große Zahl höchst einfach konstruirter Fenster, dieses Alles — sollte man meinen — müßte den Ausdruck des Monotonen, Starren hervorbringen; und doch ist Alles Leben, Mannigfaltigkeit, Harmonie! Wir wissen kaum zu sagen, worin die großartige Wirkung liegt; wir fühlen nur, wir stehen unter dem Einflusse der Schönheit. Es ist auch hier die wunderbare Harmonie in allen Verhält-

niſſen, das Organiſche, nach Oben Weiſende und doch Begrenzte, was unſere Bewunderung erregt. Und wollt ihr wiſſen, was es ganz beſonders iſt? Es iſt der kühn-ſchlanke Thurm. — Wer je in Florenz war, der hat ſeine Blicke von dem Thurme des Gemeindehauſes nicht abwenden können, von dem Stahr ſagt, daß er einer an den Hut geſteckten Feder gleiche. Nicht ſo keck, aber wunderbar harmoniſch ſtrebt dieſer Thurm in die Höhe. Wie der Halm in die Höhe ſchießt und Knoten an Knoten anſetzt, um endlich mit einem Male und ohne alle Vorbereitung eine ſtrahlende, luftſchwankende Riſpe zu treiben, ſo ragt dieſer Thurm über den Maſſenkörper des Bauwerkes hinauf, unmittelbar an deſſen äußere Kante ſich anſchließend, kühn, eckig, mit glatten Flächen. Plötzlich brechen die Flächen und Kanten ab; aus einem Abſatz ohne alle Vermittelung ſchießt die Riſpe in den Aether, von einer Zartheit, Durchbrochenheit, Mannigfaltig- und Wunderlichkeit der Form, daß ſich gar nichts Aehnliches damit vergleichen läßt, am wenigſten eine gothiſche Thurmſpitze. Eine ſolche endigt höchſtens in einer Doppellilienſpitze oder hat Pflanzengeſtalten auf ihren Rippen als ornamentale Zugabe. Hier bildet aber das Blumenhafte, Ornamentale, Luftige die Grundlage, den Inhalt des Baues ſelber. Wenn nun dazu noch vor jeder vollen Stunde ein wunderliches Glockenſpiel aus ſo ferner Höhe eine Muſik erklingen läßt, ſo kann man ſich des Gedankens nicht erwehren, daß dieſe Thurmblume ſelber klinge und ſinge.[25])

Dazu rauschen die immerfließenden Wasser des kunstvollen Brunnens,[26]) welcher vor dem Rathhause und dem Arthushofe erbaut ist und die Scenerie mit einem neuen Reize schmückt. Denn was Quellen für die Landschaft, das sind fließende Brunnen für die Städte. Es sind die Stimmen der schweigenden architektonischen Massen; in ihnen lebt die »gefrorene Musik« wieder auf.

Nächst dem Rathhause pflegt der Arthushof — die Börse der Kaufmannschaft — als bedeutend hervorgehoben zu werden. Ich kann diesem Urtheil nicht beipflichten. Schon die halb triviale, halb zwitterhaft italienisch-gothische Facade hält mit ihrem matten Grau keinen Vergleich mit der düstern Erhabenheit des dicht dabei stehenden und zum Vergleiche auffordernden Rathhauses aus. Das Innere mit seinen schlanken Granitsäulen und einem sehr schön konstruirten Gewölbe ist offenbar dem Konventsremter in der Marienburg nachgebildet, ohne ihn freilich zu erreichen. Die Wände sind mit Gemälden, Schildereien, Figuren, Reliefs förmlich überladen, und doch ist — mit Ausnahme des Möllerschen jüngsten Gerichts und weniger anderer — kein wahres Kunstwerk darunter. Das verwirrte Auge schweift von Gegenstand zu Gegenstand und erschrickt bei so viel Häßlichkeit und Unnatur. Die aus Gemälden hervorragenden Statuen und Hirschgeweihe sind der Ausdruck ästhetischer Verirrung

und vollster Geschmacklosigkeit. Wir empfangen den wüsten Eindruck eines historischen Raritätenkabinets ohne Kunstwerth.

Aber warum sollten wir denn auch überall nach Kunstgegenständen spähen und die Verletzung ästhetischer Gesetze rügen! Vergegenwärtigen wir uns lieber einmal ein lustiges Zusammensein der Großhändler, jener lustigen »Junker«, die im fünf- und sechszehnten Jahrhundert diese Halle mit fröhlichem Lärmen füllten, auf den Ruf der »Bierglocke« hier zusammen kamen und von dem Bier tranken, das in mächtigen Humpen aus dem unter dieser Halle befindlichen »Rathskeller« hinaufgeschafft wurde. Klingt es nicht wie der dröhnende Tritt des großen Christoph, wenn wir lesen:

> »In dem 1481 Jore do quamen wier uf König Arthushof, to drinken den irsten Sondag in dem Advent; do wort in St. Reinholdus Bank czu Voite (Vogt) gekoren Austen Tiergart und Hans Schenk czu seinem Stattholder; czu seinem Schreiber worden erkoren Klaus Drageheim und Baltzer Greibe sein Gesell.«

Die Gesellschaft, welche sich hier vereinigte, theilte sich nämlich in sechs Korporationen, die man wegen der ihnen angewiesenen bestimmten Sitze die sechs Bänke zu nennen pflegte, und zwar: Reinholds- (nach einem der vier Haimonskinder), Christophs- (oder Lübeckische), Heilige drei Königs-, Marien- (oder Marienburgsche), Hollän-

diſche und Schiffer-Bank. Jede hatte einen alljährlich gewählten dirigirenden Ausſchuß, zu welchem ein Vogt und Schreiber nebſt deren Stellvertretern gehörten. [27]) Ueber der Chriſtophsbank ſieht man noch die Statue des großen Chriſtoph wie er das Chriſtuskind durch den Strom trägt, und über der Marienbank ein Bild, die Belagerung der Marienburg darſtellend. Bisweilen nahmen auch Frauen an dieſen Zuſammenkünften, die dann durch Tanz verſchönt wurden, Theil. Oftmals traten Hofpfeifer oder Seiltänzer (Tumeler — Kokeler) vor der Verſammlung auf, etwa zum »Weihnachts-« oder »Paſchenhof«. Von einem ſolchen »Künſtler« erzählt Kaspar Weinreich:

> Item im ſelben Winter vor Faſtelobendt ſpilte ein Tumler zu Dantzke auf dem Konig Artus hoffe im follen Harniſch bei Obents Zeiten; vor dem Ratſtul ſprang er den Mordſprung bey Lichte von einer Tafelen vnd hatte 2 Degen auf ſeiner Kelen. Ein Holander, der im zuſach, der beſchweimte (fiel in Ohnmacht).

Das Hauptfeſt wurde zur Faſtnachtszeit begangen, an welchem vor dem Hofe Stechſpiele und Turniere ſtattfanden, wobei »nach der Tafelrunde« geritten ward.

Es müſſen überhaupt luſtige Herren geweſen ſein, dieſe »edlen und ehrenveſthen« Junker. Nach anſtrengender Hirſchjagd in den damals ſehr dichten, wildreichen Waldungen der Nehrung, — woher auch alle die Hirſchgeweihe

rühren, die hier als Trophäen aufgestellt wurden, — ging es nicht selten an ein tapferes Trinken. Da muß ihnen gewiß mehr als einmal die volle Glückseligkeit zu Theil geworden sein; sonst würde nicht deren Statue auf der Dachspitze des Arthushofes aufgestellt worden sein, von wo sie noch heute, vielfach begehrt und wohl selten erreicht, herabblickt.

Auch der große prächtige Kachelofen mit seiner Fülle von Köpfen weiß ein Stückchen von dem spaßhaften Sinn dieser alten Herren zu erzählen. Der heutige rothröckige Führer mag ihn dir, lieber Leser, erklären.

Sollte man glauben, selbst in die Kirche hin trugen die »Rathsherren« ihren Sinn für Geselligkeit. Der Kanzel gegenüber, wo jetzt in der Marienkirche die hell- und vielscheibige heizbare Loge steht, da befand sich innerhalb eines Gitters das Rathsgestühle und dahinter unmittelbar ein Gemach zum Zurückziehen. Es hieß, dort würde in schleunigen Fällen sofort über dem Wohle der Stadt gewacht. Aber traue Einer dem Frieden!

Wie schade, daß dieses biderbe, lebensheitre, aber darum auch so thatkräftige Junkerthum dahin ist! Nur ihre Namen, ihre wunderlichen Wappen und »Marken« erblicken wir wohl noch auf den Grabsteinen der Marienkirche und schreiten gedankenlos darüber hinweg.

Von viel größerer architektonischer Bedeutung als der Arthushof ist der mit dem »Hohen Thore« verbun-

dene Stockthurm und das zwiſchen dem Kohlenmarkte und der Wollwebergaſſe gelegene Zeughaus.

Der erſtere hat mich mit ſeinen geſchwärzten Mauern, ſeinem eigenthümlichen ſchwarzen, mit Thürmchen gezierten Dache lebhaft an die Thürme erinnert, welche an der ſteinernen Brücke zu Prag ſtehn. Es liegt in ihm etwas ſo vollſtändig Trotziges, eine Zuverſicht, wie ſie die alten Helden bewieſen, wenn ſie von der Mauer herab das feindliche Heer zur Stellung eines Einzelkämpfers auffor-derten. Die Sachverſtändigen ſtehen ſolchen Erſchei-nungen wie dieſem Thurme rathlos gegenüber. Das paßt weder in den Kram von gothiſchem noch von byzan-tiniſchem Bauſtyl; das iſt nicht florentiniſch und gehört auch nicht der Renaiſſance an; was iſt es denn für ein Styl? Es iſt eben die Verkörperung des Geiſtes einer Periode, der, durchaus ſchöpferiſch und an keine Repro-duktion denkend, ſich ſeinen eigenthümlichen Bauſtyl ſelber ſchuf. Eine Zeit, die eines ſolchen ſchöpferiſchen Dranges entbehrt, weil ihr Charakter die Charakterloſig-keit iſt, kann immer und ewig nur nachahmen, reprodu-ziren, eine Muſterkarte von Bauſtylen hinſtellen, — wie ſie uns München darbietet, — ſich in Geiſtloſig-keiten herumtummeln, aber einen Styl hat ſie nicht.

Dieſer Stockthurm aber, wie trotzig, kühn und charaktervoll ragt er nicht in die Höhe! Nur eine nie-drige Spitzbogenpforte geſtattet den Durchgang; denn die Gefährlichkeit jener Zeiten forderte Mauern und

Schutzwehren und ließ nur die nothwendigſte Durchbrechung derſelben zu. Faſt mangelt es in den erſten Stockwerken an allen Fenſteröffnungen, gerade wie in vielen Raubburgen die runden Wartethürme den Eingang nur in einer vom Boden weit entfernten, auf einer Leiter zu erreichenden Höhe haben. Erſt weiter nach Oben giebt es Fenſter neben einander, über denen der eigenthümliche nach Innen gedrückte Bogen (der umgekehrt gothiſche) nun gar intereſſant iſt. Wie die Fenſterſcheiben bald nach Außen, bald nach Innen gebogen werden, ſo in Danzig die Mauerbogen der Fenſter. Dadurch erhält dieſer Thurm etwas halb Chineſiſch-Japaniſches, welches nun vollends den ganzen Schematismus der Bauverſtändigen über den Haufen wirft. Es liegt eben etwas Ureignes in dieſem wundervollen Bau, und wenn ich ihn mit einem Worte charakteriſiren ſoll, ſo möchte ich ihn »huſſitiſch« nennen. Und wunderbarer Weiſe klingt dieſer Name uns aus der Geſchichte Danzigs wirklich entgegen. Denn im Jahre 1431 belagerte ein im Solde Jagjello's von Polen ſtehender 5000 Mann ſtarker Heerhaufe der Huſſiten zuſammen mit einem polniſchen Heere die Stadt Danzig, welche damals noch unter der Herrſchaft des deutſchen Ordens ſtand, und plünderte, da die Belagerung nach einigen Tagen aufgehoben werden mußte, Pommerellen.[28])

Die äußerſt kunſtvolle Facade des Zeughauſes, der Joppengaſſe[29]) gegenüber, bildet einen eigenthümlichen

Gegensatz gegen die schmucklosen Wandflächen des Rathhauses. Trotz aller Erhabenheit kann sich dieser Styl nicht mehr zu der Größe der vorhergehenden Jahrhunderte, in welchem das Rathhaus, der Stockthurm und die Marienkirche entstanden, erheben. Das Zeughaus wurde in den ersten Jahren des 17ten Jahrhunderts erbaut, da schon längst Aller Augen nach dem neu erwachten Kunstleben in Italien gerichtet waren. Einer der Leiter dieses Baues, der Rathsherr Speymann von der Speye, ließ wenige Jahre später sein noch jetzt auf dem Langen Markte befindliches Haus mit einer in Italien gearbeiteten kunstvollen Facade schmücken. Das Langgassische Thor — 1612 erbaut [30]) — ist schon vollständig italienisch und der Arthushof schwebt genau in der Mitte zwischen italienischem und gothischem Baustyl. Das Schmücken der Facaden mit Statuen, die Anbringung des ganzen ornamentalen Apparates, der nicht mehr einem nothwendigen Kunstgebot folgt, sondern der Laune den freiesten Spielraum gestattet; das Hereinbrechen des sich im Unpraktischen und Geschmacklosen verlierenden Experimentirens bezeichnet den Beginn dieser Epoche auch hier. Und dennoch ist die mit steinernen und reich vergoldeten Verzierungen geschmückte Facade noch immer von einer bewundernswerthen Harmonie; noch ist die Ornamentik nicht zu einem bloßen Flitter herabgesunken; noch fühlen wir den organischen Zusammenhang. Die ursprüngliche Größe der

vorhergegangenen Periode spricht mit beredten Worten auch aus diesen bewundernswerthen Fronten mit ihren Giebelspitzen und achteckigen Seitenthürmen. Wir stehen ihnen gegenüber wie den Ruinen des römischen Forums, während unsere Gedanken still vergleichend zum atheniſchen Parthenon schweifen.

Haben wir unser Auge genugsam an der Harmonie dieser Bauwerke geweidet, auch einen Blick auf die bedeutende Architektur der dem Stockthurme gegenüber liegenden »Hauptwache« geworfen, welche einst der aus Patriziern und reichen Kaufleuten bestehenden St. Georgs-Brüderschaft als Casino diente, dann treten wir gern durch das »Hohe Thor« auf die Brücke, welche den Festungsgraben überspannt, und überschauen staunend ein sich lang vor uns hindehnendes Panorama von entzückender Schönheit. Es sind die Danzig beherrschenden, befestigten Höhen des Bischofs- und Hagelsberges, an deren Fuße sich ein buschversteckes Häusergewimmel hinzieht; es ist der Blick über die in der Ferne sich verlierenden Höhen der Vorstadt Ohra, der gellende Pfiff der »länderverbindenden« Lokomotive, was unsere Sinne erfreut, unsern Geist erhebt. Nur wie der Schatten jener Wolke überkommt uns die flüchtige Erinnerung an das unheilvolle Kriegsgewitter, welches sich schon oft auf diesen grünen Höhen entladen und Tod und Verderben in diesen stillen Frieden gesendet hat.

Kirchliche Architektur.

Schmallpfeiler lieb' ich, ſtrebend, grenzenlos;
Spitzbögiger Zenith erhebt den Geiſt.

Göthe, Fauſt.

Ich weiß, was es heißt »Kirchen beſehen«; ich kenne den Schauer, der den Reiſenden überkommt, wenn er, in einer Stadt angelangt, ſeinen Bädeker oder Förſter aufſchlägt und auf die Rubrik »Kirchen« trifft. Ich werde daher kurz ſein.

Es giebt wenige Städte, in welchen die kirchliche Architektur — im Ganzen betrachtet — eine ſo auffallende Uebereinſtimmung fände als in Danzig. Es findet ſich hier — architektoniſch — kein Gegenſatz zwiſchen katholiſchen und proteſtantiſchen Kirchen, zwiſchen alterthümlichen und modernen. Dem germaniſchen Bauſtyl ſteht kein romaniſcher gegenüber, dem Rokokoſtyl kein Jeſuitenſtyl zur Seite; hier herrſcht ausſchließlich und uneingeſchränkt der ſogenannte gothiſche Bauſtyl.

Der Grund hierfür iſt wohl einmal in der Abgeſchloſſenheit Danzigs, der großen Zahl ſeiner Kirchen,

die keine Vermehrung in neuerer Zeit forderte, ſeinem plötzlichen, faſt allgemeinen Uebergange zur Reformation und darin zu finden, daß den Jeſuiten, welche nach Beendigung derſelben durch die Vorführung glänzender Bauwerke ſonſt zu blenden ſuchten, der Aufenthalt in Danzig beharrlich verweigert wurde, obwohl ſie ſich wiederholentlich als »Beichtväter« der Nonnen im Kloſter der heiligen Brigitta feſtzuſetzen ſuchten.

Wir wollen deshalb auch nur die Marienkirche, die Hauptkirche Danzigs und deſſen Stolz betrachten. Uns wird überdies die Fülle von Erinnerungen, Denkmälern, Reliquien in Erſtaunen ſetzen und einen weiten Blick in die frühern Zuſtände Danzigs verſchaffen.

Die Danziger lieben es, mit einigem Stolze zu erzählen, daß die Marienkirche an Größe die fünfte in der Chriſtenheit ſei. Obwohl die Wahrheit dieſer Behauptung ſehr problematiſch ſcheint,[31]) erkennen wir gerne an, daß der erſte Eindruck, den wir durch ihr Aeußeres und Inneres erfahren, ein durchaus impoſanter iſt. Schon von Ferne geſehn überragt ſie die Häuſer- und Thurmmaſſen mit erdrückender Gewalt. Selbſt der ſchlanke und kühne Rathhausthurm ſchrumpft kümmerlich zuſammen, wenn wir den Marienthurm beſteigen, und unter ihren Genoſſen ſteht ſie mindeſtens da wie der Sirius unter den andern Sternen des Januar-Nachthimmels. Schon die vollkommen glatten, nur von Fenſtern unterbrochenen Außenwandflächen, die jede Ornamentik und ſelbſt die

ſonſt doch überall auftretenden Strebepfeiler entbehren, das rothbraune Kolorit des Ziegelmauerwerks, »jene unbeſtimmte Farbe der Vergangenheit, welche an alten Gebäuden nur Jahrhunderte zu bereiten im Stande ſind«,[32]) bringen eine großartige Maſſenwirkung hervor, die mich an die Frauenkirche in München erinnerte. Dieſer Mangel alles rein Zuſätzlichen bildet den ſchlagendſten Gegenſatz zu andern gothiſchen Kirchen, namentlich dem Kölner Dome, bei welchem die äußern Wandflächen vollkommen verſteckt, überladen, erdrückt werden durch das komplizirte Syſtem der Strebepfeiler und Bogen, deren Exiſtenz dort nicht einmal abſolut nothwendig erſcheint, da die Seitenſchiffe dem Hauptſchiffe an Höhe nicht gleichkommen und daſſelbe daher gleichſam ſtützen. Bei der Danziger Marienkirche überſpannt dagegen das Gewölbeſyſtem das Haupt- und die Seitenſchiffe in vollkommen gleicher Höhe, wodurch die Außenwandflächen eine ſo bedeutende Ausdehnung erlangen, zugleich aber ſich die Nothwendigkeit von Strebepfeilern um ſo dringlicher darſtellt. Dieſelben ſind denn auch in der That vorhanden, nur freilich nicht — wie gewöhnlich — an der Außenſeite der Ringmauer, ſondern an deren innerer Seite. Indem dieſe innern Strebepfeiler aber bis zur vollen Höhe des Gewölbes fortgeführt, das letztere ſelbſt tragen, auch die Form der Pfeiler annehmen, wird zwiſchen ihnen eine die ganze Kirche umgebende Reihe von Kapellen gebildet, welche in ihrer Total-

erſcheinung einem zweiten Seitenſchiffe gleichen und beim erſten Blick durchaus ſo erſcheinen. Es iſt daher auch wohl hie und da zu leſen, daß die Marienkirche fünfſchiffig ſei.[33])

Die Monotonie der äußern Wandflächen wird weſentlich durch eine an die Zinnen des Marienburger Schloſſes erinnernde Krenelirung gehoben. Profeſſor Schultz in Danzig, dem wir die herrlichen Abbildungen der Marienburg und Danzigs verdanken, iſt der Anſicht, daß auch der — nicht vollendete — Thurm der Marienkirche, dieſer Konſtruktion analog, habe Zinnen erhalten ſollen und nie auf eine Spitze berechnet geweſen ſei. Wiewohl ich zweifle, ob dieſes wirklich jemals im Plane der Erbauer gelegen, und glaube, daß hier wie bei den meiſten gothiſchen Thürmen Zeit und Mittel den Ausbau gehindert haben, ſo bin ich doch der Anſicht, daß eine Spitze für dieſen Thurm eine äſthetiſche Unmöglichkeit, eine vollkommne Verkennung ſeiner organiſchen Verjüngung und der Natur des Ziegelbaues enthält; und es wäre denkbar, daß die Vollendung des Thurmes gerade wegen dieſes empfundenen Widerſpruches zwiſchen Plan und Ausführung unterblieben iſt.

Im Innern der Marienkirche ſteigen die ſchlanken achteckigen Pfeiler überraſchend kühn in die Höhe; das Gewölbe aber, welches ſie tragen, entſpricht ihnen nicht. War mein Auge zu ſehr von den Bogen des Kölniſchen oder Mailänder Domes verwöhnt, oder ſtand vor meinen

Blicken das Alles in den Schatten ſtellende, Springquellartige des Deckengewölbes im Marienburger Konventsremter, — auf mich machten dieſe kurz und ſchwer aufſteigenden Gewölbebogen den Eindruck des Gedrückt-Schwerfälligen, des gehemmten Aufſchwunges, des Erlahmens der Begeiſterung, des nicht erhörten Gebetes. Der Architrav, der die Säulen eines griechiſchen Tempels belaſtet, weiſt zur Erde; die byzantiniſche Rundbogenlinie kehrt nach befriedigter Erhebung ruhig in ſich zurück; der gothiſch-paraboliſche Spitzbogen aber verliert ſich in ungemeſſenen Weiten. Sein Weſen, die innerſte Bedingung ſeines Seins iſt alſo das Nichtzurückkehren. Deutet aber der Spitzbogen durch das leiſeſte Gebrochenſein, durch den Mangel freieſter Entfaltung einen von Oben ausgeſprochenen Druck, eine Hemmung unbedingteſten Aufſchwunges an, ſo hebt er die Grundbedingung ſeines eigenen Weſens auf. Es iſt nicht mehr die ſtolz ſich im Winde wiegende, es iſt die geknickte Aehre.

Der Totaleindruck des Innern wird ganz beſonders auch durch die Fülle unorganiſchen Details geſchwächt, welches dieſe weiten Räume erfüllt. Alle die Geſtühle, Kapellen, Bilder, Schnitzwerke, Fahnen, Uhren, Kruzifixe, Gitter, Taufbecken, Kronleuchter, von denen einzelne Gegenſtände ein hohes Intereſſe in Anſpruch nehmen; der ganze Sitzapparat, den der proteſtantiſche Gottesdienſt mit ſich bringt, — verwirren und

heben die einfache Majestät dieser Hallen auf. Denn da die Pfeiler, die Gewölbe einer organischen Ornamentik durchaus ermangeln, kann jede willkührliche Zugabe den Eindruck der weiten erhabenen Räume nur stören. Mit der bleichen monotonen Färbung bildet das ganze Bunt- und Flitterwerk, welches nur bis zu einer gewissen erreichbaren Höhe geht, den unausgeglichensten Gegensatz. Ist doch die Grundbedingung der protestantischen Kirchen nothwendig das Fehlen alles Details. Wie dieser Gottesdienst sich der Vermittelung durch Heilige, der Symbole entäußert hat, so darf er auch nur an der Wirkung rein architektonischer Verhältnisse sein Genüge finden. Jede Abweichung hievon ist eine Annäherung zur verlassenen Kunstsinnlichkeit des Katholizismus.

Dieses auch in der Marienkirche wie in so vielen andern existirende Detail kann aber nur den Total-Eindruck modifiziren; an und für sich werden wir den Jahrhunderten Dank wissen, welche uns einen so reichen Schatz dargeboten und aufbewahrt haben. Was in dem grauenvollen Durcheinander der Kriegsstürme uns unrettbar verloren gegangen sein würde, das ist zu unserer Bewunderung erhalten worden, weil eine protestantische Kirche es in ihren Schutz nahm.

In Betreff der aus der Masse hier aufgehäufter Kunstschätze und Curiositäten hervorzuhebenden Einzelnheiten kann auf die vortreffliche Topographie Danzigs

von Löschin verwiesen werden.[34]) Ist es ja doch von Jeher so gewesen, daß wir über dem Detail uns verlieren und die Gesetze übersehen, welche auch diesem ganzen Mikrokosmos zu Grunde liegen. Dem großen Publikum werden die Düringer'sche Uhr, die vertrocknete Hand, das in Stein verwandelte Brod, — diese »Handwerksburschen-Wahrzeichen«, — ein größeres Interesse abgewinnen als das Jüngste Gericht, das Kruzifix und der Hochaltar mit seinen wundervollen Holzschnitzereien. Und wie Wenige werden über den stummen Grabstein von Martin Opitz, der hier im Jahre 1639 an der Pest starb, schreiten und es wissen. Geht es mir in diesem Augenblicke doch kaum anders. Denn erst da ich diese Worte schreibe, fällt mir ein, daß heute gerade sein Todestag ist.[35])

Für ein paar Silbergroschen erkauft man sich in der »Heiligengeistgasse« die Erlaubniß zur Besteigung des Thurmes der Marienkirche — schlechtweg »Pfarrthurm« genannt. Man schiebt uns durch die Pforte an der nördlichen Seite des Thurmes in einen finstern Raum, verschließt die Thüre und überläßt unserm Instinkte den Weg zu finden, denn zu sehen ist er nicht. Wir erklettern eine enge Wendeltreppe, welche in der Grundmauer des Thurmes in die Höhe führt, halten uns, wie es bei Schiffskajüten zu sein pflegt, an einem Tau fest, und gelangen allmählig auf hölzernen Treppen von Stockwerk zu Stock-

werk. Kein Führer überwacht uns, keine Inschrift weist uns zurecht, keine warnt uns,[36]) man könnte sich sogar ohne polizeiliche Erlaubniß aus den Luken auf das Straßenpflaster stürzen. Wir wundern uns über ein großes Tretrad, bis wir einsehn, daß dasselbe die Glocken in Bewegung setzt. Mächtige Balkenlagen und Ständer bilden demnächst den Glockenstuhl, in welchem die ganz respektabeln Größen hängen, die »Gratia Dei« mit einem Gewicht von $121\frac{1}{2}$ Centner, 1453 gegossen; die Glocke Osanna, Dominikalis, Ferialis, Sibylla und Landglocke (oder lange Glocke). Die »Osanna« wird bei Feuersbrünsten angeschlagen. Die Zahl ihrer Schläge deutet den Stadttheil an, in welchem das Feuer ausgebrochen ist; nämlich: zwei in den innern Vorstädten, drei auf Langgarten und Niederstadt, vier auf der Vor-, fünf auf der Alt- und sechs auf der Rechtstadt.

Endlich stehen wir an einer verriegelten Thüre; der Thurmwächter öffnet und wir treten hinaus.

Wo Berge eine Stadt beherrschen, ist es, um einen Ueberblick zu gewinnen, am natürlichsten *sie* zu besteigen. In Danzig bilden daher auch der Bischofs- und Hagelsberg die geeignetsten Punkte zur Aufnahme eines Panorama's. Die Schwierigkeit des Zutritts wegen ihrer Eigenschaft als Theile der Befestigungen macht es aber wünschenswerther von der Höhe des Marienthurmes sich die ersehnte Uebersicht zu verschaffen. Man befindet sich auf demselben ungefähr in der Höhe

der genannten Berge und hat überdies den Vortheil, dieſe letztern im Panorama ſelbſt vor ſich zu ſehen. Nichts erleichtert aber die Erkenntniß der Bodenbeſchaffenheit einer Gegend, der Lage einer Stadt mehr als dergleichen Beſteigungen. Sie verſchaffen, was alle Karten und ſelbſt ein längerer Aufenthalt in der Gegend hervorzubringen nicht vermögen, einen Total-Eindruck und zugleich eine nicht mehr einzubüßende Orientirung.

Jeder Fremde, der eine gute Lunge hat, der ſuche deshalb in einer fremden Stadt zuvörderſt den höchſten Thurm zu beſteigen.

Die Ausſicht von dem Pfarrthurme in Danzig gehört zu den entzückendſten. Haben wir die Lage der Stadt am Fuße des Biſchofs- und Hagelsberges, öſtlich von der Weichſel begrenzt und von der Mottlau durchfloſſen, zu erkennen uns bemüht, dann ſchweift unſer Blick über die nicht zu ermeſſenden Flächen des Danziger und großen Werders, bis zu den Thürmen von Dirſchau und Marienburg, ja bis dahin, wo wie ein blaues Nebelland die Elbinger Höhen dämmern. Die ganze Ebene ein Garten für die Kultur, von Gräben, Kanälen durchzogen, bietet mit ihren Dörfern und Höfen ein Bild trunkener Fruchtbarkeit dar. Im Weſten aber zieht ſich vom Hagelsberge ab das Amphitheater jener lieblichen Hügelhöhen hin, an deren Fuße Langfuhr, Pelonken, Oliva und Zoppot liegen, bis dahin, wo das Ufer in

ſeiner »Adlershorſt« genannten höchſten Erhebung ſteil in das Meer abfällt.

»Und nun laßt hervor uns treten,
Schaun das grenzenloſe Meer!«

Wer aus dem Binnenlande kommt und es hier zum erſten Male erſchaut, hingelagert am Strande »wie ein Ungeheuer«, der wird nicht wiſſen, was er mit dieſem unerhörten Anblick machen ſoll; ihm wird zu Muthe werden wie uns, wenn wir zum erſten Male die Alpen — ein andres Ungeheuer — erblicken und uns an die wie unter einem Drucke leidende Stirn faſſen. Denn ob Alpen oder Meer, beide ſind uns ein Symbol des Unfaßbaren, der Unendlichkeit, deren ſich unſrer beim Schauen eine Ahnung bemächtigt.

Hat unſere Seele den erhabenen Eindruck zu bewältigen geſucht, dann ſteigen wir wieder in die dunkle Thurmtiefe hinab. Und wie wir früher uns aus der architektoniſchen Enge zu dem freundlichen Panorama vor dem Hohen Thore flüchteten und ſich unſer Geiſt bei dieſem Anblick erweiterte, ſo ſteigen wir von dieſer Höhe mit ihrem Blick auf die Meeresunendlichkeit in die kleine Stube des Thurmwärters, eines »luſtigen Schuſters«, — nicht größer als eine kleine Kajüte, — und geben uns dem Zauber der Enge hin. Auch Humboldt, wenn er in ſeinem Kosmos genugſam von Sternenweiten, Milchſtraßen und Nebelflecken gehandelt hat, führt uns gerne zu den Infuſorien des Biliner Schiefers, von deren

Kalkpanzern Billionen auf einen Kubikzoll gehn. Denn dieſer ſonderbare Kontraſt liegt nun einmal im Menſchengeiſte neben einander, das Schauen der Unendlichkeit und der Beſchränkung, der Blick in ein Teleskop und in ein Mikroskop, Weite und Enge, Fern- und Heimweh.

Erſt dieſe beiden Empfindungen gemiſcht geben mit dem Grundton den harmoniſchen Dreiklang. Wo die in die Weite hinausſtrebende Quinte fehlt, hören wir nur das weichliche Gewimmer philiſtröſen oder beſchränkten Daſeins, und wo die Terze nicht mildernd mitklingt, ſchauern wir vor der herzloſen Herbigkeit grenzenloſen Strebens.

Das Danziger Bild.

— — habent sua fata — tabellae —
(auch Bilder haben ihre Geſchichte.)
Horaz, ars poetica.

Danzig iſt nicht reich an bedeutenden Bildern. Dafür beſitzt es aber in ſeinem »Jüngſten Gerichte« ein Werk erſten Ranges, gleich ausgezeichnet durch ſeine Schönheit, ſeine Schickſale und durch — den Streit über den Meiſter, der es gemalt hat. Das Danziger Bild iſt der Stolz, die Freude, das Palladium dieſer ſchönen und reichen Stadt. Sie führen den Fremden vor ihre herrliche »Tafel« und weiden ſich an ſeinem Entzücken. Ihre erſte Frage iſt: »Haſt Du ſchon das Jüngſte Gericht geſehn?« Aber auch in die Fremde iſt der Ruf dieſes Werkes gedrungen. Wie in Rom den Pabſt, ſo muß der heimkehrende Reiſende dieſes Bild geſchaut haben.

Das Danziger Jüngſte Gericht, gegenwärtig auf einem Altar der Dorotheen-Kapelle in der Marienkirche aufgeſtellt, beſteht, wie viele der ältern Altarbilder, aus einem Mittelbilde und zweien Seitenflügeln, welche über

das erstere gelegt werden können. Denn das Hohe darf nicht immer profanen Blicken ausgesetzt sein. Nur an besonders heiligen Festtagen mag früher die Herrlichkeit dieser Tafeln entfaltet worden sein, zur staunenden Bewunderung des herbeiströmenden Volkes. Es mußte sich daher nothwendig etwas Geheimnißvolles an dieses Bild hängen, das in seiner Vollendung Alles übertraf, was bis dahin gesehn worden, welches die reichste Fülle wechselnder Empfindungen darstellte und Himmel und Hölle öffnete, um ihre Mysterien dem scheuen Blicke zu enthüllen. Auffallend wäre es gewesen, wenn der Wunderglaube, die Abenteuerlichkeit sich nicht dieses Gegenstandes bemächtigt hätte. Durch eine Verkettung sonderbarer Umstände aus der Fremde nach Danzig gekommen, mußte dieses Bild die Phantasie zu Erfindungen anregen, die wahren Ereignisse zurücktreten, die Geschichte seiner Erwerbung vergessen lassen.

Da hieß es denn bald, das Bild sei für den Pabst bestimmt gewesen, mit dem Schiffe, auf dem es nach Rom habe gebracht werden sollen, von einem Seeräuber erbeutet und diesem, der es für den Sultan bestimmt gehabt, wieder von einem Danziger Schiffer abgenommen; bald, daß es, dem Palladium gleich, vom Himmel gefallen, von einem Schiffer auf dem Meere schwimmend gefunden und aufgefischt worden sei. Dieser Sage liegen wahre, wenngleich entstellte Thatsachen zu Grunde. Es ist das Verdienst des geistvollen Historikers Hirsch, durch

eine Reihe scharfsinniger Kombinationen die Geschichte des Danziger Bildes von ihrer volksthümlichen Sagenhülle entkleidet zu haben. Schon in seiner Geschichte der Marienkirche hatte dieser Forscher auf eine Stelle in der Chronik des Schöppen Melmann hingewiesen, welcher berichtet:

»1473 do nam Pauel Beneke ein Schipper von einem Holländer eine Galleyde, darin die Tafel die auf St. Georgens-Altar steht in der Pfarrkirche mit großem Gute befunden ward.«

Spätere Entdeckungen, deren Resultate derselbe Verfasser in einer Beilage zu der Danziger Chronik Kaspar Weinreichs (herausgegeben von Hirsch und Voßberg Berlin 1855) zusammenstellt, gewähren einen noch tieferern Einblick in die Verhältnisse, unter welchen dieses Bild erbeutet worden und nach Danzig gekommen.

Als nämlich während des hanseatisch-englischen Krieges (1469 bis 1473) Danzig mit den übrigen Städten des Hansebundes zur See die Engländer bekämpfte, wurden nach damaliger Sitte auch Kaper — »Auslieger« — ausgerüstet. [37]) Einer davon, der »Peter von Danzig«, ein ursprünglich französisches Kauffahrteischiff von bedeutender Größe, eine sogenannte Karavelle (Krawel, Krauel), von dem Weinreich erzählt:

Item anno (14)62 nach Pfingsten kwam das große Kraffel (von Lebarn) zu Dantzk in die Reide (Rhede) mit Saltz geladen. Da schlug im der Tonner die Mast entzwey; —

und welches später wegen der zu seiner Ausbesserung aufgenommenen und nicht zurückgezahlten Gelder in Danzig zurückgeblieben war, ging mit einer starken Bemannung von Söldnern (Ruters) unter der Führung von Bernt Paweſt in die See. Später übernahm Paul Beneke das Kommando, und dieſer kühne Seemann iſt es, welchem Danzig die Erwerbung des Jüngſten Gerichtes verdankt.

Während derſelbe nämlich vor Seeland kreuzte, liefen zwei Schiffe, von denen das größere, die Galeyde (Galeere) St. Thomas, mit reichen Gütern für florentiniſche Kaufleute beladen, unter der Flagge des Herzogs von Burgund ſegelte, aus dem Hafen von Sluys. Beneke verfolgte dieſelben bis in die engliſchen Gewäſſer und nahm die Galeyde nach hartnäckigem Kampfe. Dieſes geſchah am Dienſtage nach Oſtern 1473. Eine reiche Beute im Werthe von etwa 480,000 Thalern fiel den Siegern zu und wurde in Stade, wo man dieſelbe barg, theils unter die Mannſchaft, theils unter die drei Danziger Rheder, welche ſchon früher den »Peter« gekauft hatten, vertheilt. Zu dieſer Beute gehörte auch das Jüngſte Gericht. Denn wir leſen in einer Bemerkung Stenzel Bornſtets zu Weinreichs Chronik:

> Auff dieſer Galeide iſt die Taffel geweſen, welche auf St. Georgens Junkern Altar geſetzet iſt, ein ſchön aldes kunſtreiches Molwerk vom jungſten Tage.

Wir können zwar noch weiter bis ins Einzelne den Streit verfolgen, der ſich ſpäter zwiſchen den Hanſe-

ſtädten, dem Herzoge von Burgund und dem Geſchäftsträger der florentiniſchen Kaufleute Thomas Portinari wegen einer Entſchädigung entſpann, wir hören ſelbſt verwundert, daß der Pabſt ſich durch einen Legaten für die Beraubten verwandte, ja daß ſogar vielleicht die Brüder Giuliano und Lorenzo dei Medici diejenigen ſind, für welche das Bild urſprünglich beſtimmt geweſen, aber wir forſchen vergebens nach den weitern Schickſalen des letztern bis zu ſeiner Ankunft in Danzig. Auf St. Georgs Altar wurde dieſes Bild aber wahrſcheinlich deshalb aufgeſtellt, weil die drei Eigenthümer des Peter von Danzig der St. Georgs-Brüderſchaft angehörten.

Hier befand ſich das Gemälde bis zum Jahre 1807.

Im Jahre 1718 war es von einem Danziger Maler Chriſtoph Kray ſehr mangelhaft reſtaurirt worden, ein Schickſal, das leider manchen bedeutenden Bildern, z. B. den Raphaeliſchen Fresken in der Farneſina zu Theil geworden, ohne daß dieſe Reſtaurationen durch ſpätere, wie bei dem Danziger Bilde, wieder gut gemacht worden wären. Denn durch die von Profeſſor Bock 1815 und in neueſter Zeit (1851) von Keller vorgenommene Reſtauration iſt die urſprüngliche Schönheit glücklich wiederhergeſtellt worden.[38])

Als die Franzoſen 1807 Danzig eroberten, gehörte es zu ihren erſten Geſchäften, das Bild nach Paris zu bringen. Dort erhielt es ſeinen Platz im Kaiſerlichen Muſeum und kam dann nach Beendigung der Freiheits-

kriege 1815 wieder nach Deutſchland zurück. In Berlin ſcheiterten alle Bemühungen, das Bild für das damals beabſichtigte National-Muſeum zu gewinnen, an dem großartigen Gemeinſinn der Danziger.[39]) So erhielt die Stadt ihr Bild zurück.[40])

Dieſes iſt die Geſchichte dieſes wundervollen Bildes. Die Angabe ſpäterer Chroniſten, daß daſſelbe urſprünglich für Italien beſtimmt geweſen ſei, gewinnt an Glaubwürdigkeit durch die Wappen, welche den beiden auf der Rückſeite befindlichen Donatoren beigefügt worden und einer florentiniſchen Familie angehören ſollen.[41])

Für die Maler hielt man früher allgemein die Gebrüder van Eyk; und es iſt nicht zu leugnen, daß dieſes Bild mit den von ihnen gemalten Genter Tafeln im Berliner Muſeum eine frappante Aehnlichkeit hat,[42]) nur daß es dieſelben an innerer Bedeutung weit hinter ſich läßt.

Andere halten Hugo van der Goes, Albert Ouwater, Bernhard von Orlay, Michael Coxis, Johann Maſtaert und namentlich Hans Memling[43]) für den Maler. Keinem der Entdecker des Meiſters fehlt es an ſcharfſinnigen Beweiſen für ſeine Behauptung. Ueberlaſſen wir Laien denſelben den unfruchtbaren Streit und wenden wir uns zur Betrachtung dieſes Jüngſten Gerichtes.

Chriſtus, mit einem rothen Mantel bekleidet, ſitzt in ernſter Richterſtrenge auf einem glänzenden Regenbogen, ſeine Füße ruhen auf einer goldenen Kugel, in der ſich

die nächſten Gegenſtände ſpiegeln. Es iſt diejenige Stellung, in welcher die Kirche Chriſtus »triumphirend« nennt. Ueber ihm ſchweben vier Engel mit den Marterwerkzeugen, unter ihm drei andere die Poſaunen blaſend. Zu beiden Seiten von Chriſti Haupt ſehen wir die Symbole der Gnade und Gerechtigkeit, den Lilienſtengel und das Schwert; weiter ſitzen die zwölf Apoſtel, neben ihnen knieen rechts Johannes der Täufer und links Maria als Fürbitter.

Auf den Ruf der Poſaunen haben ſich die Gräber geöffnet, die Todten ſteigen herauf und harren des Gerichtes. Der Erzengel Michael ſteht in ihrer Mitte, erhaben, in einen ſtrahlenden Panzer und Purpurmantel gekleidet. Seine Hand hält eine Waage und einen Kreuzesſtab.[44]) In dem Mittelbilde iſt nun der Moment fixirt, wie zwei Auferſtandene auf der Waage gewogen und der eine von ihnen zu leicht befunden wird. Dieſe beiden Figuren bilden einen ergreifenden Kontraſt, der ſich auch in den übrigen bereits abgeurtelten Seligen oder Verdammten, des Gerichtes mit Hoffnung oder Furcht Harrenden ausſpricht. Der in der linken Schale (vom Zuſchauer aus gerechnet) befindliche Selige knieet dankend und betend, während der Verdammte wie eine lebloſe Maſſe über die Schale geworfen daliegt, ohne Regung, ohne Zucken, wie zerſchmettert von dem furchtbaren Gericht. Dicht hinter Michael ſtreiten ein Engel und ein Teufel um den Beſitz einer Seele. Die Seligen

steigen, schweben links zu den sich ihnen öffnenden lichten Höhen. Ein Verdammter, der in den Himmel zu schleichen versucht, wird von einem Dämon mit einem Haken gefaßt und zurückgezogen.

Die Darstellungen auf den Flügelbildern hängen mit dem Mittelbilde unmittelbar zusammen und bilden dessen Fortsetzung. Die Trennung in drei Bilder ist daher nur ganz äußerlich. Sie gehören zu einander, wie die einzelnen Theile einer auf Leinwand geklebten zum Zusammenlegen eingerichteten Landkarte.

Auf dem linken Flügel ist nun ein auf Wolken ruhender Tempel in gothischem Baustyle dargestellt; demantene Stufen führen herab bis zu grünen blumigen Matten, auf welchen die Seligen nahen, die Stufen hinansteigen und auf der zweiten (von unten gerechnet) von Petrus liebevoll empfangen werden. Ausgezeichnet ist hier ein vom Rücken gesehener Jüngling, der erstaunt zusieht, wie Petrus einen ältlichen Mann, gleich einem alten Bekannten, bei der Hand faßt, und das Bildniß dieses Alten selber. Die Seligen steigen empor und verlieren sich im Tempel. Auf der letzten Stufe empfangen die bis dahin nackten Gestalten Gewänder. Bildwerke von halb erhabener Arbeit schmücken die Facade und den Plafond der hochgewölbten Eintrittshalle. Ueber derselben in einem Giebelfelde ist auf gleiche Weise die Schöpfung der Eva dargestellt; im Innern des Plafonds Cherubim und Seraphim; unter dem Bogen desselben,

inwendig auf einem Pfeiler, Chriſtus als König auf einem Throne ſitzend, zu ſeinen Füßen das Lamm, rings um ihn die Embleme der vier Evangeliſten. Auf zwei großen thurmähnlichen Pfeilern, zu beiden Seiten der Halle, ſind zehn Statuen theils ſitzender, theils knieender Könige und heiligen Ordensſtifter angebracht, über ihnen erheben ſich zierlich geſchnitzte Baldachine, genau wie man es an den herrlichſten alten Kirchen ſieht. Alles dieſes ſcheint mit ſolcher täuſchenden Wahrheit in Stein gehauen und iſt von ſo vollendeter Ausführung, daß man ſogar das Geäder des Holzwerkes an der offen ſtehenden Thüre, die Beſchläge derſelben, ja ſogar die einzelnen Nägel erblickt. [45]) Hinter der dieſes Prachtgebäude krönenden Baluſtrade ſtehn ſingende, muſizirende, jubilirende, Blumen ſtreuende Engel in reichen Meßgewändern; etwas tiefer auf zweien die Pfeiler umgebenden Balkonen auf jedem drei kleine wunderliebliche und ſchön beſchwingte Engel, ebenfalls in Meßgewändern, welche von Gold und Juwelen ſtrahlen; drei von ihnen ſingen aus einem Buche, drei andere ſpielen die Harfe, die Zither und die Geige. [46])

Anderes erblicken wir auf der rechten Seite des Hauptbildes. »Die unausſprechlichſte Angſt, Schmerz, an Wahnſinn grenzende Verzweiflung ſpricht zur Linken Michaels aus den unſeligen, auf das Mannichfaltigſte gruppirten, zum Theil dicht zuſammen gedrängten Geſtalten jedes Alters und Geſchlechts.« Die Verdammten wer-

den von Dämonen in die Hölle getrieben, geriſſen, geſchleppt. Auf dem rechten Flügelbilde ſchlägt in einer wüſten Felſengegend, über der hoch oben ein in die Poſaune blaſender Engel ſchwebt, eine glühende Lohe auf. Von dem Qualm betäubt ſtürzen die Unſeligen durch einander in einem ſinnverwirrenden Knäuel, in dem das Auge mit Mühe die Individuen erkennt; es iſt ein Durcheinander von Körpern und Gliedmaaßen, ein Schweben, Fallen, Verſinken in dem über die Häupter zuſammenſchlagenden Feuermeere. Ein Einzelnes läßt ſich in der gemeinſamen Qual kaum erkennen; es iſt die Vernichtung jeder Individualität, die abſoluteſte Rückſichtsloſigkeit, welche den Einzelnen einer beſondern Beachtung und Strafe gar nicht würdigt.

Unter allen dieſen Scenen iſt wohl von der großartigſten Wirkung die folgende. Ein eben Verdammter wird von einem Dämon in der Art fortgeſchleppt, daß der Letztere ihn an den Beinen rücklings über die Schultern genommen hat und der Kopf des Verdammten nach der Erde zu hängt. In ſeiner Todesangſt hat dieſer, wie es bei Ertrinkenden geſchieht, das Bein eines andern Verdammten, welcher am Boden liegt, gepackt und hält daſſelbe krampfhaft feſt. Den Dämon kümmert es aber nicht, er trägt ſeine Laſt weiter. Dadurch fühlt ſich der am Boden Liegende mitgeriſſen, krallt ſich mit beiden Händen ſchreiend in die Erde und furcht dieſelbe mit den Nägeln. Das iſt in der That

eine Scene, die in der divina comedia eine Stelle verdiente.

Man hat wohl den rechten Flügel, welcher die Hölle darstellt, für den bedeutendern halten wollen, aber mit Unrecht. Allerdings werden wir stets mit größerem Interesse bei der Darstellung des Schmerzes, der Wuth, der Verzweiflung verweilen als bei der stillen Seligkeit und hehren Freudigkeit wonnevollen Friedens. Denn die letztern Empfindungen stellen einen Zustand, jene innere Handlungen dar, und Handlungen sind stets der dankbarste und beredteste Gegenstand für künstlerische Darstellungen. Erst »der Wolf der in die Schafheerde fällt«, giebt den Inhalt für ein poetisches Kunstwerk ab, nicht die ruhig weidende Heerde. Es ist nur die Hölle was uns bei Dante fesselt. Aber wir müssen nicht vergessen, daß die Malerei — andern Gesetzen als die Poesie folgend — allerdings auch Zustände, ruhig gleichmäßige Empfindungen darstellen kann. Wo wir uns in der Poesie nur mit einem »Bilde« helfen können, da tritt in der Plastik dieses Bild unmittelbar vor unsere Sinne. Den stillen Frieden auf dem Antlitz eines Betenden vergleichen wir poetisch vielleicht mit dem Monde, der über eine Meeresfläche strahlt; sehen wir aber ein solches Antlitz mit dem sinnlichen Auge, plastisch dargestellt, dann bedürfen wir eines solchen Vergleichs gar nicht. Und dann noch Eines. Für uns Menschen liegt ein eigener Reiz in dem, was sich uns als ein Kampf,

ein Widerſtreiten, ein Pathos darſtellt. Wo wir einen Riß ſehen, vermuthen wir eine Tiefe, die Ebene iſt ſynonym mit Flachheit. Der Abſturz eines Hügels imponirt uns, und auf einer Hochebene, dem ebenen Kamm eines Gebirges, fühlen wir Monotonie. Das iſt aber nur ein Irrthum in unſern Vorſtellungen. Auch in der Muſik dürfen wir nur zwei mit einander ringende Motive hören, und wir ſind erregt, während das Verweilen in der ätherklaren Reinheit einer Melodie uns nur in ein ſtilles Träumen verſetzt. Dennoch bedingt dieſes Träumen ſicher ein unendlich tieferes Verſenken als jene Erregung.

So iſt es auch hier mit der Darſtellung der Verdammten und der Seligen. Dort ein furchtbares Wogen und Wühlen, ein Hintaumeln in dem Sturmwinde, »der die Geiſter entrafft«, ein ſtürzendes Finale wie in manchen Beethoven'ſchen Sonaten; hier ein lachendes Gefilde, ein Sonnenglanz wie in einem Mozartiſchen Andante. Beiden gegenüber ſtellt das Mittelbild gleichſam den erſten Satz einer Symphonie dar, ein gigantiſches Ringen, das Auflöſen des dramatiſchen Knotens, deſſen Schürzung in das Leben der hier Auferſtandenen fällt.

Der Ausdruck in den Geſichtern der Seligen und der Verdammten iſt über allen Begriff großartig, und hieran ſowie an einzelne Gruppen muß der Zuſchauer, der nur bewundern will, ſich allein halten. Im Uebrigen macht die Menge der nackten, ſpindeldürren

Körper, bei aller Correktheit der Zeichnung, einen halb verwirrenden, halb peinlichen Eindruck. Den herabstürzenden, nur dem Gewichte der Schwere folgenden Körpern fehlt es an aller Rundung und der vollen sinnlichen Grazie; sie sind eben so eckig als dürr. Das Bild stammt aus einer Zeit, in der die ewige Schönheit, die Göttlichkeit der Menschengestalt noch nicht in ihre »unveräußerlichen« Rechte getreten war, wo das Fleisch noch Sünde, Grazie Frivolität bedeutete. Bewundern wir die anatomische Wahrheit, nach welcher der Künstler gestrebt hat; die künstlerische, das Reich der Schönheit, jenes damals noch neu zu entdeckende Amerika, welches erst in den folgenden Jahrhunderten aus den Werken eines Raphael, Tizian, Murillo die Welt entzücken sollte, ist ihm unbekannt geblieben. Dafür spricht aus seinem Bilde eine Naivität, ein Vertrauen, eine Hingabe an die Natur, ein psychologischer Instinkt, der uns immer und immer fesselt und mit Bewunderung erfüllt. Selbst in seiner Behandlung der Landschaft in dem Bilde ist er groß und naiv. Ein dunkler Himmel lagert über der weiten vom Meere begrenzten Ebene, aber am Horizonte strahlt ein intensives, weißliches Licht, das mit seiner geisterhaften Helle das Auge förmlich blendet. Nach der Seite der Seligen hin grünt und blüht die Erde in vollster Schönheit und nach der der Verdammten zu verliert sich die graue Wüste in ein Felsenlabyrinth.

Zürne uns nicht, Schatten des großen Meisters, wie auch immer die Menschen dich nannten, als du auf der Erde wandeltest, wenn wir nicht alle unsere Ansprüche befriedigt nennen, wenn wir vermissen, was du nicht bieten konntest! Wir schauen ja auch nicht anders nach den Sonnenflecken, als daß sich unser Auge bald geblendet senke.

Das Kruzifix.

Ein Gnadenbild, wie nie noch eines war.
— — — — —
Chamisso, das Kruzifix.

In der Eilftausend-Jungfrauen-Kapelle befindet sich ein ans Kreuz geschlagener Christus, ein Kunstwerk von höchster Bedeutung, von einer erschütternden Wirkung, einer Naturwahrheit, wie kein zweites Werk dieser Art.

Das Christenthum, welches sein Symbol von der Kreuzigung Christi entnommen, hat diesen Akt und was demselben vorausging und nachfolgte recht eigentlich für bildliche Darstellungen empfohlen. Die Kreuztragung mit den dabei vorkommenden Zwischenfällen, das Anheften an das Kreuz, die Ereignisse während des Leidens Christi, die Kreuzesabnahme, das in Schmerz Versunkensein der Angehörigen bei Christi Leiche, endlich die Grablegung, sind unzweifelhaft Momente, die durch ihre Plastik, Bewegtheit, ihre Kontraste und eine große Mannigfaltigkeit der verschiedenartigsten Empfindungen sich ganz von selbst zu künstlerischen Darstellungen eignen.

Den eigentlichen und ethiſchen Höhepunkt und zugleich Ruhepunkt dieſer ganzen Reihe bildet das an das Kreuz Geheftetſein und innerhalb dieſer Dauer wiederum der letzte Moment des Leidens und Lebens Chriſti, ſeine letzte Schmerzensklage, welche in dem ſchönen Ausruf: »Mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen!« ihren Ausdruck gefunden hat. Es iſt dieſe Klage darum ſo rührend, weil ſie den Leidenden als Menſchen und rein menſchlich empfindend darſtellt, in einer alles übermenſchlichen Heroismus entkleideten und darum ſo rührenden und erſchütternden Schwäche; einer Schwäche, welcher auch jene Worte in Gethſemane entſprangen: »Willſt du, mein Gott, ſo gehe dieſer Kelch an mir vorüber!«

Betrachten wir den Moment der Kreuzigung mit rein künſtleriſchem Auge, ſo müſſen wir uns geſtehen, daß kaum ein anderer denkbar iſt, der ſich plaſtiſch ſo wenig zu einer Darſtellung eignete, der dem Begriffe der Schönheit, jedem äſthetiſchen Geſetze ſo vollkommen widerſpräche, wie dieſer. Zwar die Stellung Chriſti zwiſchen den beiden Miſſethätern zeigt etwas von einer Pyramide; die Geradlinigkeit aber in der ganzen Körperſtellung, die dadurch hervorgerufen wird, daß die Füße übereinandergelegt ſind und die Arme mit dem Körper einen rechten Winkel bilden, die Bewegungs- und Regungsloſigkeit des geſammten Körpers, welcher in der eigentlichſten Bedeutung fixirt worden, und dadurch die peinlichſte Empfindung hervorruft; die vollſtändigſte Un-

freiheit des Leidenden; die ganze Situation, welche nichts als die abſoluteſte Paſſivität zuläßt — dieſes Alles ſind Momente, die — abgeſehen von dem Widerlichen des Märtyrerthums — ſchon einzeln genommen eine Wirkung durch Gruppirung, überhaupt eine Kompoſition gar nicht zulaſſen. Auch beim Laokoon ſind nur drei leidende Perſonen vorhanden; aber wie lebendig, wie aktiv, wie frei verhalten dieſelben ſich der zwingenden Nothwendigkeit gegenüber. Das Umwinden der Schlangen, der Biß derſelben zwingt die Körper in die mannigfaltigſten Stellungen, zeigt deren herrlichſte Formen und erweckt im Zuſchauer das Bewußtſein, daß ſie im nächſten Momente aus der fixirten Stellung in eine andere übergehen können. So zeigt die Laokoonsgruppe trotz der momentanen Ruhe ein Belebtſein, eine Aktivität, eine Perſpektive, während die Gruppe am Kreuz dieſer Momente aus rein phyſiſchen Gründen entbehren muß. Was ferner in der Laokoonsgruppe das vereinigende Glied der drei Perſonen abgiebt, iſt nicht bloß die rein äußerliche Verkettung in ſchön geſchwungenen »Schlangenlinien«, es iſt das gemeinſame Leiden von Vater und Söhnen, die in der Aktion des Erſtern ausgeſprochene Theilnahme für die Letztern, während die Miſſethäter Chriſtus gegenüber nur in einem ethiſchen Gegenſatze ſtehn und ein durchaus unfruchtbares Moment für eine plaſtiſche Darſtellung abgeben. Denn der mit bloß künſtleriſchem Auge empfindende Zuſchauer, welcher von dem allerdings rührenden

Verhältniß der Verbrecher zu Chriſtus nichts weiß, vermißt jeden Zuſammenhang und die innere Beziehung der drei Leidenden zu einander.

Hienach iſt es klar, daß der Darſteller des ans Kreuz geſchlagenen Chriſtus von vornherein auf die Wirkung durch eine Handlung verzichten muß. Was ihm bleibt, iſt die Fixirung eines paſſiven Zuſtandes und innerhalb dieſer ſo enge gezogenen Grenze die Darſtellung einer Empfindung mittelſt des Ausdrucks. Hiemit iſt dem Künſtler eine ſchwierige aber hohe Aufgabe geſtellt. Denn da ihm der deutlichſt redende Dollmetſcher für die Empfindung, die Handlung, nicht zu Gebote ſteht, wodurch die Laokoonsgruppe zu uns ſo beredt und eindringlich ſpricht, muß er den ganzen Schwerpunkt in den Ausdruck des ruhenden Körpers legen. Und dieſes iſt nun unſerm Künſtler in einer ganz wundervollen Weiſe gelungen. Zugleich aber hat derſelbe mit großer Meiſterſchaft die einzige Möglichkeit einer Bewegung des Körpers, die freie Stellung des Hauptes auf dem Halſe benutzt, um dem bloß innerlichen Ausdrucke zu Hülfe zu kommen.

Vergegenwärtigen wir uns den Moment, welchen der Künſtler gewählt hat. Es iſt derjenige, welcher oben als der Höhepunkt der Kreuzigung hingeſtellt wurde, das letzte Aushauchen in dem Rufe: »Mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen!« Das Haupt, bis dahin von dem phyſiſchen Leben und dem die Schrecken des Todes überwindenden Geiſte aufrecht gehalten, ſinkt matt auf

die Bruſt, wie in jenem ſchönen, ſo oft wiederkehrenden Bilde Homers der Mohn »belaſtet vom Regenſchauer des Frühlings«. Ueber das jugendlich ſchöne, mit einem leichten Flaum gezierte, vom dunkelſchattenden Tode überflogene Antlitz zuckt ein letzter Schmerz; die Lippen ſind welk und kaum zu einem Seufzer geöffnet, während in der Stirn ſich in wunderbar ſchöner und erſchütternder Naturwahrheit noch einmal das ganze Schmerzgefühl zuſammenzieht. Es iſt das eigenthümliche, ganz entgegengeſetzte und ſcheinbar naturwidrige Zuſammenziehen der Stirnmuskeln, welches eine großartige Wirkung hervorruft; derſelbe wunderbare Ausdruck, welcher auf dem Kopfe Laokoons und des ſterbenden Alexander jenen Stempel unſäglichen und doch ſo erhabenen Leidens aufdrückt, welches zu ſagen kein Gott giebt. Während nämlich die Stirn in ihrer obern größern Häfte beim ſchmerzlichen Zuſammenziehen ſich in Falten legt, die mit den Brauen parallel gehen, und dadurch dieſe in die Höhe zieht, krauſen ſich die Brauen ſelber zuſammmen und bringen dadurch Falten hervor, welche ſich zu den Stirnfalten in genau entgegengeſetzter Richtung legen.

Giebt nun dieſe Faltung der Stirn dem Antlitz den Ausdruck eines tief ſchmerzlichen Leidens, ſo wird derſelbe noch verſtärkt durch das ſehr ſtarke Hervortreten der Augen. Indem nämlich die Stirnmuskeln ſich in die Höhe zuſammenziehn und die Augenbrauen ſich einander nähern, werden zugleich die Lider, welche die Augen be-

decken, ganz ungewöhnlich angespannt; der Augapfel tritt mithin hervor und giebt dem Antlitz etwas, was an einen Todten erinnert.

Die Behandlung des Körpers ist der des Gesichts entsprechend. Die Glieder sind von vollster Weichheit und Jugendlichkeit wie beim Apollo von Belvedere; der Brustkasten tritt, wie es die Situation nun einmal mit sich bringt, sehr stark hervor, während der Unterleib scharf an- und eingezogen ist. Die Naturwahrheit entbehrt nirgends der Schönheit; es ist als ob der Künstler seine Studien am Laokoon gemacht hätte, der bekanntlich den Unterleib gleichfalls schmerzzuckend einzieht. Bewundernswerth ist die Darstellung der Adern an der innern Seite des Unterarmes, die angespannt und blutgefüllt als ein deutlich erkennbares Netz hervortreten.

Am meisten erfreut wohl an dieser Statue das von dem Künstler beobachtete Maaß. Wer nur einmal in Gallerieen die Gemälde selbst der größten Meister, welche Marterscenen behandeln, angesehn hat, wird von der Scheußlichkeit und Widerlichkeit der gebrauchten Mittel, der Outrirtheit im Ausdrucke des Leidens sich abgestoßen gefühlt haben. Denn die Künstler legen bei solchen Märtyrerdarstellungen den Schwerpunkt gar zu gern in die rein äußerlichen Schreckniſſe. Eine unnatürlich große Dornenkrone, dicke Blutstropfen zeichnen zum Beispiel die sonst trefflichen Ecce-Homo's Guido Reni's aus. Hier aber ist nicht bloß der innerliche Schmerzensaus-

druck in den Grenzen der Naturwahrheit und Schönheit gehalten, auch die nicht zu umgehenden Darstellungen der Wunden, des Blutes, der Dornenkrone sind so zart, so wenig hervortretend, so fast nur angedeutet, daß dem Schönheitsgefühl volle Rechnung getragen wird.

Nicht genug kann aber die Färbung des Körpers bewundert werden; es ist ein gelbliches Weißgrau, welches das noch pulsirende Leben und zugleich die Nähe des Todes andeutet, und in kaum merklichen Nüancirungen die einzelnen Glieder überzieht. Ich muß gestehn, daß ich bis dahin nicht habe begreifen können, wie die Alten es jemals vermocht haben, ihre Marmorstatuen zu bemalen. Jetzt ist dieses Räthsel für mich halb gelöst. Ist diese Christusstatue, von Holz und in der Blüthezeit eines Jahrhunderts gearbeitet, welches sich auch in der Technik mit dem Alterthume nicht vergleichen durfte, schon ergreifend, wie ganz anders kann nicht die Wirkung jener alten großen Werke gewesen sein, die in der Formvollendung bis jetzt nicht erreicht worden sind, wenn die Wirkung eines diskreten Kolorits den plastischen Ausdruck unterstützte.[47])

Fassen wir nun unsere Darstellung in einem Resultate zusammen, so finden wir:

Der Künstler hat nach der höchsten Naturwahrheit gestrebt, ohne die Gesetze der Schönheit zu verletzen; er steht auf ganz modernem Boden, mit voller Erkenntniß des antiken Geistes; sein Christus ist rein menschlich

aufgefaßt, ohne die leiseste Bedeutung einer christlichen Mystik.

Dieser letzte Punkt ist gar nicht genug hervor zu heben. Weil es dem Künstler nur auf die durch das Schönheitsgesetz bedingte Naturwahrheit ankam, ist sein Werk so rührend. Wir sehen keinen Gott, der den Schmerz im Bewußtsein seiner unantastbaren Göttlichkeit überwindet, auch keinen Gottmenschen, dem die Erdenschranken schwinden; — es ist der reine Mensch in dem vollen Bewußtsein unsäglichen Leidens, in seiner Trostlosigkeit, auf dem Wege zu einer — wenn auch nur gegenwärtigen — Vernichtung, die geknickte Mohnblume in ihrem Verwelken. Mag auch die Seele diesen Schmerz, diesen Tod überwinden, der schöne Leib ist hin, diese Adern schwellen nur im letzten Todeszucken und dieses brechende Auge wird sich nicht mehr dem Lichte öffnen.

Der Name unseres Künstlers ist der Nachwelt nicht erhalten. Es geht allerdings die Sage, daß dieses Kruzifix von Michel Angelo herrühre, allein durchaus ohne allen Grund. Michel Angelo's Werke sind von diesem zu verschieden, als daß man auch nur eine solche Vermuthung zulassen dürfte. Ich erinnere mich allerdings einer von ihm gearbeiteten Marmorbüste in der Kirche Santa Agnese fuori le mura zu Rom, einen Christus darstellend, welche sich durch eine diesem Künstler sonst ganz ungewöhnliche Weichheit der Formen, ja durch

einen faſt modernen Geſichtsausdruck auszeichnet, aber einen eigentlichen Parallelismus kann ich auch hier nicht entdecken. Uebrigens ſoll ſich in Rom ein dieſem Danziger ganz ähnliches Kruzifix befinden.

Iſt uns der Künſtler unbekannt geblieben, ſo hat ſich dafür die poetiſche Sage dieſes Stoffes bemächtigt. Sie erzählt, daß der Meiſter, verzweifelnd ſeinem innern Ideale den entſprechenden Ausdruck zu verſchaffen, einen Jünger ſeiner Kunſt als Modell auf das Kreuz gebunden und dann wirklich daran geheftet habe, um die Züge des Sterbenden nachzubilden.

Dieſe Sage, die Chamiſſo in einem ergreifenden Gedichte behandelt hat, iſt wohl das lauteſt redende Zeugniß für die Vollendung dieſes unübertroffenen Kunſtwerks. Denn die Menge greift da, wo ihr das Verſtändniß abgeht, zum Wunderbaren. Bald muß Pygmalions lebensvolle Schöpfung wirklich athmen, bald Raphael die heilige Jungfrau ſelber erſcheinen. Dort wollen die naſchenden Vögel die gemalten Kirſchen anpicken, hier errichtet der Teufel eine Brücke. Das Unbegriffene iſt ein Wunder und das Höchſte der Kunſt ein Unbegriffenes.

Die Speicherinsel.

Auf den Stapel schüttet die Ernten der Erde der Kaufmann.
Schiller, der Spaziergang.

Die Bedeutung des Großhandels wird von Niemand bestritten, seine Poesie von Wenigen erkannt. Zwar den meerdurchsegelnden Schiffen gesteht man gerne die ganze Romantik und Abenteuerlichkeit zu, den poesievollen Nimbus, der seit den Fahrten der Argonauten bis Franklin hin die Stelle des dichten, unbekannte Zonen umhüllenden Nebels einnimmt. Aber den Zwecken, welchen diese Fahrten dienten, dem Verkehr, dem Handel, haftet in den Augen der Meisten etwas vom Kleinlichen, von der Waage und Elle an. Und gar Bauwerke, welche, aller jener abenteuerlichen Poesie entkleidet, nur dem materiellsten Interesse, nur der Waare dienen, solche in ihrer tiefern Bedeutung zu erfassen, wird wohl den Meisten schwer, wenn nicht unmöglich. Wer es nicht vermag, der wird auch in der großartigen Speicherinsel Danzigs nichts sehn als ein großes Waarenviertel, das durch ge-

wisse Werthe repräsentirt wird; eine Zahlenreihe, bei der nur der eigene Antheil das Interesse bestimmt; ein Feld für den Statistiker.

Und doch sollte das eine Moment schon entscheidend sein. Der Handel ist der Kulturvermittler. Nicht bloß der Reichthum folgt seinen Bahnen, sondern auch die Bildung; nicht bloß der Nebel der Ferne schwindet, wo er seine Lichter anzündet, sondern auch der Dunst des Aberglaubens. Den physischen und den intellektuellen Horizont erweitert er ins Unendliche und bringt Gesittung, Bildung und Freiheit. Nur die Beschränktheit sieht in diesem großartigen Kulturfaktor das Krämerhafte; dem Weitblickenden wird die Krämerwaage selbst zum Symbol dieser die Erde mit ihren Bahnen umschließenden Macht.

Im Winter, wie monoton ist die Existenz zwischen diesen schweigenden Speichermassen! Einzelne getreidebeladene Fuhrwerke werden abgeladen, aus den geöffneten Luken klingt das eigenthümliche scharrende Geräusch der Schaufeln, womit die Getreidevorräthe »umgestochen« werden; aus manchen tönt der Gesang der Handarbeiter. Wenige Laternen erhellen Abends die weiten Straßen; Nachtwächter lassen schon mit dem Einbruche der Finsterniß ihre Pfeifen von Viertel- zu Viertelstunde hören.

Wenn aber im Frühlinge das Eis von den Häfen und Flüssen geht, dann erwacht das Leben in diesen

ſchlafverſunkenen Räumen. Das erſte Schiff, eine wahre Sommerſchwalbe, wird mit Jubel begrüßt; ein zweites, eine ganze Reihe folgt. Die einen kommen leer, laden ihren Ballaſt aus, in dem die Jugend nach ausländiſchen Steinen ſucht, und nehmen Frachten in ihre unerſättlichen Räume; die andern bringen Waaren und legen an den Bohlwerken hinter einander an.

Nun entwickelt ſich ein ungeahntes Leben und Treiben. Laſt auf Laſt wird von den ſogenannten »Sackträgern«, die eine eigenthümliche Korporation bilden, in Säcken von den Speichern in die Schiffe, von dieſen in die Speicher getragen. Im hüpfenden[48]) Gänſemarſch durcheilen ſie die Straße. Von manchen Speichern wird das Getreide durch die Oeffnungen auf die Straße geworfen, damit es von allem Munkligen und Modrigen befreit und vollends gereinigt werde. Im Sonnenſchein fällt der Weizen wie ein Goldregen herab. Dort zupfen Frauen den Hanf und Flachs zurecht, der ſofort zu Ballen gebunden und ſortirt wird. Hier werden Steinkohlen aus-, dort Holzmaſſen eingeladen. Die Jugend ſpringt auf den Bohlwerken umher, fällt über die ausgeſpannten Ketten und Taue, wundert ſich über den Mohren auf jenem Dreimaſter aus Boſton, aber ſie denkt, das müſſe nun einmal Alles ſo ſein. Und doch iſt dem denkenden Menſchen nichts wunderbarer als dieſe Erſcheinung. Er lieſt ſtaunend die Namen der Orte, woher alle dieſe Schiffe kommen, umſpannt mit einem Blicke

die ganze Erde, und fühlt sich als ein Theil dieses gewaltigen Makrokosmos und als ein verschwindendes Atom zugleich.

Wenn der Hochsommer da ist, dann kommen die großen, wahrhaft kolossalen Fahrzeuge der Polen, ihre mit Getreide beladenen Flöße. Wir sehen den Schiffern halb ekel, halb lächelnd zu, wie sie aus einer hölzernen Mulde, rings herumgelagert, essen, wie sie auf ihren »Voreſſer« achten, nach dessen Beispiel, gleichsam im Rudertakte, die Löffel eintauchen und ein Stückchen Speck auffischen. Mehr Interesse erregt ihr origineller Tanz im Schiffe, zu dem einer von ihnen auf der selbstgearbeiteten Geige eine slavische melancholisch-weiche Melodie spielt. Sonst sind es schmutzige zerlumpte Gesellen, diese »Flisſen« und »Dschimken«; wir scheuen ihre Berührung als gefährlich. Nur die Knaben lassen sich mit ihnen gern in einen Handel ein und kaufen von ihnen geschnitzte Stöcke, wogegen sie metallene Knöpfe, — mit denen sie im ersten Frühlinge durch Anwerfen an die Mauern ein lebhaftes Spiel getrieben hatten, — hingeben. Man sieht, es ist der Kulturzustand von Halbwilden und Kindern.

So ist das Leben zwischen diesen Speichern und auf den Ladebrücken an dem Strome. Aber es ist nicht bloß der Hinblick auf dieses Treiben, was einen Gang durch diese Straßen so interessant macht, es sind auch die Bauwerke selber, dieses Uebereinander vieler Stockwerke und Schüttungen, die Kolossalität und Mächtigkeit ihrer Mauern, was namentlich dem Binnenbewohner ganz

wunderbar erscheint. Lächelnd lesen wir über den Thüren die Namen, welche diesen Speichern beigelegt sind, und zu denen sich »Sonne, Mond und Sterne« haben hergeben müssen. Manche führen den Namen von Städten, wie: Thorn, Marienburg, Stargardt u. s. w., manche von Pflanzen, wie: Kirschbeerbaum, Kaffeebaum. Vorzüglich aber finden wir Thiere als Symbole gewählt: Weißes Schaf, Adebahr (Storch — auch eine Straße heißt so), Delphin, der goldene, der rothe Lau (Leu), der weiße Bahr, »in den vergulden krebs 1614«, weißes Roß, Elephant, Pelikan. Bei einem Speicher dient ein Bootsmann als Symbol, bei einem andern ein Türke, bei einem dritten der Patriarch Jakob (allerdings keiner der ehrlichsten Patriarchen und deshalb für ein Kaufgeschäft ein ziemlich zweideutiges Symbol). Auf einem Bilde sehen wir eine niedrige Insel gemalt (eine sogenannte Kampe), darunter geschrieben: Kempenspeicher. Manche Bezeichnungen sind ganz abstrakt; wir finden ein Relief, einen Rathsherrn darstellend, der in der rechten Hand ein kleines Kind und in der Linken einen Todtenkopf hält, darüber steht: hodie mihi cras tibi, heute mir morgen dir). Ein Speicher heißt die Einigkeit, ein anderer Alter-Testaments-Speicher.

Diese Sitte die Speicher zu benennen kommt auch in andern Städten, nur nicht so häufig vor als in Danzig.[49]) Auch auf Wohnhäusern finden wir über dem Hausportal oft Inschriften, wie:

Neminem time neminem laede
(Scheue Niemand — ſchade Niemand). —
Fürchte Gott, ehre den König. —
Fürchte Gott, thue recht, »ſcheuwe Nemandt.« —
So es Gott behagt,
Beſſer beneidet als beklagt. —

Zu den großartigſten Schauſpielen gehört wohl der Brand eines Speicherviertels. Da die meiſten aus Holzfachwerk beſtehn und die Materialien, wie Hanf, Flachs, Oel, für Feuer ſehr empfänglich ſind, ſo verbreitet ſich die Flamme oft mit raſender Schnelligkeit. Zum Schutze gegen Feuersgefahr pflegen deshalb Speicher auch gern auf einem abgeſonderten Raume zu ſtehn; eine Inſel iſt natürlich noch günſtiger. Oft aber bricht das Feuer auf einem ſolchen Raume ſelber aus, wie bei dem Brande am 1. November 1813, als bei der Belagerung Danzigs durch die Preußen und Ruſſen 173 Speicher mit ihrem ganzen Inhalte ein Raub der Flammen wurden.

Einen ſeltſamen Eindruck macht es bei einem ſolchen Brande die in der Nähe ankernden Schiffe fliehen zu ſehen. Am furchtbarſten aber wird das entfeſſelte Element, wenn es ſelbſt ſeinen Gegner, das Waſſer, nicht bloß bewältigt, ſondern gleichſam als Bundesgenoſſen zu ſich herüber zwingt. Bei dem großen Brande in Königsberg im Jahre 1811 platzten die Oelfäſſer und ergoſſen ihren Inhalt in den Pregel, der ſich bald in

einen Feuerſtrom verwandelte und das Löſchen unmöglich machte.

Es iſt hier, wie überall, nicht das Furchtbare einer Naturkraft an ſich, es iſt das Sonderbare, Neue, Unerhörte, wovor wir rathlos daſtehen.

Ein Genius Loci.

Iſt es dir ſchon vorgekommen, daß du auf einer Wanderung in der Heimath oder Fremde ein altes Gemäuer, eine Burgruine, eine Kirche aufſuchteſt, darinnen einen graubärtigen, etwas barſchen Führer antrafſt, der dich über Trümmer und durch verfallene Hallen jagte, deine gleichgültigen Fragen wortkarg beantwortete und froh ſchien, wenn er ſein Penſum hinter ſich hatte? Und machteſt du vielleicht eine Bemerkung, bei welcher das Auge in dieſem kalten Antlitze mit überraſchender Wärme ſtrahlte? Bemerkteſt du wie die Rede deines Führers lebendig, erregt, begeiſtert wurde, wie er von ſeiner Ruine, ſeiner Kirche ſprach, als ob es ſeine Geliebte, der Inhalt ſeines Denkens und Strebens ſei? Drücktet ihr euch beim Abſchiede nicht die Hand? Und als du vom Thale aus noch einmal zu dem verlaſſenen Gebäude emporblickteſt, erſchien es dir nicht belebt, durchgeiſtigt, die Wohnung eines freundlichen Genius?

Und wie kam es, daß du dieſen wortarmen, ſonderbaren Mann erwärmteſt? — Du zeigteſt, daß dich ſein

Gebäude, durch welches er dich führte, entzückte. Du würdest es vielleicht längst gethan haben, hättest du gewußt, daß dieser Mann sein ganzes Streben auf die Erkenntniß desselben, auf die Durchforschung auch des letzten seiner Trümmer, auf den Schutz des verwitternden und geborstenen Gemäuers gerichtet, und daß der kühnste seiner Gedanken dahin gehe, diese Hallen einst in alter Schönheit und Pracht erstehn zu lassen.

Es ist ein wunderbarer Eindruck, einen solchen Menschengeist zu sehn, der sich epheugleich an dem Gemäuer eines Denkmals der Vergangenheit hinaufrankt. Gewohnt ziellos in die Weite zu schweifen, erscheint uns diese beschränkte, eng umschriebene Existenz wie die idyllische Verwirklichung eines Traumes von Glück und Zufriedenheit, wie ein harmonisches In-sich-versunkensein nach den Wirren und der drängenden Unruhe quälender Sehnsucht. Es liegt in diesen Menschen eine Freudigkeit, die allen denen eigen zu sein pflegt, welche an etwas Großes anknüpfen. Mag nun dieses Große eine Erinnerung, eine Tradition sein oder ein Kunstwerk, sie fühlen sich gehoben, getragen wie die Pflanze, welche ihre Wurzeln in die Fugen der Mauer senkt, um zuletzt fahnengleich oben im Winde zu flattern, dieselbe Pflanze, die ohne einen solchen Halt im Gewirr der am Boden kriechenden Ranken verkümmert sein würde.

Wer kann die Marienburg sehn ohne Häblers Namen auszusprechen, der die entstellten Räume erforschte, ihre

einſtige Beſtimmung ermittelte, ſie zeichnete, beſchrieb und am Weſentlichſten zu der Wiederherſtellung dieſes herrlichſten Denkmals des deutſchen Ordens beitrug?

Unſere Zeit mag den Vorwurf des Mangels an Selbſtſtändigkeit, an ſchöpferiſchem Genie verdienen, aber es hat vielleicht niemals eine Zeit gegeben, welche für die Erhaltung und Wiederherſtellung alter Denkmäler der Kunſt thätiger geweſen als die unſrige.

In Danzig iſt für die Bauwerke des Mittelalters das Intereſſe niemals erſtorben geweſen, die Pietät niemals erkaltet. Was hier zerſtört worden, ſank entweder von feindlichen Bomben getroffen in Trümmer, oder von dem Zahne der Zeit zerfreſſen. Wir ſtoßen auf keinen Vandalismus, wie er einſt an den Tempeln des römiſchen Forums oder noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts an der Marienburg verübt worden. Hier ſind niemals die Mauerſteine aus den Facaden öffentlicher Gebäude geriſſen, um den Eckſtein für die Bude eines Krämers abzugeben. Die Stadt Stolzenberg fiel der Nothwendigkeit, weil ihre Exiſtenz mit der Sicherheit Danzigs bei feindlichen Belagerungen unvereinbar war, und das alte Schloß vernichtete der ſiegestrunkene Zorn des von der Ordensherrſchaft befreiten Volkes. Mit kaltem Raffinement iſt hier kaum etwas verwüſtet.

Nur unſerm Jahrhundert ſchien es vorbehalten, eines der intereſſanteſten Bauwerke Danzigs unrettbar dem Untergange zu weihen, ſeine ſonſtigen humaniſtiſchen

Tendenzen zu verleugnen. Daß es nicht ſo gekommen, verdanken wir einem einzigen, unbekannten, oft verſpotteten, ſonderbaren Manne, dem Bildhauer Rudolf Freitag.

Es iſt das ehemalige Franziskanerkloſter, unmittelbar im Süden der Trinitatiskirche gelegen, was in dieſem Manne ſeinen Retter, ſeinen genius loci gefunden hat.

Die Trinitatis- (Graumönchen-) Kirche wurde ſeit dem Jahre 1431 auf Veranlaſſung der Franziskanermönche durch milde Gaben und von Handwerkern errichtet, welche ihre Dienſte unentgeltlich und meiſt nur in den Feierſtunden gewährten. Auf dieſe Weiſe kam der großartige Bau zwar im Laufe des funfzehnten Jahrhunderts wirklich zu Stande, war aber ſo mangelhaft ausgeführt, daß ſchon 1503 am frühen Morgen des 4. Oktober die ganze Straßenfronte nebſt fünf Pfeilern, einem Theile des Gewölbes und dem Dache herunterſtürzte. Indeſſen wurde die Kirche bis zum Jahre 1514 wiederum hergeſtellt.

Das Kloſter war ungefähr in derſelben Zeit erbaut. Wie die Marien- und die Dominikanerkirche wurde auch hier Kirche und Kloſter bald der Schauplatz jener höchſt unruhevollen Auftritte, welche die Reformationskriſis in Danzig charakteriſirt. Hier predigte zwar nicht der verwegene Finkenblock, ſondern der gemäßigte Franziskanermönch Alexander; dennoch kam es im Jahre 1525

zur Vertreibung der Mönche durch die aufgeregten Volkshaufen, und obwohl im folgenden Jahre das Kloſter wieder eingeweiht wurde, hatte doch das Leben darin ſeine Reinheit verloren. Wir leſen in einem ſpätern Berichte des Guardians an den Rath der Stadt: »Wenn der Bruder Benedikt weiter in der Stadt mit lüderlichen Frauen in Wirthshäuſern trinkend betroffen werden ſollte, ſo bitte er, ihn durch Stadtboten in das Kloſter bringen und dort drei Tage lang bei Waſſer und Brod, die übrige Zeit bis zu ſeiner Ankunft in leichter Haft bewachen zu laſſen.«

Nachdem der Sieg der Reformationspartei entſchieden war, wurde die weitere Exiſtenz des Kloſters immer mehr in Frage geſtellt. Der letzte Vorſteher, Johann Rollau, übergab es daher im Jahre 1555 der Stadt, jedoch nur unter der Bedingung, daß die Räumlichkeiten zur Einrichtung einer Schule (»Zuchtſchule«) verwendet werden ſollten. So entſtand ſchon 1558 das Akademiſche Gymnaſium, an welchem berühmte Gelehrte, wie Strauch, Schelwig, Calov, Bertling, Kulmus, Hanov, Lengnich gelehrt haben, während wir unter den Schülern den Namen der Dichter Gryphius, Hoffmannswaldau, Kleiſt begegnen.

Nach der preußiſchen Beſetzung Danzigs wurde das Kloſter in ein Lazareth verwandelt. Die franzöſiſche Occupation änderte hieran nichts. Auch ſpäter diente es militäriſchen Zwecken und im Jahre 1829 wurde es

ſogar von dem Militair-Fiskus angekauft, um in eine Kaſerne umgebaut zu werden. Elende Zwiſchenwände verunzierten zwar das Innere, aber mangelnde Fonds und Läſſigkeit verhinderten wenigſtens eine nicht mehr gut zu machende Vernichtung des Bauwerkes. Sein wahrer Retter ſollte ihm in Freitag erſtehn.

In Breslau geboren und auf der dortigen Kunſtſchule und der Wiener Akademie gebildet, begab ſich der für die Kunſt glühende Jüngling 1824 nach Italien, um unter Thorwaldſens und Martin Wagners Leitung ſeine Studien zu vollenden. Dort ſchuf er mehrere geſchätzte Kunſtwerke, wie einen taubentränkenden Amor, eine Bacchantin, dann arbeitete er am Fries der Walhalla und ging 1830 mit Zahn nach Pompeji. Jahre lang ſtudirte er hier die Kunſtwerke der ausgegrabenen Stadt und nahm von ihnen für den preußiſchen Geſandten in Rom Gypsabgüſſe, die er in Folge eines eiferſüchtigen Verbots der neapolitaniſchen Regierung Nachts anzufertigen gezwungen war. Wir leſen mit Ergötzen in der kurzen Lebensſkizze des Künſtlers von Dr. Brandſtäter, — dem dieſe Darſtellung entlehnt iſt, — wie die wachthabenden Veteranen, die auf jeden nächtlichen Beſucher ſchießen ſollten, durch Hexenſpuk geſchreckt werden mußten. »Mit ſprühender Kohlenpfanne auf dem Kopfe einherſchreitend ſpielte Freitag die Hexe vom Veſuv, wie ſie Bulwer in ſeinem bekannten Roman erwähnt, und ließ ſich dann des Morgens ganz ehrbar von den Graubärten

in der Wachtstube an der casa di Salustio erzählen, was die alten Heiden vorige Nacht wieder für einen Spuk getrieben hätten!«

Nach mancherlei Studien, Fahrten und Schicksalen kam Freitag im Jahre 1844 als Lehrer an die Kunstschule nach Danzig mit einem Gehalte von 150 Thalern. Hier begeisterte ihn der Anblick der reichen Kunstschätze dieser Stadt; er beschloß zuvörderst den zerstreuten, von der Ignoranz selten gewürdigten und dem Untergange ausgesetzten altpreußischen Alterthümern eine Stätte zu gründen. Seine kleine Sammlung nannte er mit voller Kühnheit Danziger Museum. Geringschätzung und Anfeindung wußte er leicht zu ertragen; schwerer war es, seinem Museum ein passendes Unterkommen zu verschaffen. Zwar wurden auf das Gutachten des Geheimen Oberbaurathes von Quast ihm dazu die Räumlichkeiten des Brigittenklosters auf der Altstadt angewiesen, aber leider nur auf kurze Zeit, da dieses Kloster als baufällig bald abgebrochen werden mußte. Heimath- und obdachlos erhielt das junge Museum ein Unterkommen in dem Gouvernementsgebäude auf Langgarten. Mittlerweile aber lernte Freitag das freistehende Franziskanerkloster besser würdigen. Vielleicht nur um den unablässigen »Querulanten« los zu werden, wurde ihm ein Theil des Klosters zur Benutzung überlassen. Man ahnte nicht, daß der Künstler, einmal im Besitz, nicht mehr aus diesen Räumen zu vertreiben sein werde. Denn,

entſchloſſen das herrliche Bauwerk nicht bloß als Stätte für ſein Muſeum zu behalten, ſondern der Kunſt überhaupt zu erobern und es ſeinen Gegnern ganz zu entreißen, wandte ſich Freitag ohne Zagen 1849 an den König ſelber, und damit war, obwohl das Kriegsminiſterium wiederholt remonſtrirte, die Angelegenheit auch von Vorne herein zu Gunſten des Künſtlers entſchieden. Nachdem der König den Kunſtbau ſelber in Augenſchein genommen, erging im Februar 1852 die Allerhöchſte Erklärung: »die militäriſchen Zwecke ließen ſich hier mit den Rückſichten der Kunſt nicht vereinigen; auch verſtehe es ſich, daß Freitag mit ſeinen Sammlungen im Gebäude bleibe.« In komiſcher Verlegenheit verlangte das Kriegsminiſterium nun wenigſtens vom Kultusminiſterium den an die Stadt gezahlten Kaufpreis mit 19,000 Thalern erſetzt, und da letzteres hierauf nicht einging, bot man das Bauwerk ſogar dem Juſtizminiſterium an zur Errichtung eines Kriminalgefängniſſes. In der Epiſode dieſes Kampfes des Künſtlers mit den Nützlichkeitsprinzipien bildet dieſer Wendepunkt einen der heiterſten Momente. Allein es blieb bei der Königlichen Entſcheidung, »daß das Gebäude keiner Benutzung ausgeſetzt werden ſolle, die ſeinem Charakter und ſeiner urſprünglichen Beſtimmung zuwider wäre«; am funfzehnten September 1855 erfolgte endlich auch der Beſcheid, daß das Gebäude von allen Miniſterien definitiv aufgegeben worden ſei.

Es kann nichts erfreulicher ſein, als dieſer Darſtellung hinzuzufügen, daß die ſtädtiſchen Behörden Danzigs in neueſter Zeit den Ausbau und die Wiederherſtellung des Franziskanerkloſters beſchloſſen und dazu eine bedeutende Summe angewieſen haben. Der längſtbewährte Gemeinſinn der Danziger durfte hinter der Großherzigkeit des Königlichen Beſchützers nicht zurückbleiben.

Einzelnes.

I.

Der Biſchofsberg gewährt nicht nur den ſchönſten Blick über Danzig, er iſt in dem Panorama, welches ſich uns von dem Pfarrthurme oder dem Walle am Hohen Thore darbietet, auch unzweifelhaft der Mittelpunkt aller Schönheit. Eine »Reiſe« um dieſen Berg gewährt die ſchönſten Eindrücke.

Wir verlaſſen die innere Stadt durch das Hohe Thor und werfen dabei einen Blick auf die an deſſen Facade angebrachten drei Wappen, von denen das polniſche von zwei Engeln, das Danziger und weſtpreußiſche aber von zwei Löwen gehalten wird; wir gedenken bei dem erſten jenes im Berliner Muſeum befindlichen Gemäldes von Holbein, auf welchem zwei Engel Chriſti Leichnam betrauern, verſenken uns aber raſch in das belebte Gewimmel der Straßen und eilen dem Neugartener Thore zu. Geradeaus führt der Weg nach Schidlitz, einer bei den Belagerungen der Stadt oft abgebrannten, in einem

freundlichen Thale baumverſteckt liegenden Vorſtadt, und weiter nach dem »Paradieſe« und der »Hölle« zu. Wir ſteigen links den Weg hinan, der hinter den Feſtungswerken die Höhe hinanführt und auf deren öſtlich auslaufender Spitze die Gebäude des Biſchofsberges liegen. Mit dieſem Höhenzuge geht nördlich ein zweiter parallel, der in dem Hagelsberge endigt; beide ſchließen das Schidlitzthal ein.

In den Belagerungen Danzigs haben dieſe Punkte faſt ſtets die Hauptrolle geſpielt. In den ältern Zeiten waren ſie allerdings noch nicht in den Kreis der Befeſtigungen gezogen, weil die ſchweren, unbeholfenen Wurfgeſchütze, die man hier aufſtellte, der unten liegenden Stadt nur geringen Schaden zufügten. Die 40 bis 50 Pfund ſchweren Steinkugeln Stephan Bathori's reichten nicht über die heutigen Wälle der innern Stadt hinaus. Als die Geſchütze verbeſſert wurden, ſtellte ſich die Befeſtigung dieſer die Stadt vollkommen beherrſchenden Höhen als unabweisliche Nothwendigkeit dar, und gegenwärtig iſt ſie denn auch bis zu dem Grade fortgeführt, daß Danzig zu den Feſtungen erſten Ranges zählt. [50])

Wir beklagen, daß wir hinter hohen, nur ſelten einen Durchblick verſtattenden Wällen auf die Höhe hinter den Biſchofsberg gelangen, der — hier kaum zu ahnen — uns ſeinen Rücken zukehrt. Er erſcheint hier wie ein in Gyps gegoſſenes Relief, das wir von der Rückſeite be-

trachten. Einzelne Durchblicke auf die Stadt, die Werder, das Meer entlocken uns einen Ausruf freudigen Erſtaunens.

Wo die Höhe nach Süden abfällt, ſteigen wir in einem Thal hinab zu der von Ohra herkommenden Straße, neben der die neue Radaune, viele Fuß höher als die öſtlich gelegene Ebene, hinfließt. Der Blick auf die Niederung, die Ohraer Höhen entlang, erinnert uns an die Bergſtraße des Odenwaldes. Und lächelt nicht! Iſt doch Alles nur relativ. Der Brocken würde in den Alpen ein — Brocken bleiben und iſt in der norddeutſchen Ebene ein Gebirge; der einſam liegende, aus dem Schutte Roms gebildete Monte Teſtaccio erſcheint den Reiſenden meiſt gegen tauſend Fuß hoch, bei einer wirklichen Höhe von vielleicht hundert. So liegt keine Uebertreibung darin, wenn wir hier an ein Gebirge erinnern; die Bezeichnung einer Schweiz für die Sandſteinufer der Elbe oder die Sandhügel der Mark iſt richtiger als wir glauben.

Wir gelangen durch das Petershagener Thor in die zwiſchen der Radaune und dem Biſchofsberge liegende Vorſtadt Petershagen, überſchreiten eine Brücke und ſteigen eine lange unterirdiſche Treppe hinauf, welche auf die Höhe des Biſchofsberges führt. Die daſelbſt in den Jahren 1827 bis 1833 erbaute Kaſerne iſt eben ſo impoſant als ſchön.

Das glänzende Weiß der Mauern, welche ſich ſcharf gegen den grünbuſchigen und umwallten Hintergrund ab-

zeichnen, die an griechische Tempel erinnernden »Adlerdächer«, die luftig kühne Lage, der weite Blick über die Stadt bieten ein reizvolles Ensemble dar. Wir schauen über die fruchtbaren Werder, ein Bild tiefsten Friedens, und doch ist dieser Boden ein Vulkan, nur daß die plutonische Kraft nicht unter dem Boden, sondern auf diesen »feuerspeienden« Bergen verborgen der Katastrophe harrt.

Auf einem holprigen Steinwege gelangen wir durch das »schwarze Meer« wieder zum Hohen Thore.

II.

Danzig bildet einen Riß durch das Schablonenthum der Bauverständigen. Und wenn seine Bauwerke auch nichts weiter wollten, sie hätten ihren Zweck erreicht.

Da heißt es: Der Ziegelbau läßt keine Durchbrochenheit zu. Seht euch aber die Giebel der Trinitatis- und Annakirche an, gesteht, daß ein leichterer, luftigerer Bau gar nicht möglich ist, — und doch besteht das Material aus gebranntem Thon. Wie sonderbar, den gothischen Spitzbogen auf einen andern, Spitze auf Spitze zu stellen; wie seltsam, diesen selben Bogen statt nach Außen nach Innen zu biegen; wie häßlich diese »Eselsrücken«, dieser Fischblasenfries«! So müßten die Bauverständigen sagen. Und all dieses zusammen ist von

einer entzückenden Schönheit, harmoniſch in ſich, harmoniſch in ſeiner Umgebung.

Was uns fehlt, das iſt ja eben dieſe Harmonie. Wir haben das Parthenon gemeſſen und kennen das rechte Verhältniß von Durchmeſſer und Höhe bei der Säule; wir wiſſen, wie weit die Biegung des gothiſchen Bogens gehn darf, aber wir wiſſen nichts von dem Geiſt, der in dieſen Geſetzen ruht, und ſo iſt deren Beobachtung ein todter Mechanismus, in dem das letzte Leben erſtarrt.

III.

In der Langgaſſe befindet ſich das Haus des Konditors Herrn Kaismann, welches einen ſeltenen Schatz in ſich ſchließt. Daſſelbe war bis vor einigen Jahren in dem Beſitze eines Tiſchlers. Als der gegenwärtige Eigenthümer es erwarb, ließ er das unten belegene hintere Zimmer neu einrichten. Man war im Begriff die völlig geſchwärzte Decke mit Leinwand zu überziehen, als man entdeckte, daß der Plafond aus Oelgemälden von großem Werthe und deren Rahmen aus einer äußerſt kunſtvollen Holzſchnitzerei beſtanden. Jetzt iſt die Decke vollſtändig reſtaurirt und ſtrahlt in alter Schönheit. Wie intereſſant aber auch das Schnitzwerk der Rahmen und die Reihe der Köpfe iſt, welche den Plafond tragen, es wird weit übertroffen von dem Schnitzwerke an dem breiten

Fenſter, welches nach Süden geht. Dieſes Fenſter beſteht aus vier großen, in der Mitte getheilten Flügeln. Nicht bloß der eigentliche Rahmen deſſelben, ſondern auch die Säulen, welche die einzelnen Flügel trennen, ſind von einer ſo kunſtvollen, feinen und ſinnigen Arbeit, wie wir ſie kaum in der Marienkirche und im Rathhauſe, die doch reich an dergleichen Erſcheinungen ſind, vorfinden. Die zierlichſten Arabesken umgeben die Ständer; einzelne Köpfe treten aus ihnen heraus; namentlich ſind es die beiden Figuren des Minos (Minus) und Julius Cäſar, die unſere Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen. Blicken wir durch das Fenſter auf den Hof, ſo bemerken wir eine Reihe von Köpfen aus Stein, welche an dem Hofgebäude das über das untere hinausragende obere Stockwerk tragen.

Haben wir uns an all dieſer reichen Schönheit erfreut, dann führt uns der Beſitzer dieſer Herrlichkeit lächelnd zu der — leider durch die neue innere Einrichtung vollkommen verbauten — Treppe, welche aus der Vorhalle in die Saal-Etage führt. Wir ſehen hier, gleichfalls aus Holz geſchnitzt, eine Darſtellung des unter den Thieren die Leier ſpielenden Orpheus. Gruppirung, Ausdruck, die Behandlung der Bäume ſind von großer Schönheit. Die Technik wagt ſich an kühne Aufgaben; die Zweige der Bäume ſtehn frei da, ſo daß ſie einen Raum zwiſchen ſich und der Reliefwand zulaſſen, und doch iſt Alles aus einem Stücke geſchnitzt.

Das Holz, aus dem dieſe koſtbaren Schnitzereien gebildet ſind, iſt Eichenholz und hat eine überaus ſchöne kaſtanienbraune Farbe.

Der Schöpfer dieſer Kunſtwerke iſt — unbekannt. Wir wiſſen nicht einmal, wann dieſelben entſtanden und für welchen Glücklichen ſie gearbeitet ſind; aber wir ſcheiden nicht ohne Neid gegen den jetzigen Beſitzer, der zu dieſem Schatze ſo unerwartet gekommen.

Eine Epiſode aus der Geſchichte Danzigs.

Den Menſchen laß ihr widerſpänſtig Weſen,
Ein Jeder muß ſich wehren wie er kann.
Göthe, Fauſt.

Die Geſchichte Danzigs umfaßt beinahe denſelben Zeitraum wie die Geſchichte Venedigs. Beide Städte treten nicht lange nach einander in der Geſchichte auf und beide verlieren ihre Freiheit in demſelben Dezennium (Danzig 1793, Venedig 1797). Beiden lächelt, nach einem Interregnum unter franzöſiſcher Herrſchaft, ſeit dem Jahre 1814 ein trügeriſches Abendroth, das Viele für eine Morgendämmerung anſehn. Doch

»Dem Einzelnen iſt was er verſäumt verloren,
Der Menſchheit auch was ſie einmal verſcherzt.
Kein Augenblick wird zwei Mal ihr geboren,
Wie herb' es auch die Weltgeſchichte ſchmerzt.«

So weit giebt es eine Parallele. Im Uebrigen iſt die Geſchichte zweier Freiſtaaten kaum verſchiedener zu denken, als die Venedigs und Danzigs. Das »Venedig des Nordens« iſt hiſtoriſch ein eben ſo falſcher Vergleich,

wie er es topographiſch iſt. Denn was die Geſchichte Danzigs charakteriſirt, die außerordentliche Beweglichkeit der Maſſe, der ganze Kampf zwiſchen Demokratie und Ariſtokratie, die Reformation, der Streit auf dem religiöſen Gebiete, findet ſich in der venetianiſchen Geſchichte auch nicht einmal angedeutet vor. Vorzüglich iſt es aber Eines, was die Geſchichte beider Staaten ſo himmelweit verſchieden macht. In Venedig herrſcht von jeher die Aktivität, die Ausbreitung, die Initiative, die Offenſive, die Koloniſation vor, und in Danzig die Paſſivität, die Beſchränkung, das Verharren, die Defenſive. Daher iſt die ganze Geſchichte Danzigs eigentlich nur eine Belagerungsgeſchichte. Mag der Drang rein äußerlich als Waffengewalt auftreten, oder als Forderung geldgieriger Mächte, oder als Verſchwörung, — der Mittelpunkt des ganzen politiſchen Denkens und Handelns für Danzig iſt die Abwehr. Schon in der älteſten Zeit ſind es die Polen, dann die Dänen, die Brandenburger und zuletzt der deutſche Orden, welche dieſen Zwang ausüben. Unter der polniſchen Oberhoheit handelt es ſich ſtets um die Befriedigung der geldbedürftigen Könige. Dann kommt die Brandſchatzung ruſſiſcher Heere, die athembeklemmende Nähe preußiſcher Zollſchranken und endlich die Plünderung napoleoniſcher Feldherren. Nirgends finden wir auf großartige Ziele gerichtete Impulſe, nirgends eine bedeutende Aktion oder eine des Nennens werthe Offenſive.

Aber dafür entwickelt die Danziger Bürgerschaft eine Energie im Ertragen, eine Aktion in der Abwehr, einen Heroismus in der Vertheidigung, die uns mit Bewunderung erfüllen, wie die Geschichte der ältern Schweizerkämpfe. Wie viele polnische Elemente Danzig auch in sich schließt, darin erinnert es ganz an die Geschichte Deutschlands, daß es zwar zu keiner angreifenden Stellung gelangen kann, selbst angegriffen aber wahrhaft bewundernswerthe Thaten ausführt.

Solcher glänzenden Episoden in der Geschichte Danzigs giebt es namentlich zwei. Die erste fällt in das Jahr 1577 und betrifft den Kampf mit Stephan Bathori. Die zweite ist die Vertheidigung des flüchtigen Stanislaus Leszczynski im Jahre 1734. Wir betrachten hier nur die erstere, indem wir Löschins Darstellung in seiner Geschichte Danzigs folgen.

Als nach dem Aussterben der Jagjellonen, die den polnischen Wahlthron stets ohne Widerspruch bestiegen hatten, und nach Heinrichs von Valois Entfernung aus Polen eine Neuwahl nöthig wurde, erklärten sich die Danziger, durch das Versprechen von Privilegien und Handelsfreiheiten gewonnen, für Maximilian II. von Oesterreich und blieben bei ihrer Weigerung, den von den Polen und preußischen Ständen zum König gewählten Stephan Bathori, Großherzog von Siebenbürgen, anzuerkennen, selbst als Maximilians Tod erfolgte. Nur wenn Stephan sämmtliche Privilegien Danzigs bestätigen

und auf die Hälfte des Pfahlgeldes (einer von den eingehenden Schiffen zu entrichtenden Hafenabgabe) verzichten würde, ſollte die Huldigung geleiſtet werden. Als der König ſich auf ſeine bereits eidlich gemachten allgemeinen Zuſagen berief und die Unterſuchung der beſondern Vorrechte Danzigs einem beſondern Reichstage vorbehielt, dieſe Erklärung aber nicht genügte, auch eine Vorladung des Königs nach Marienburg ſchriftlich abgelehnt wurde, erfolgte die Achtserklärung. Truppen rückten in das Werder. Der Danziger Pöbel dagegen, welcher die Prälaten des Einverſtändniſſes mit Stephan beſchuldigte, erſtürmte die katholiſchen Kirchen und Klöſter. Hiemit war die Brücke zu einem Vergleiche abgebrochen. Unter den Augen des auf dem Biſchofsberge gelagerten Königs verbrannte man die bei der Vertheidigung hinderlichen Vorſtädte Schottland, Hoppenbruch, Petershagen, Stolzenberg, Biſchofsberg und Neugarten; Söldner wurden geworben und die Vorpoſtenkämpfe eröffnet.

Stephan ſchlug dennoch noch einmal den Weg des Vergleiches ein. Allein da die Danziger Abgeordneten, anſtatt ſeine Bedingungen anzunehmen, ihrerſeits vierzig Beſchwerden aufſtellten und deren Abſtellung verlangten, ließ der unwillige König die Geſandten in den Kerker werfen und erſt ſpäter — unter der Verpflichtung zur Rückkehr — frei, indem er als Bedingung der Unterwerfung vier große Kanonen, das halbe Pfahlgeld und 300,000 Gulden forderte, wogegen er die Danziger

Privilegien anerkennen wollte. Der Rath mochte ſich aber nur zur Zahlung von 200,000 Gulden innerhalb vier Jahren verſtehen. Der König war endlich mit dieſer Summe zufrieden und verſprach ſeinen Anſpruch auf das Pfahlgeld einem Reichstage zur Entſcheidung zu überlaſſen, verlangte aber das Geld in 14 Monaten und die vier Kanonen wenigſtens zum einſtweiligen Gebrauche im bevorſtehenden Kriege gegen Rußland.

Da man auch hierauf nicht einging, ſo lag es auf der Hand, daß man es zu einem Kampfe kommen laſſen wollte. Und das iſt der ſonderbare noch ſonſt wiederkehrende Zug im Charakter der Danziger, daß ſie den Kampf ohne allen — wenigſtens nahe liegenden — Zweck aufnehmen und heroiſch durchführen. Wohl haben ſie ſich oft »ohne großen Gegenſtand geregt«, aber ſtets »eines Strohhalms Breite« ſelbſt verfochten, wenn Ehre auf dem Spiel. In dieſer eigenthümlichen, den ſtärkſten Gegenſatz gegen das Krämerthum bildenden Ritterlichkeit liegt eigentlich der Schwerpunkt ihres Charakters.

Doch kehren wir zu unſerm Gegenſtande zurück.

Die Danziger, mit einem tüchtigen Führer, dem Oberſten Hans Winkelbruch von Köln, welchen ihnen der Churfürſt von Sachſen abgetreten, verſehen, eröffneten den Kampf durch die Erſtürmung des Kloſters Oliva, um ſich an dem Abte Jäſchke, der zur Gefangennehmung ihrer Geſandten gerathen, zu rächen. Zwei Mönche wurden erſchoſſen, zwei gefangen, die andern

in die Flucht gejagt. Der Abteiwald ſtand den Bürgern zur Plünderung offen.

Das anrückende polniſche Heer verwandelte mittlerweile das Werder in eine Wüſte und verübte die roheſten Unmenſchlichkeiten. Um ihnen zu ſteuern unternahm der Oberſt von Köln einen Angriff auf die Liebſchauiſchen Höhen, woſelbſt ſich das Heer des Königs gelagert hatte; aber das zu ſpäte Eintreffen der bewaffneten Schiffe veranlaßte eine empfindliche Niederlage; nur mit Mühe gelang der Rückzug über die unter der Laſt der Fliehenden und Verfolgenden zuſammenbrechende über den See geſchlagene Brücke.

Der König glaubte den kecken Muth der Danziger gebrochen; aber der Triumph war zu voreilig. Die Murrenden und Tumultuirenden beſchwichtigte die Rede des Oberſten von Köln; ſeine Mahnung zu Ruhe und Eintracht ſteigerte den Patriotismus der Bürgerſchaft aufs Höchſte; man beſchloß einſtimmig zu kämpfen und zu ſterben. Man rüſtete, ſchanzte, verbrannte die Schidlitz, damit der König ſich nicht darin feſtſetze, und wies auch jetzt deſſen erneute Friedensvorſchläge zurück.

Da begann der Feind ſein Bombardement vom Biſchofsberge, aber ohne weſentlichen Erfolg. Die Geſchütze trugen nicht weit genug, die Steinkugeln fielen matt vor dem Glockenthore nieder. Zu gleicher Zeit wurde die Feſtung Weichſelmünde, der gegenüber ſich der Königliche Oberſt Ernſt Weyher (zwiſchen Weichſel und

Sasper See) verſchanzt hatte, bombardirt. Da machte der tapfere Oberſt von Köln — während er den König durch verſtellte Angriffe zu beſchäftigen ſuchte, — einen Ausfall und vertrieb den Feind unwiderſtehlich aus deſſen Verſchanzungen, wobei derſelbe 500 Mann und 13 Kanonen verlor.

Der erbitterte König rief jetzt die Naturkräfte zum Beiſtande an; er verſenkte bei Käſemark Steinkaſten und Sandſäcke in das Flußbett der Weichſel; aber der Strom warf ſie wieder hinaus. Schon vorher hatte er die neue Radaune abgedämmt. Die dadurch zum Stillſtehen gebrachten Waſſermühlen erſetzte man aber durch Stoßmühlen. Eine ungeheure Menge von Fiſchen gab Erſatz für das mangelnde Fleiſch; und als Stephan Behufs ſeiner Verſtärkung abzog, erbeutete man aus dem Werder 40 Laſt Weizen und 170 Kühe und Schweine.

»Drei Wochen nach ſeinem Abzuge kam der König mit einem verſtärkten Heere, das faſt 20,000 Mann betrug, und mit neuem Wurfgeſchütze zurück, um einen andern Plan zur Ueberwältigung der Stadt zu befolgen. Er bezog nämlich das von Weyher verlaſſene Lager, Weichſelmünde gegenüber, und beſchoß von dort aus die Feſtung ſo heftig, daß die Blockhäuſer in Brand geriethen und die hochauflodernde Flamme nicht allein die Vertheidiger zum Weichen zwang, ſondern auch mehreres Geſchütz gänzlich verdarb. Als aber die nun dem Feinde bloßgeſtellte Citadelle, des ſtärkſten Kugelregens ungeachtet,

von den Danzigern durch neue Dämme und Palliſaden gedeckt wurde, ließ der König, deſſen Truppen ſich auf dem Bollwerke vor der Feſtung hinter ſchnell aufgeworfenen Verſchanzungen behaupteten, einen ſtürmenden Angriff wagen. Vermittelſt einer ſchnell eingerichteten Fähre wurden die Polen hinübergebracht, und nun ein Kampf begonnen, in dem die Danziger einen Enthuſiasmus und Heldenmuth zeigten, der dem ſtaunenden Könige Achtung und Bewunderung einflößte. Zwei Tage lang ſchlug man ſich auf jenen Bollwerken herum, und beide Anführer der Belagerten, der treffliche Köln und der edle Georg von Schweidnitz, wurden tödtlich verwundet. Köln raffte ſich zwar wieder auf, aber eine zweite Kugel nahm ihm das Leben.

Danziger ſowohl als Polen behaupteten das Schlachtfeld, und Stephan ließ ſchnell eine Brücke ſchlagen, um andere Streiter auf den Kampfplatz zu führen. Aber die Belagerten verſchanzten ſich mit neuen Bollwerken und Wällen von Schutt und Ruinen und von der Stadt aus ließ man zuerſt einige mit Brandmaterialien gefüllte Kähne, und als dieſe ihren Zweck nicht erreichten, ein anderes dazu eingerichtetes Fahrzeug, Boyert genannt, mit günſtigem Winde gegen die Brücke losſegeln, die nun gewaltſam auseinanderriß, worauf dann der Feind, der ſeinen Rückweg zu verlieren fürchtete, von paniſchem Schrecken ergriffen, über die Trümmer davoneilte und ſich zum Theil nur durch Schwimmen retten konnte.« [51])

Der König, überwunden, zog sich nach dem Werder zurück und bezeichnete seinen Weg durch Abbrennung verschiedener Dörfer.

Die Danziger aber verstanden nicht bloß zu siegen, sie wußten ihren Sieg auch zu benutzen. Sie segelten schnell mit einer Flottille ins Haff, nahmen 60 Elbinger Fahrzeuge, brandschatzten Braunsberg und Frauenburg und drangen bis vor die Thore Elbings, gegen welches sich der ganze Haß der Großhändler richten mußte, da Bathori gleich beim Beginne des Krieges alle Danzig zugestandenen Handelsvortheile auf jene Stadt übertragen hatte. Man verbrannte nun die Blockhäuser, zündete, da ein Angriff auf die Stadt selbst mißlang, einen Theil der Speicher und Neustadt an und versenkte schließlich im Hafen eine Menge von Steinkasten und Sandsäcken.

Bald darauf kam zwischen den kämpfenden Parteien nun wirklich durch Vermittlung auswärtiger Mächte ein Vergleich zu Stande. Danzig erhielt alle Vorrechte zurück, seine gefangen gehaltenen Gesandten wurden entlassen, die Achtserklärung aufgehoben. Dagegen verstand es sich zur »Abbitte«, zur Zahlung von 200,000 Gulden an den König und einer Entschädigungssumme an den Abt Jäschke.

So endete der ruhmvolle Kampf, aus dem als laut redende Zeugen noch jene Noth-Schillinge, -Groschen und -Thaler herrühren mit dem ergreifenden: Defende nos Christe Salvator! (Schütz' uns Heiland Christus!)

Ausflüge.

Dorthin wo Schönes, Gutes nur gefällt,
Zur Einsamkeit!

Göthe, Faust.

1. Nach Oliva.

Man hat die Lage Danzigs vielfach mit der Venedigs verglichen. Mir scheint kein Vergleich unglücklicher. Er gehört ganz in die Kategorie derjenigen, wonach Köln neben Rom, Salzburg neben Neapel, Prag neben Lissabon genannt wird. Danzig hat wie jede den naturgemäßen Krystallisationspunkt einer Gegend bezeichnende Stadt eine ganz eigenthümliche Physiognomie, womit sich die einer andern Stadt gar nicht vergleichen läßt; gerade wie ein bedeutender Mensch nur er selber und nichts weiter ist. Nur die Umgegend von Danzig könnte — wenn es doch nun einmal geschehn soll — einen Vergleich mit dem Meerbusen von Neapel zulassen. Denn wie von Neapel aus ein Amphitheater von Bergen sich bis Sorrent und weiter bis Capri hinzieht, deren Fuß das Meer bespült und ein ununterbrochenes Nebenein-

ander von Städten und Villen einnimmt, so dehnen sich gerade vom Hagelsberge aus die lieblichen Höhen des Johannisberges, des Strießthales und die dem Karlsberge bei Oliva folgenden Hügel bis Adlershorst hin, um steil ins Meer abzufallen. Nur freilich geht das Meer nicht bis an den Fuß dieses Amphitheaters, sondern ist von ihm durch eine weite zum Theil sandige Ebene geschieden, welche östlich von der Weichsel durchschnitten wird, und sich einerseits in die fruchtbaren Marschen der Niederung, andererseits in die Dünenreihen der Nehrung verliert. Es ist dieses in malerischer Hinsicht unendlich zu bedauern. Das Meer macht den Eindruck einer um so grandiosern Erhabenheit, je weiter die Fläche ist, welche wir übersehen. Daher ist von Gebirgen der Blick auf das Meer so überwältigend. Liegt zwischen der Höhe, auf der wir uns befinden, und dem Meere noch eine Ebene, die das erstere zurückdrängt, so wird der Eindruck der Erhabenheit unendlich geschwächt.

Trotzdem ist dieses Ensemble von Berg, Ebene und Meer von einer bezaubernden Schönheit, wie in Norddeutschland sie kein zweiter Punkt aufzuweisen vermag.

Wir verlassen die innere Stadt wiederum durch das Hohe Thor und gehen längs den heitern Promenaden, über die rauschende Radaune, am Fuße des Hagelsberges hin, in dessen Richtung sich ein trockener Festungsgraben wie ein liebliches Wiesenthal öffnet, — so hat die Natur die Vernichtungswerke mit ihrer Schönheit gemildert.

Am ſogenannten Irrgarten erſtaunen wir, den Namen Napoleons nennen zu hören, dem zu Ehren dieſe ſchattigen Gänge angelegt wurden, in der Zeit als Danzig unter dem Namen einer freien Stadt »einen Waffenplatz für die franzöſiſche Armee« bildete. Wir begegnen den Werken dieſes ungeheuern Genies überall, wohin daſſelbe einſt ſchöpferiſch gedrungen. Rom, Madrid und Danzig wiſſen von ihm zu erzählen, und wir gedenken in dieſem »Irrgarten« auch jener öffentlichen Gärten zu Venedig, welche dieſer Mann in den Lagunen ſchütten ließ. Auch der Hagelsberg verdankt ihm ſeine heutige Geſtalt, und bei Neufahrwaſſer hören wir verwundert, daß er den Saspe See in einen Kriegshafen umſchaffen wollte.

Bei dem Irrgarten ſtehn die berühmten, den Berliner Thorwagen gleichenden »Taradays«, deren wunderlichen Namen kein Etymologe zu enträthſeln vermag. Das Volk hat von ihm ſogar das Verbum »taradayen« abgeleitet, womit es ein ſchweres, ermüdendes Arbeiten bezeichnet. »Ich habe die ganze Woche getaradayt, nun muß ich dafür auch eine »Bairiſche« im Jäſchkenthale trinken,« — ſagte einer meiner heitern Reiſegenoſſen. Längs der impoſanten, aus zwei Doppelreihen beſtehenden Lindenallee, die bis zur Vorſtadt Langfuhr, dem »Weſtend« Danzigs, führt, war das ein lautes Rufen und Fragen. Nach dem erſten Woher und Wohin ging es an ein Erzählen von »der Maſchine, die dieſe Woche gereinigt würde, weshalb es nun auch Feiertage gebe;

dem letzten Krawall wegen der Gesellenkassen; dem betreffenden Kassirer, dem die Bürger einer Nachbarschaft den Garaus machen würden; von den »Bairischen«, wo die kühlsten und die besten anzutreffen; von den russischen Kriegsschiffen und der russischen Kaiserin; dem Kaufmann Soundso, der den Arbeitern was zukommen lasse« u. s. w.

In Langfuhr fragte ich, wer der Besitzer des und des prächtigen Hauses sei; es hieß: Der und der, aber — und nun wurden die Gesichter ein wenig ernst. Bei einer andern Villa dieselbe Frage und dasselbe Aber. Da drang ich in meinen Nachbar, der die ganze Woche »getaradaht« hatte, und erfuhr nun von jener »Tragik des Reichthums«, die uns Hieronymus Lorm in den Unterhaltungen am häuslichen Heerd bereits vorgeführt hat, von jenen Selbstmorden, welche reiche Kaufleute, — die Gefahr des Verhungerns abzuwenden, — an sich verübt haben, und jenem jungen Manne, dem ein reicher Besitz die Empfindung innerer Leere und Hohlheit nicht zu ersetzen vermochte. Meine Gefährten hatten den einen und den andern noch gekannt und sie begriffen den psychologischen Grund einer solchen That nicht.

»Sehn Sie, Herr, als der N. seine Fabrik bauen ließ, da kam er oft auf den Bauplatz; und wenn er die Gebäude ansah und Sonnabends die Handwerker auszahlte, da sagte er, ich habe es selbst gehört: Tiburtius, ich werde doch noch verhungern; dieser Bau wird mich arm machen! Ich überlebe es nicht!«

Und dabei ſtöhnte mein Gefährte ganz kläglich und tief, um zu zeigen, wie Jenem dieſe Reden aus dem Innern gekommen wären.

»Ja,« fiel ein Anderer ein, — »und noch dazu im Graben, wo das Waſſer nur bis an die Bruſt reicht und Alles voll Moder iſt!«

Ich wandte mich ſchaudernd ab; glücklicherweiſe hielten wir im Jäſchkenthale.

Hinauf zu dieſen ſonnenbeſchienenen Waldhöhen! Ich ſog in vollen Zügen den ſalzigen Luftſtrom ein, welcher von der See her kam. Ein rauſchender Buchenwald nahm mich auf, von einzelnen Fichtengruppen unterbrochen. Lenz-, Kronprinzen-, Königshöhe! Wie dieſe Namen ſchon Hohes bedeuten, ſo gewähren ſie eine reizvolle Ausſicht über die See, das Hügelland landeinwärts und die Thürme Danzigs. Oeſtlich erſtreckt ſich ein Thal von Langfuhr bis an den Fuß der Königshöhe. Darin befindet ſich das Gut Heiligenbrunn und das Gartenhaus Königsthal, in welchem 1677 und 1717 die Könige Johann Sobieski und Auguſt II. ihre Villeggiatur hielten. Weiter nach der Königshöhe zu liegt, ärmlich wie überall, von Diſteln und Neſſeln überwachſen — der jüdiſche Kirchhof mit ſeinen monotonen »ſchlafestrunkenen« Grabſteinen, eine »Palme neben dem einſamen Fichtenbaume im Norden.«

Das Jäſchkenthal ſelber liegt zwiſchen dem Johannisberge und der gegenüber befindlichen weſtlichen Waldhöhe.

Hübsche Gasthäuser mit großen Konzertsälen, ein reger Besuch der Danziger geben diesem stillen Thale einen eigenen Reiz. Hohe Wogen schlägt aber die Lust am Johannisabende, dem größten Volksfeste, das vielleicht in ganz Norddeutschland gefeiert wird. In der Thalebene, die sich mit dem östlichen Abhange, leise aufsteigend, verbindet, bewegen sich auf der Rasenfläche die Menschenmassen, die aus Danzigern und Fremden von Nah und Fern gebildet werden. Schlägt man doch die Zahl der Köpfe mitunter auf zwanzig Tausend an! Mehrere Orchester unterstützen den allgemeinen Lärm, während den Mittelpunkt des Gedränges eine mit verschiedenen Kostbarkeiten behängte Kletterstange bildet. Dennoch liegt in diesen Massen nicht die wahre, unwiderstehlich fortreißende Taumelfreude südlicher Völker. Der Fremde geht kalt, theilnahmlos durch diese Tausende, derselbe, der bei den römischen Oktoberfesten mitgejauchzt hat. Zuletzt verliert er sich in den Waldhöhen, wohin nur von Zeit zu Zeit ein verlorner Ruf, ein Trompetenton zu ihm herüberhallt.

Hinter Langfuhr durchschneidet der Weg nach Oliva die Ebene, welche sich zwischen den Höhen und der See hindehnt. Mir war es schon auf dem Johannisberge von großem Interesse, die geologische Natur dieser Ebene und Höhen zu erkennen. Als das Meer noch ganz Norddeutschland bedeckte, bildeten die landeinwärts sich erstreckenden Hügel offenbar einen Theil des Meeresbodens.

Man erkennt das an ihrer Formation, ihrer Lagerung neben einander, die frappant an ein erſtarrtes bewegtes Meer erinnert. Doch giebt es in dieſen Hügeln keine Längenbildungen, die etwa den Wellen entſprechen, ſondern nur einzelne neben einander befindliche Kuppen. Als Norddeutſchland ſich aus dem Meere erhob, vielleicht in Folge derſelben Kraft, welche ſich noch gegenwärtig an den Küſten Schwedens offenbart, floß das Meer bis zu dieſem Hügelſaume zurück. Die Wellen brandeten nun gegen die Höhe und ſchwemmten Theile von ihnen fort. Hiedurch, ſo wie aus dem, mit der Weichſel — nach vollendeter Bildung der Werder — bis ins Meer geführten und dort zu Boden geſunkenen, Gerölle entſtand eine Anſchwemmung, eine Art von Dünenbildung, wie man ſie noch in neueſter Zeit an dem Nordſtrande gleich weſtlich von Zoppot beobachten kann. Die Wellen ſpülten den Sand an das Ufer, das ſich mit einer Pflanzendecke ſchützend verſah, und bewirkten dadurch ein immer weiteres Zurücktreten des Seeſtrandes. So bildete ſich allmählig die ganze weite Ebene, welche den Raum zwiſchen den Höhen und der See einnimmt. Ihr ſandiger Charakter, der an den der Nehrung erinnert (wie denn dieſe Ebene nur die Fortſetzung der Danziger Nehrung ſcheint), die ſchwache Pflanzendecke, die ganze Formation und vor Allem ihre noch immer ſtattfindende Weiterbildung laſſen kein Bedenken dagegen aufkommen, daß ſie aus dem Meere allmählig entſtanden. Die Werder ver-

danken ihre Entstehung denselben Ursachen. Ihre Fruchtbarkeit, welche mit dieser Ebene einen so auffallenden Gegensatz bildet, ist das Resultat der — hier nicht stattfindenden — Weichsel-Ueberschwemmungen, wodurch sich eine Humusschicht bilden konnte. Geht die Weiterbildung wie bisher fort, so wird in einer gewissen Zeit (zu der aber Jahrtausende nicht hinreichen dürften) der ganze Meerbusen von Danzig bis Hela hin eine solche Landfläche werden.

In landschaftlicher Hinsicht ist der Weg, welcher von Langfuhr über Legstrieß — immer am Fuße der amphitheatralischen Höhe — über Pelonken (das on wird wie in Mohn gesprochen) führt, der bei weitem interessantere. Die größere Erhöhung des Bodens gewährt freundliche Blicke bis zur See, während zur Linken Gärten und Villen, denen sämmtlich etwas Düsteres, Aristokratisch-Zurückgezogenes anklebt, sich hinziehen. Mauern und schwerfällige Thorflügel wehren dem Eintritt. Durch das Gitter eines Thores sah ich, wie ein Flüßchen, zu hübschen Kaskaden benutzt, aus einer Röhre in schöner Lilienform hervorsprang. Solche Fontainen erinnern doch ganz von selbst an das graziöse Aufsteigen gothischer Gewölbe.

In einem andern Garten sah ich eine Säule mit korinthischem Kapitäl, keine Last tragend, sich selbst einziger Zweck, und erschrak förmlich über eine solche Widersinnigkeit.

---

2. Von Oliva bis Adlershorſt.

Wo die Natur das Füllhorn ihrer Schönheit über eine ganze Gegend ausgeſchüttet hat, da ſcheint ſie doch an einer Stelle, wie ſich ſelbſt betrachtend, länger verweilt zu haben. Es ſind jene Plätze, die, mit allem Reiz der Fülle und Schönheit geſchmückt, uns ein freudiges Erſtaunen abzwingen, wie vorbereitet wir auch auf das Bedeutendſte waren; zu denen wir immer und immer wieder zurückkehren; jene Stellen, von denen wir ſagen: »Da möchte ich wohnen!« — Sie muthen uns an, wie ein fremdes Menſchenantlitz, das wir doch ſchon — und wär' es im Traum — geſehn haben wollen, wie eine Menſchenbruſt, an der wir ruhen möchten.

Eine ſolche Stelle iſt Oliva.

Wohl wachſen hier nicht die grauen Oliven; aber die ſonnigen Bergeshänge, die mit Buchen bewaldeten Höhen, die Wieſenebene des gewerkthätigen Schwabenthales, der ſorgfältig gepflegte Schloßgarten, das hiſtoriſch intereſſante Kloſter bieten ein unübertroffenes Enſemble, ein Bild im Charakter des Thüringer oder Odenwaldes, im nordiſchen Rahmen des Meeres. Man ſollte glauben, der Rokokoſtyl des Schloſſes und des Gartens ſtände in einem unausgeglichenen Gegenſatz zu dieſer halb unberührten, halb dem Menſchen pflichtig gewordenen Natur; ſo iſt es aber nicht. Dieſe Kunſtſchöpfung ſteht durchaus harmoniſch in ihrer Umgebung. Schon der Mangel

jeder abſoluten Abgeſchloſſenheit läßt das zopfige Moment gar nicht aufkommen. Von allen Seiten blicken die bewaldeten, blauſchattigen Bergeshänge in die nicht bloß künſtlichen, ſondern wahrhaft kunſtſchönen Gänge; ſelbſt die See in ihrer Grandioſität iſt für den Total-Eindruck dienſtbar gemacht, mit einem Geſchick, einem tiefſten Verſtändniß, wie es kaum ſonſt irgendwo vorkommt. Man vergegenwärtige ſich folgende Perſpektive. Wir ſtehen zwiſchen zwei vierzig Fuß hohen geſchorenen Lindenhecken, denen wegen ihrer ungewöhnlichen Koloſſalität alles Kleinliche abgeht. Am Ende dieſer Hecken laufen in derſelben Linie zwei niedrigere, zwiſchen denen ſich in ganzer Breite und Länge ein Waſſerbaſſin befindet. Da, wo dieſe zweite Heckenreihe aufhört, iſt ein niedriger Raſenwall angelegt, hinter dem ein Fichtenwald und die ferne tiefblaue Fläche des Meeres erſcheinen. Die Pointe dieſer wundervollen Schöpfung iſt die, daß der Waſſerſpiegel mit dem Meere durch den Fichtenwald in unmittelbarer Verbindung zu ſtehn ſcheint; daß in dem Baſſin ein ganz bleiches Silberlicht reflektirt wird, während das Meer in den kräftigſten Farbentönen ſtrahlt. Wir blicken wie durch ein »ausgezogenes Perſpektiv.«

Durch den Garten ſtrömt ein munterer Bach, der ſchon oberhalb vielfache Mühlenwerke getrieben hat, in hübſchen Kaskaden. Sonſt pflegt es bei Flüſſen umgekehrt zu ſein; ihre Kaskaden liegen meiſt oberhalb ihrer Benutzung; der ſchöne Vergleich zwiſchen dem Laufe eines

Baches und dem Leben eines Menſchen hinkt hier ein wenig.

Auch giebt es hier zwei mit der Oeffnung einander gegenüber liegende Grotten, ein akuſtiſcher Scherz, der darin beſteht, daß man in der einen Grotte jedes in der andern noch ſo leiſe geſprochene Wort verſtehen kann.

In dieſer lebensheitern Natur übergehen wir auch gern die »Sehenswürdigkeiten« des alten Kloſters. Der Geſchichtsfreund weiß, daß durch den hier im Jahre 1660 geſchloſſenen Frieden die Souverainität Preußens »eine Thatſache« wurde, ein Reſultat des geſchickten Manövrirens des großen Churfürſten zwiſchen den feindlichen Mächten Polen und Schweden. Dieſer Hinweis mag genügen. Wir verlaſſen den Garten und ſteigen auf der neuen, ſelbſt für Wagen benutzbaren Straße durch den Wildpark den Karlsberg hinan.

Was Oliva in dem Danziger Amphitheater, das iſt der Karlsberg in Oliva. Die ſchönen Anlagen rühren von dem Grafen Johann Karl von Hohenzollern her, der dem Berge auch ſeinen Namen gegeben hat. Früher hieß derſelbe der Pacholkenberg, was von dem altpreußiſchen Gotte Pikollos herkommen mag, der mit Perkunos und Potrimpos als Perſonifikation von Naturkräften verehrt wurde. Man ſpreche dieſe drei Namen einmal laut aus, um den Philologen zu glauben, die das Altpreußiſche, ſo wie das noch heute im Munde des Volkes lebende Litthauiſche für eine Abart der Sprache Homers halten.

Das Eigenthümliche der Ausſicht vom Karlsberge beſteht, verglichen mit der vom Johannisberge, nicht bloß in der größern Nähe des Meeres, der Schönheit des Vordergrundes (Oliva), ſondern ganz beſonders darin, daß das ſüdwärts, alſo landeinwärts gelegene Schwaben- oder Freudenthal mit ſeiner reizvollen, idylliſchen Phyſiognomie hereinblickt. Das Meer giebt im Norden jeder Landſchaft ganz von ſelbſt den Charakter des Heroiſchen (wenn auch nicht in dem techniſchen Sinne). Deshalb iſt auch die ganze Gegend von Danzig bis Adlershorſt ſo vollſtändig nordiſch und jeder idylliſchen Poeſie, die in ſüdlichen Ländern gerade das Meeresgeſtade ſucht, feindlich. Der Gebildete vermag allerdings durch Abſtraktion und in Folge des kontraſtirenden Stadtlebens ſeine Badeexiſtenz in Zoppot, Neukuhren oder Kranz als eine Idylle (Bildchen) darzuſtellen, für welches den Rahmen ganz von ſelbſt ſein ſonſtiges Berufsleben abgiebt; aber dieſe Fiſcher, dieſe Küſtenbewohner in ihrer proſaiſchen, trocknen, erwerbsſüchtigen, branntweinduftigen Nüchternheit — ein nothwendiges Reſultat der ſie umgebenden Natur und ihrer Beſchäftigung — ſind für eine Idylle der undenkbarſte Gegenſtand. Sie könnten den Inhalt einer ſolchen nur in dem theokritiſchen Sinne bilden, wie es der ungeſchlachte Polyphem thut.

Aber ſelbſt das Schwabenthal muß von ſeinem echt idylliſchen, faſt ſüddeutſchen Charakter viel der Induſtrie opfern. Denn ſtufenweiſe hinter einander liegen an dem

durch den Garten von Oliva strömenden Flüßchen, das zu Teichen angestaut wird, eine Reihe von Eisenhämmern und Pulvermühlen. So wird gerade in diesem friedlichen Thale das Material zu Tod und Vernichtung bereitet.

Die Straße schwingt sich von Zoppot nach Adlershorst zu in den schönsten Linien bergauf und thalein. Die See blickt fortwährend durch die Thalöffnungen und klare Flüßchen — muntre Gebirgswässerlein — strömen unter der Straße rauschend fort.

Ich traf auf dem Wege einen jungen Landwirth, der von seinem Bruder aus Chile eben einen Brief erhalten hatte, mit der Aufforderung, ihm bald dorthin nachzufolgen. Der junge Mann war voller Lebensfreudigkeit und Entwürfe; er hatte sich eine englische Grammatik aus Danzig geholt und wollte den andern Tag gleich mit der Erlernung dieser Sprache beginnen. Wie echt deutsch und rührend ist dieser Zug!

Adlershorst zeichnet sich vor allen Danziger Höhepunkten dadurch aus, daß es unmittelbar vom Meeresufer in die Höhe ragt. Auf diese Weise kann der Blick über die weiteste Meeresfläche schweifen; die Dünen von Hela, der dortige Leuchtthurm zeichnen sich scharf gegen die Bläue der See und des Himmels ab, und selbst die Höhen hinter Elbing, welche Kahlberg gegenüber auf der Südseite des Haffes liegen, treten nebelduftig hervor. Ich wollte Anfangs nicht glauben, daß es diese Ferne

ſei, was ich erblickte, bis mir der ſcharfe Strich der Nehrung davor alle Zweifel benahm.

Hier möchte ich gern einen Jeden, der die See zum erſten Male ſchauen ſoll, zuvörderſt hinführen; es iſt ein Eindruck von erhabener Größe. Der Blick ſchweift trunken über die weite Meeresfläche; rechts aber dehnt ſich — jetzt umgekehrt wie vom Danziger Marienthurme aus geſehen — das Amphitheater der Höhen hin, als deſſen vollendeter harmoniſcher Schlußpunkt Danzig ſelber erſcheint.

Wer, wie ich, nach Adlershorſt auf der Chauſſee gegangen iſt, der gehe nach Zoppot zurück längs dem Meeresgeſtade. Das reizende Spiel der Wellen, denen man ausweichen muß und doch ſich immer wieder nähern, weil der Seeſand in der Brandung feſter liegt; das neckiſche Spiel mit den Tangbläschen, die das ungeübte Auge für Bernſteinſtückchen anſieht; das friſch ſalzige der Seeluft; das halb monotone und doch beredte Rauſchen der Wellen üben einen Zauber aus, dem man ſich nicht zu entziehen vermag. Sechs kleine Flüßchen ſtrömen aus dem Lande theils als kleine Bächlein, theils erſt aus dem ſteilen Ufer als Quellenſprinde hervor und hemmen den Pfad; denn an ihrem Ausfluſſe in die See bilden ſich ſonderbare Erſcheinungen, die mir an jenem Morgen viel zu denken gaben und von denen ich lieber in einem der nächſten Abſchnitte reden will.

Die Weichſelmündungen.

Das Ufer iſt dem Meer verſöhnt;
Vom Ufer nimmt zu raſcher Bahn
Das Meer die Schiffe willig an.
Göthe, Fauſt.

Unſere Freunde, die Süddeutſchen, beſitzen unſtreitig viele Vorzüge vor uns norddeutſchen Küſtenbewohnern; aber um Eines müſſen ſie uns ohne Widerſpruch beneiden, das iſt unſer »Weltblick«. Mögen unſere Knabenfüße die Ketten und das Tauwerk überſprungen haben, welches bei dem Bohlwerk des Pregels die Schiffe an den Uferpfählen befeſtigt, oder längs der Langen Brücke zu Danzig gegangen ſein, von früheſter Jugend auf haben wir dieſen Seeungeheuern, dieſen Leviathanen nicht ſtaunend, ſondern wie ſich ganz von ſelbſt verſtehenden Dingen gegenüber geſtanden. Die Laute fremder Sprachen ſind in unſer Ohr gedrungen, als wir kaum noch unſere Mutterſprache verſtanden; wunderliche Muſcheln, braſilianiſche Federblumen, Kokosnüſſe bildeten unſer Spielzeug. Ein neugieriger Blick in das Naturalienkabinet eines

Schiffskapitains mit einem prächtigen Tiger, den er ſelber in Südamerika geſchoſſen, ſonderbare »Mähren« von fremden Ländern verſetzen uns ſchon frühe in eine phantaſtiſche Welt, in der die Robinſongeſtalten recht eigentlich zu Hauſe ſind.

Später geht ein Bruder von uns zur See; wir ſingen das ewig ſchöne »Auf Matroſen, die Anker gelichtet!« oder »Das Schiff ſtreicht durch die Wellen — (Fridolin)!« Es kommt ein Brief aus Hull, aus Bordeaux, aus Boſton. Wie der begierig verſchlungen wird! — Alſo einen Sturm an der norwegiſchen Küſte hat es gegeben? — Das Schiff wird in Havre ausgebeſſert? — »Was wird er uns mitbringen?« fragen die Kinder. Kommt er aber nach Hauſe, da hat er wirklich Jedem etwas mitgebracht und wär' es nur ein Töpfchen von engliſchem Steingut mit einem rührenden Matroſenabſchied, »the seamans farewell«, mit dem melancholiſchen:

Remember me,
If that you see!

Oft kommt auch wohl ein ſchwarzgeſiegelter Brief von dem überſeeiſchen Konſul. Oft bleibt alle und jede Nachricht aus. Die Zurückgebliebenen errichten in ihrem Herzen dem Abgeſchiedenen ein Denkmal und wiſſen nicht, daß an einem ſchönen Frühlingsmorgen »der Vetter aus Kalifornien« ſie mit einem ungeahnten Reichthume überſchütten wird.

Dieſe Vorſtellungen wurden mir auf der Langen Brücke zu Danzig wieder einmal recht lebhaft. In bunten, ſich an einander reihenden Läden und Buden werden alle die ſchönen Dinge verkauft, die der Seemann für ſein eigenes Bedürfniß braucht und manche »zum Mitbringen«. Nicht wenige Thüren ſind den Eß- und Trinkbegierigen geöffnet. Wellington tavern, Nelson tavern, Skandinaviſches Haus ſteht über einigen. To reading the times beſagt eine andere Inſchrift. Ein Barbier empfiehlt ſeine razors and combs.

Wir beſteigen ein Dampfboot, das an den Sommernachmittagen ſtündlich nach Neufahrwaſſer fährt. Rechts bleibt die Speicherinſel mit ihren gewaltigen Maſſen, links laſſen wir das Krahnthor, ein wunderliches Uebereinander von Stockwerken, zum Aufwinden von Waaren beſtimmt; die Fiſchbrücke; den Theil des Ufers, welcher »am rauſchenden Waſſer« heißt, und das ganze Gewimmel von Fahrzeugen, welche dem Weichſelverkehr dienen. Auf einigen leſen wir wie auf dem Rande unſerer Münzen: »Gott mit uns«. Auf andern iſt ein Täfelchen befeſtigt, mit den Worten: »Wills Gott nach — Elbing — Königsberg — Thorn«. Der Schiffer iſt ſo ganz und gar auf ein Gottvertrauen angewieſen, daß er ſelbſt im mündlichen Geſpräche ſehr oft ein »Wills Gott« einſchiebt. Und iſt es ſo nicht auch am beſten?

»Wo die letzten Häuſer ſtehen«, beginnt die Schiffswerfte. So ein im Bau begriffenes, halb fertiges Schiffs-

gerippe erinnert frappant an das Skelett eines Walfisches. Was für ein prächtiger Anblick ist es aber, wenn, nach der Vollendung des Rumpfes, die Taue gekappt werden und das Schiff auf der geölten Unterlage hinab in das Wasser schießt! Als wollte es »sich in den Grund bohren«, senkt sich sein Vordertheil, aber nur, um bald um so stolzer unter dem Hurrahrufen der Menschenmassen ringsum und auf dem Schiffe sich zu erheben und ruhig sich im wellenerregten Strome zu wiegen. So sehen wir auch manchem jungen Manne mit Angst zu, der nach Lösung aller Bande auf der glatten Bahn der Freude einer Gefahr entgegenschießt. Wird er ihr entgehen, sich geläutert aus der Krisis erheben? — Und während wir noch fragen, wiegt er sich schon in stolzer Manneskraft auf dem Strome des Lebens.

Eine Viertelstunde von der Stadt mündet die Mottlau in die Weichsel. Es ist eine naturgemäße Erscheinung, daß Städte die großen Ströme, aber nicht ihre unmittelbare Nähe suchen. Denn große Ströme bieten meist ein unsicheres Ufer dar. Dagegen vereinigt ein schiffbarer Nebenfluß eines größern die Vortheile von dessen Nähe mit seiner eigenen Sicherheit. So ist es bei Wien der Fall, so hier. Gegenwärtig freilich, da seit dem Durchbruche bei Neufähr und der Coupirung des Danziger Weichselarmes eine Strömung bis Neufahrwasser aufgehört hat, fährt man in dem ruhigsten Wasser, wie auf einem See.

Am Ufer links wird die »Gefion« — glorreichſten und ſchmählichſten Andenkens zugleich — ausgebeſſert. Vorüber! — Zahlloſe Flöße bedecken in einer weiten unglaublichen Ausdehnung die Waſſerfläche. Das Holz kommt vorzugsweiſe aus Polen, wird hier zum Theil in kleinere Stücke zerſchnitten, in die Schiffsräume eingeladen und größtentheils nach England ausgeführt. [52])

Wir halten rechts an der Feſtung Weichſelmünde und ſetzen unſer Badekontingent aus. An einem der vergitterten Fenſter erſcheint ein blaſſes Geſicht; vielleicht einer der dortigen politiſchen Gefangenen. Vorüber! Vorüber!

Nun halten wir links an der Ladebrücke von Neufahrwaſſer. Hier geht links die Fahrſtraße (Weſterfahrt) in die See, ſeitdem der eigentliche Ausfluß der Weichſel (die Norderfahrt) total abgedämmt worden. Auch hier ſteigen wir noch nicht aus. Ein paar Hundert Schritte weiter und wir halten an der Weſterplatte, der von der See einer- und der Weſter- und Norderfahrt andererſeits gebildeten Inſel, mit hübſchen Baumpflanzungen, einem viel beſuchten Bade und nördlich von einer intereſſanten Dünenreihe eingeſchloſſen.

Nirgends brechen ſich die Wellen ſtärker als auf dieſem verſandeten Ufergrunde, dieſem Ablagerungsplatze des Flußgerölles. Selbſt wenn ſonſt die See als eine tiefblaue Fläche daliegt, entſtehen und verſchwinden die

weißen Wellenhäupter an dieſer Küſte bis tief in die See hinein. Dieſes nebſt dem Umſtande, daß ſeit der Weichſelabdämmung die Miſchung des See- und Flußwaſſers aufgehört hat, iſt auch der Grund, weshalb die Bäder auf der Weſterplatte immer mehr in Aufnahme kommen und das landſchaftlich unendlich ſchönere Zoppot in den Hintergrund drängen.

Bevor wir jedoch über die Natur dieſer Küſte uns klar zu werden ſuchen, gehen wir noch zu der großen Mole, welche ſich von der Weſterplatte in nordweſtlicher Richtung in die See erſtreckt und unſer Erſtaunen erregt. Es iſt ja nicht die reine Natur oder das bloße Menſchenwerk, was unſere höchſte Bewunderung beanſprucht; erſt das Verhältniß des Menſchen zur Natur, der Zwang, welchen er ihr gegenüber ausübt, die Feſſeln, die er ihr anlegt, ſo wie das Abwerfen dieſer Feſſeln nehmen unſer ganzes Intereſſe in Anſpruch.

Was uns bei Hafenbauten ſo auffällt, das iſt das ſcheinbar geringe Reſultat, verglichen mit den Tauſenden, die man »ins Waſſer geworfen« hat. Ein Bauwerk auf dem Lande ſtellt ſich uns, wenn wir von den Fundamenten und Gewölben abſtrahiren, ſeiner ganzen Größe nach dar. Selbſt ein Brückenbau läßt ſich noch mit dem rein ſinnlichen Auge erkennen. Anders aber bei reinen Waſſerbauten. Ich erinnere daran, daß es von einem Palaſte in Venedig, wenn der mächtige Cedern-Pfahlroſt eingerammt war, hieß, er ſei fertig. Der ſinnlich

wahrnehmbare Theil über dem Waſſer bedeutete alſo nichts als eine beliebige Zugabe, ein Pertinenzſtückchen.

Noch viel frappanter tritt dieſer Grundſatz bei Hafenbauten auf.

Es giebt nur wenige ſo glücklich eingerichtete Seebuchten, die ohne alles Menſchenwerk einen weiten, ſichern und ruhigen Ankerplatz für Schiffe darbieten, die keinen Wechſel des Seegrundes bei gehöriger Tiefe erfahren und zugleich die Sicherheit der ankernden Schiffe durch keinen Sturm gefährden laſſen. Es gehört ferner zu dem Ideale eines Hafens, daß die Einfahrt weit und ſicher ſei.

Solcher natürlicher Häfen giebt es in Europa vielleicht nur fünf: Kiel, La Spezzia, Liſſabon, Syrakus und Konſtantinopel. Dagegen iſt die Zahl der ſchlechten und gefährlichen Häfen nicht bloß weit überwiegend, es iſt wunderbar, daß unſere größeſten Handelsſtädte die ſchlechteſten Häfen haben.

Die Einfahrt in die Hamburger Elbe iſt berüchtigt; gefährlich unter Umſtänden die in die Themſe; Petersburg ſteckt bis zum Mai im Eiſe; die Bora verſenkt die ankernden Schiffe mitten im Trieſtiner Hafen; unterirdiſche Felſen machen den Hafen von New-York unſicher. Wo die Natur nicht die volle Sicherheit gewährt, kommt der Menſch mit ſeinen Bauten zu Hülfe, wie in Genua, Marſeille, Venedig und Kopenhagen; wenn aber die Natur gar nichts zum Schutze der Schifffahrt

gethan hat, vielmehr das schwache Menschenwerk, die »Nußschale«, mit einer fortwährenden Vernichtung bedroht, da bleibt dem Menschen Alles zu thun übrig.

Buchten des Meeres sind die natürlichsten Häfen; wo sie fehlen, ersetzen Flüsse dieselben ganz von selbst; aber nur solche Flüsse, welche bei entsprechender Tiefe wenig Gefälle haben und wenig Sinkstoffe mit sich führen. Wo Letzteres der Fall, da bildet der Fluß mehr ein Hinderniß als eine Begünstigung der Schifffahrt. Denn der schnell, seicht und unrein strömende Fluß läßt zwar allenfalls eine Schifffahrt während seines Laufes zu, bietet aber große Schwierigkeiten an seiner Mündung dar, wo er die Sinkstoffe fallen läßt und das Fahrwasser versandet. [53]) Dennoch fordert aber die Flußader als Handelsstraße nothwendig einen Handelsplatz gerade an der Mündung oder doch kurz vor derselben. Wie ist aus diesem Dilemma herauszukommen? In vielen Fällen nur in der Art, daß der Handelsplatz in der Nähe der Flußmündung, an der Küste, wo ein schädlicher Einfluß sich nicht mehr geltend machen kann, errichtet und mit dem Strome selbst durch einen Kanal in Verbindung gesetzt wird. So bildet Alexandrien unzweifelhaft eine Hafenstadt für den Nilhandel, aber es liegt eine weite Strecke westlich von den Flußmündungen und ist mit dem Nil nur durch den sichern Mahmudkanal verbunden. Der Rhonefluß hat ein höchst unsicheres Delta. Die im Mittelalter in demselben gegründete Stadt Aigues mortes

iſt nichts als eine intereſſante Mumie, von der uns Moritz Hartmann erzählt, aber Marſeille und Cette gedeihen und beide ſtehn mit der Rhone durch die Kanäle in Verbindung. In dieſelbe Kategorie gehört Venedig dem Po, Livorno dem Arno gegenüber.

Wo aber ein ſolches Verhältniß nicht ſtattfindet, wo die ganze Küſte in weiter Entfernung verſandet wird, da muß die Mündung des Stromes ſelbſt, ſo gut es gehn will, dem Verkehr dienſtbar gemacht werden. Dieſes geſchieht allerdings nur durch verſchiedene, mit großen Koſten herzuſtellende Bauten, welche theils das Flußbette ſelbſt — oft weit ſtromaufwärts — theils die Hafenanlagen betreffen. Die erſtern — die ſogenannten Regulirungen — ſind einfacher Art; ſie beſtehen vorzugsweiſe in einer »Korrektion« des Flußlaufes, einer Eindämmung, Fortſchaffung von Hinderniſſen, Ausbaggerung [54]) u. ſ. w. Die Anlegung eines Hafens iſt komplizirter, ſchon deshalb, weil die Flußmündung die eigentlichen Schwierigkeiten darbietet. An Stellen, wo gar kein Fluß exiſtirt — ich erinnere an Civita vecchia, den Hafen von Rom — baut man in Form eines Hufeiſens einen Steindamm in das Meer, der ſich an einer Stelle für die einfahrenden Schiffe öffnet. Bei Flußmündungen genügt es, den Strom kurz vor ſeinem Eintritte in das Meer zu vertiefen und zu verbreiten, um einen Hafen zu erlangen oder ein beſonders ſeitwärts zu grabendes Baſſin mit dem Strome in Verbindung zu

ſetzen. An der eigentlichen Mündung aber, wo die mitgeführten Sinkſtoffe durch Niederfallen und den Andrang der Meereswellen ſich anſammeln, aufhäufen, Sandbänke bilden, kann einer vollſtändigen Verſandung nur dadurch abgeholfen werden, daß man die Ufer des Stromes — im ideellen Sinne — verlängert. Man führt an beiden Seiten Dämme auf, welche erſt in einer entſprechenden, die gehörige Tiefe darbietenden Entfernung vom Ufer endigen. Dadurch kann allerdings das Niederfallen des Flußſandes und die Bildung von Sandbänken nicht vermieden werden, — weshalb es einer ſtets erneuten Baggerung an dieſer Stelle bedarf, — aber das iſt gewonnen, daß der am Seeufer ſich lagernde Sand, welcher in ſeiner Beweglichkeit jedem Wellenandrange nachgiebt, nicht in ſeitlicher Bewegung längs dem Ufer bis zur Flußmündung gelangt. Durch die Dämme wird er gezwungen, ſich an dieſen ſelber zu lagern. Iſt nun dieſer ſeitliche Andrang von beiden Seiten gleich ſtark, ſo müſſen dieſe Dämme von gleicher Bedeutung ſein. Findet er aber von einer Seite ſtärker ſtatt als von der andern, ſo genügt es, nur den einen derſelben beſonders lang und ſtark zu konſtruiren.

»Die eigentliche Mündung der Weichſel (das alte Fahrwaſſer oder die Norderfahrt) iſt, ſeitdem man durch Anlegung des Mägdegrabens bei der Montauer Spitze den größten Theil des von Polen kommenden Weichſelwaſſers in die Nogat geleitet hat, nach und nach völlig

verſandet und war zuletzt kaum noch für kleine Böte fahrbar. Schon ſeit dem Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts mußten Schiffe, die aus der Weichſel in die See gelangen wollten, öſtlich oder weſtlich eine Durchfahrt ſuchen, jenachdem Stürme hier oder dort den Boden tiefer ausgehöhlt und dadurch Kanäle gebildet hatten, die man durch eingeſchlagene Pfähle und daran befeſtigte Tonnen kenntlich machte. Unter dieſen Kanälen fand man den, der zwiſchen dem weſtlichen Ufer und der ſeit 1634 von den Meereswellen aufgeworfenen Sandbank, die Platte genannt, entſtanden war, am ſicherſten und nutzbarſten, weshalb man denn auch ſorgfältig darauf dachte, ihn gegen Stürme und Fluthen zu ſchützen, und daher ſeit 1673 fleißig den nachſinkenden Sand herausbaggerte und zur Erhöhung der Platte benutzte. Im Jahre 1698 aber, als ein unglücklicher Eisgang den Kanal mit völliger Zernichtung bedrohte, fing man an, ihn mit Bohlwerken einzufaſſen und durch eine Schleuſe gegen die Eisſchollen des Stromes zu ſchützen, und ſo entſtand nun das neue Fahrwaſſer[55]) (die Weſterfahrt), an deſſen Befeſtigung und Sicherung in den Jahren 1716 u. fg. mit großem Koſtenaufwande gearbeitet wurde. Die alte Schleuſe brach man 1724 ab und erſetzte ſie durch eine ſtärkere; da aber auch dieſe nicht die gehörige Sicherheit gewährte, ſchritt man im Jahre 1802 dazu, eine neue von Bremer Steinen aufzuführen, mit welchen, — was jedoch der bald darauf

ausbrechende Krieg verhinderte, — der ganze Kanal eingefaßt werden sollte. Die auf den im Jahre 1806 vollendeten Bau berechnete Summe belief sich auf 150,000 Thaler. Noch bedeutender ist die im Jahre 1824 begonnene auf die Summe von 395,050 Thalern (1 Fuß = 135 Thaler) veranschlagte Aufmauerung der 2647 Fuß langen steinernen Ostmole, die zu den Riesenwerken der Baukunst gehört.

Alle diese kostspieligen Bauten hatten jedoch nur ein Hafenbassin von 43⅓ Morgen Flächeninhalt zu Stande bringen können, welches bei lebhafter Seefahrt die Menge der aufzunehmenden Schiffe nicht zu fassen vermochte. Daher war schon im Jahre 1802 der zweifache Vorschlag gemacht worden, entweder der Weichsel 2½ Meilen oberhalb Danzigs, bei Schiewenhorst, eine neue Mündung zu geben und sodann den dadurch abgeschnittenen Theil des Flusses, der coupirt und in der Coupirung mit einer Schleuse versehen werden sollte, diesem Hafenbassin, als eine bedeutende Vergrößerung desselben, anzuschließen, oder den Sasper See zu einer solchen Vergrößerung des Bassins zu benutzen. Der erstere von diesen beiden Vorschlägen schien der ausführbarere zu sein, und wurde deshalb, nachdem die dazwischen gekommenen Kriegsjahre vorübergegangen waren, 1816 aufs Neue in Erwägung gezogen, jedoch auch diesmal des zu bedeutenden Kostenaufwandes wegen wieder aufgegeben. Da schritt der Strom selbst zur Ausführung desselben. In der finstern

Nacht des 1. Februar 1840 durchwühlte er — was Niemand wahrnahm — die Sanddüne bei dem Nehrungiſchen Dorfe Neufähr, und die aufgehende Sonne beleuchtete eine neue Weichſelmündung, die ſich bereits bis zu 80 Ruthen Breite ausgedehnt hatte. [56]) Jenem längſt entworfenen Plane gemäß wurde nun der abgeſchnittene Theil des Fluſſes coupirt und mit der (Plönendorfer) Schleuſe verſehen, die alte Weichſelmündung gänzlich geſchloſſen, das auf dieſe Weiſe gebildete neue Baſſin von 266⅔ Morgen Flächeninhalt neben der (jetzt nutzlos gewordenen) Hafenſchleuſe mit dem bisherigen »neuen Fahrwaſſer« durch einen Kanal in Verbindung gebracht und ſo ein Baſſin von 300 Morgen gebildet, in welchem durch Baggerung eine Tiefe von 16 bis 18 Fuß erhalten wird. [57])

Um aber den durch den Weichſeldurchbruch geöffneten neuen Weg in das Land zu Kriegszeiten nicht auch den Feinden zugänglich zu machen, iſt demſelben gegenüber auf dem linken Ufer des Fluſſes ein bedeutendes Fort angelegt worden.« [58])

Da das Niveau der Weichſel bei Neufähr zur Zeit des Durchbruchs beträchtlich höher war als das der See, ſo mußte ſich der Strom mit großer Gewalt in die letztre ergießen und das Flußbett auswühlen. Dieſes hat denn zwar die Folge gehabt, daß die Flußufer vielfach beſchädigt worden ſind, indem das Erdreich nachſtürzt, daß ſich dafür aber auch das Flußbett immer weiter ſtromauf-

wärts vertieft. Nach einigen Jahren wird dadurch nicht bloß die Schifffahrt sicherer geworden, sondern auch die Gefahr der Ueberschwemmungen und Dammbrüche weniger zu befürchten sein. Wie man daher auch den Durchbruch bei Neufähr betrachte, er erscheint uns nach allen Seiten von Einfluß und segensreich; heilsam wie ein Aderlaß für den Körper eines vollblütigen Kranken.

Es ist einem jeden Fremden, der nach Neufahrwasser kommt, zu rathen, die oben erwähnte große Ostmole bis an ihr Ende entlang zu gehen. Er wird sich unter einem ähnlichen zwingenden Eindrucke befinden wie der Dirschauer Brücke gegenüber. Auch ein solches Werk bedarf einer jahrelangen Arbeit, da man es nur schritt- und stückweise vollenden kann. Wie sich die Laufgräben langsam und sicher der belagerten Festung nähern, trotz alles Widerstreitens der Belagerten, so gewinnt auch ein solcher Bau dem störrischen Meere jeden Fuß breit nur unter Kämpfen, aber mit derselben Sicherheit ab. Faschinen — ein dichtes, festes Weidengeflechte — werden auf einander gehäuft, mittelst Pfähle befestigt, mit Zingel (Kies, Ballast) überschüttet, mit Steinen beschwert und schließlich mit einer gewaltigen Steinlage überwölbt. Die zu oberst liegenden, roh bearbeiteten und doch sorgfältig an einander gefügten Steine machen den Eindruck cyklopischen Mauerwerkes. Und in der That, uns erinnert dieser Riesendamm an jene Felsstücke, welche der geblendete Cyklop dem höhnenden Odysseus ins Meer nachwarf.

Ungefähr mit seinem letzten Drittel wendet sich der nord-nordwest streichende Damm nach Nordwest, um dem Nordwinde besser zu wehren. Nach Osten zu geht nach jedem Drittel ein Seitendamm in die See, wie bei Mauern die Strebepfeiler. Die von dieser Seite andrängenden Wellen brausen und überstürzen ihn, aber sie reißen nichts fort als den Kiessand, den die frühere Welle in die Fugen der Steine schwemmte. An der westlichen Seite zieht sich eine doppelte Pfahlreihe mit einem Stege hin, theils um den Schiffen einen Halteplatz zu gewähren, theils um als Pfad für die Menschen zu dienen, welche bei Gegenwinden die Schiffe in den Hafen ziehen. Unmittelbar neben dieser Pfahlreihe beträgt die Tiefe des Fahrwassers bereits achtzehn Fuß.

Am Ende der Mole erhebt sich ein kleiner Leuchtthurm von Eisen; der größere befindet sich in Neufahrwasser selbst. Auch hier ist ein alter Invalide als lamplighter (Laternenmann) verwendet. Eine spätere Generation wird es nicht glauben, wenn sie hört, wie diese Invaliden — diese braven Kämpfer der Freiheitskriege — einst von zwei Thalern den Monat gelebt, wie sie gebettelt, wie — die Leierkasten gedreht haben. Glücklich dieser mit seinem engen Stübchen! Seine Frau war gerade aus Neufahrwasser zu ihm herübergekommen und hatte ihm sein Vesperbrot gebracht. Ich setzte mich auf eine kleine grüne Bank und hörte ihn erzählen, was er von den Ratten zu leiden habe, die seinen Keller nicht

reſpektirten; wie heiß es im Sommer, wie kalt — trotz des Heizens — im Winter ſei; wie die Wellen manchmal bis zur halben Höhe des Thurmes leckten und es drinnen recht ſchauerlich anzuhören; daß das veränderliche Drehfeuer des Thurmes von Hela recht hübſch anzuſehn, »ſein« Feuer aber ein feſtes ſei.

Ich gab mich dem ganzen Reize dieſes beſchränkten Daſeins hin und drückte ihm ſtill die Hand. Er fragte, ob ich nicht die Lampen ſehen wolle, aber ich ging zurück längs dem Bretterpfade, auf dem man die Schiffe in den Hafen zieht.

Dünenbildung.

Was zur Verzweiflung mich beängstigen könnte,
Zwecklose Kraft unbändiger Elemente!

Göthe, Faust.

Die Kreidefelsen von Rügen bestehen aus Milliarden von Panzern mikroskopischer Geschöpfe, die Korallenbänke des indischen Ozeans aus einer Verästelung unterseeischer Polypenstämme, jene lange Dünenkette, welche mit geringer Unterbrechung die Küsten der Nord- und Ostsee mit einem blendend-weißen Gürtel umgiebt, besteht aus — Sandkörnern. Es sind in dem Natur- wie in dem Menschenleben oft die kleinsten Faktoren, welche die größesten Resultate hervorbringen.[59]) Aber es genügt nicht, das Sein zu erkennen, wir fragen billig nach dem Werden. Zwar die Thierchen, deren Schalen die Kreidefelsen bildeten, sind dahin; aber die Korallenbänke breiten sich noch heutzutage sichtlich aus und die Dünen bilden sich vor unsern Augen. Wenn ein Seesturm die Meeresfluthen aufwühlt, sehn wir auch im Seesande ein hastiges Jagen, ein Treiben, ein »Stiemen«,

das dem Schneewirbel im Winter gleicht; wo gestern noch eine Höhlung, ist morgen ein Hügel; die Pflanze, die noch so freudig ihr kümmerliches Dasein im Sande fristet, kann in wenigen Stunden erstickt sein von den Körnern, die jetzt um ihre Blätter spielen. Woher die beweglichen, so schwer »zum Stehen« zu bringenden Sandmassen? Bezeichnet die Dünenbildung ein Werden oder einen Zustand? So fragen wir, und die Antwort lautet: Beides zusammen.

Wie entstehn denn die Dünen? — Lieber Leser, gerade so fragte ich, als ich an jenem Morgen von Adlers-Horst nach Zoppot ging und meine Gedanken zweifelnd von Sandkorn zu Sandkorn, zu der Sahara und den Küsten des adriatischen Meeres schweiften. Da hielt mein Fuß an einem kleinen Wässerlein, welches sich seeeinwärts durch das hohe Ufer einen Weg gegraben und nun am Strande einen kleinen Teich gebildet hatte, der mir den Pfad versperrte. Von der See war dieser Teich durch eine Sandbank getrennt, welche nur an einer Stelle einen schmalen Durchfluß gestattete. Würde gerade ein Sturm losgebrochen sein, so hätte er unzweifelhaft diese vor dem Teiche lagernde Sandbank zerstört und mit ihrem Sande den Teich ausgefüllt; bei darauf folgendem ruhigen Wetter hätte sich aber die erste Bildung wiederholt.

Du erinnerst lächelnd an die Dünen! — Lieber Leser, du hast bereits ihr Werden gesehn; bedenke, daß ein Thau-

tropfen im gewiſſen Sinne ein Bild des Ozeans iſt! Du haſt aber noch mehr als Dünen entſtehen geſehn, du weißt auch bereits, wie unſere Haffe gebildet werden.

Jeder Strom führt losgeriſſene Erdtheile mit ſich. Tritt er in ein ruhiges Gewäſſer, ſo müſſen die Erdtheile nach dem phyſiſchen Geſetze der Schwere ſich zu Boden ſenken. Dieſes geſchieht aber nicht unmittelbar da, wo dieſes Waſſer beginnt. Wie ein von einem Berge herablaufender Schlitten noch weit auf der Eisfläche des Teiches unten am Berge fortſchießt, ſo äußert ſich die Kraft, welche den Waſſerſtrom dem Meere zutreibt, noch lange, wenn dieſe Kraft bereits aufgehört hat. Die Strömung iſt alſo noch weit im Meere vorhanden. Mit ihr werden aber die mitgeführten Erdtheile und der ſchon im Meere befindliche Sand fortgeriſſen, um endlich ſich da niederzulaſſen, wo das Gewicht ihrer Schwere die treibende Kraft der Strömung aufhebt. Findet dieſe Anſammlung eine geraume Zeit ungeſtörten Fortgang, ſo muß ſich eine die Strommündung halbkreisförmig umlagernde Sandbank bilden, welche nach der Mündung zu breiter und breiter anwachſen und zuletzt mit dem feſten Lande nur noch eine Maſſe bilden wird. Der Strom gräbt ſich während deſſen in ſeiner Alluvion ein neues Bette und ſetzt ſein ſchöpferiſches Werk fort. Auf dieſe Art ſind alle Stromdeltas[60]) entſtanden.

Dieſe Bildung wird, weil eine gewiſſe Ruhe und Stätigkeit ihre Grundbedingung, vorzugsweiſe ſtattfinden,

wenn der bildende Fluß in einer Bucht mündet. Ist aber diese Bucht durch die Deltabildung ausgefüllt und nähert sich der Strand des Deltas mehr und mehr dem hohen Meere, dann tritt eine — auch bis dahin thätig nur weniger energisch gewesene — Reaktion ein. Die Meereswellen werfen sich der Bildung einer Sandbank entgegen und zerstören sie entweder, oder durchbrechen sie an einzelnen Stellen, oder dulden sie.

Im erstern Falle wird die ganze Masse des Seesandes bald an das Ufer getrieben, bald auf dem Meeresgrunde in stets wechselnden Sandbänken angehäuft, bald zu neuen über das Niveau des Meeres tretenden Bildungen verwendet.

Im zweiten Falle entsteht aus jener bogenförmigen Sandbank, indem sie von dem Meere durchbrochen wird, eine Inselkette.

Im dritten Falle ist das Resultat fast immer eine Haffbildung.

Ob einer von diesen drei Fällen eintritt, hängt von dem Verhältniß der Kraft des Stromes zu der des Meeres ab, namentlich von dem Grade des Ueberwiegens der letztern. Denn nur der Kampf erzeugt großartige Bildungen. Der Posluß führt große Massen Gerölls in das adriatische Meer, aber dieses leistet fast gar keinen Widerstand; die Strömung geht dort von Norden nach Süden; die mitgeführten Theile schlagen sich regelmäßig nieder. Daher giebt es dort wohl das

wunderbare Sumpfnetz der Lagunen, aber keine Dünen. Daſſelbe Verhältniß findet bei der ſchwediſchen Küſte Statt.

Iſt die Gewalt des Meeres aber ganz unverhältnißmäßig groß, dann kommt es zu einer größern Sandbankbildung im Meere wegen dieſer zerſtörenden Kraft überhaupt nicht. Dieſes iſt an vielen Theilen der Nordſeeküſte der Fall. Die dortigen berüchtigten Sturmfluthen bewirken, daß der Sand bis an das Ufer ſelbſt getrieben wird, dort ſich anſammelt und eine Dünenreihe hervorbringt. Eine weniger energiſche Kraftäußerung des Meeres duldet wenigſtens einzelne Theile der über das Niveau hervorragenden Sandbänke, wahre Forts, die der Strom im Meere anlegt. Das ſind jene Inſeln, jene »Oogen«, welche wir an den Küſten Hollands, Hannovers, Schleswig-Holſteins bewundern, die ſich als Forts in einem ſteten nicht bloß fingirten Belagerungszuſtande befinden, und nicht ſelten von den anſtürmenden Meereswogen vernichtet werden.

Iſt die Gewalt der Strömung aber ſtärker als die Meeresaktion, kommt es zu jener bogenförmigen Sandbankbildung, dann entſteht ein See zwiſchen dem Meere und dem Lande, welcher, wenn er mit dem erſtern in Verbindung ſteht und ſüßes Waſſer enthält, ein Haff genannt wird. Dieſe Bildung kommt bei den Mündungen der Oder, der Weichſel und der Memel vor. Sie iſt ein Produkt der thätigen aber nicht übermäßigen

Reaktion der Oſtſee. Darum iſt gerade dieſer Theil der norddeutſchen Küſte ſo reich an dieſen intereſſanten Erſcheinungen.

Die Weichſel hat ſogar — was ſonſt nirgends mehr vorkommt — mit zweien Armen (der Nogat und dem ins friſche Haff mündenden Arme) ein Haff gebildet, wogegen der dritte Arm (die Danziger Weichſel) es zu einer vollſtändigen Haffbildung nicht hat bringen können. Ich ſage: nicht vollſtändigen, denn die Landzunge Hela iſt unzweifelhaft ein Theil jener verſuchten Bildung, jener dritten Nehrung, welche das nördlich von Weichſelmünde gebildete Haff umſchloſſen haben würde, wäre ſie zu Stande gekommen. Es iſt denkbar, daß einſt jene Helaer Landzunge ſich mit der friſchen Nehrung wirklich verbunden gehabt und mit ihr ein einziges von den ſämmtlichen Weichſelmündungen gebildetes Haff umgrenzt hat. Vielleicht zieht ſich in der Verlängerung jener Landzunge noch eine, die einſtige Fortſetzung derſelben bezeichnende Sandbank hin; indeſſen müßte dieſes zuvörderſt durch genaue Meſſungen ermittelt werden.

Wo nun eine ſolche Nehrung auftritt, wie am friſchen und kuriſchen Haff oder eine Inſelreihe deren Stelle einnimmt, wie am Stettiner Haff, muß nothwendigerweiſe diejenige Dünenbildung, welche ſonſt an der Flußmündung ſelbſt verſucht ſein würde, an der Nehrung ſtattfinden. Wir ſehen deshalb auch, daß dieſe Nehrungen einen Gürtel der großartigſten Dünen aufzu-

weiſen haben. Ja ſie ſtellen ſogar da, wo die Kultur ſich nicht dieſer Bildungen bemeiſtert oder ein Pflanzen- und Waldwuchs nicht den Dünencharakter aufgehoben hat, in ihrer ganzen Breite nichts als eine Dünenreihe dar. So erſcheinen ſie, wenn wir von den Höhen bei Braunsberg am Horizonte die weißglänzende Linie der friſchen Nehrung[61]) betrachten, welche ſich ſcharf gegen den Himmel hin abzeichnet. Die breitere Danziger Nehrung dagegen — welche übrigens als ſolche in unſerm Sinne gar nicht angeſehn werden kann — hat nur an dem nördlichen Meeresgeſtade eine impoſante Dünenreihe, weiter ſüdlich nimmt ſie den Niederungscharakter des Weichſeldeltas an.

Keine Zerſtörung wirkt vielleicht nachhaltiger und ſicherer als die durch wandelnden Sand. Ein ſchützender Wald bedeckt die Küſte bis zur Grenze des früheren Danziger Territoriums, wehrt dem verheerenden Sande und bietet eine reiche Quelle der Einnahme für die Kommunalkaſſe dar. Wo aber dieſe Grenze aufhört, da feiern Wüſte und Tod ihren höchſten Triumph. Aus dem Sande ragende Stumpfe bezeichnen die einſtige Exiſtenz eines Waldes; die fruchtbarſten Felder und Wieſen hat der Sand verſchüttet und ganze Dörfer überweht. Wie wir bei dem Bergſturze von Goldau über die Stelle ſchreiten, darunter tief ein reiches Dorf begraben liegt, ſo hören wir auf den Nehrungen ſtaunend von verwehten Ortſchaften reden; wir leſen auf Karten das ſonderbare: »Verſandetes Dorf.«[62])

Ein dichter Sandstaub erfüllt bei einem Sturme die Luft; raschelnd und sonderbar flüsternd schlagen die Halme des spärlichen Dünenrohres zusammen; die Sandkörner laufen klirrend und klingend durch einander, wodurch sich mit dem Brausen des Sturmes, dem Rauschen der Wogen ein fremdartiges Tönen mischt, bei welchem wir verwundert stille stehn. An etwas mehr geschützten Abhängen fallen die Körner in Bildungen, die an den Schnee erinnern, nieder, während auf den sturmgepeitschten Flächen sich ein Netz von feinen Wellenlinien bildet, wie auf einem Teiche. Und lächelte uns wenigstens von einer Seite die Möglichkeit eines grünen Landes, einer Zuflucht. Auf diesen Nehrungen, diesen »lechzenden Zungen von Seeungeheuern« dehnt sich auf der einen Seite die See, auf der andern das Haff hin, endlos wie eine einförmige Qual. Unsere Pferde, obwohl von wunderbarer Geschwindigkeit und Leichtigkeit, ermüden fast in dieser menschenverlassenen, pfadverwehten Wüste; und wenn wir dem Fuhrmann an dem feuchten Strande des Haffes wegen des dort fester liegenden Sandes zu fahren rathen, lacht er über uns, die wir nicht wissen, daß wir dort im Triebsande rettungslos versinken könnten.

Die Schutzmittel gegen das weitere Vordringen der Sanddünen sind theils mechanischer Art, bestehend in Steinwällen und Strauchzäunen, in denen sich der Sand fängt und so einen Schutzdünenwall bildet, theils organischer Art, indem man durch Dünenhafer, — der

mit unverwüſtlicher Zähigkeit grünt, ſo lange nur noch eine Spitze aus dem Boden ragt, — den Sand zum Stehen bringt und die Sandflächen mit Weiden, Birken, Kiefern, Erlen und Pappeln bepflanzt. Hinter den Dünen bilden ſich landeinwärts oft weite Sumpfſtrecken, in denen die Erle vortrefflich gedeiht.

Die Dünen ſtehen unter eigenen Dünen-Inſpectoren, zu deren Pflichten es namentlich auch gehört, die als »Dünenſchonungen« bezeichneten Strecken vor dem Betreten durch Thiere und Menſchen zu ſchützen. Es iſt kaum eine zweite Stellung denkbar, welche es mit einem gleich undankbaren Gegenſtande zu thun hätte; hier gilt es nicht bloß »auf den Sand« ſondern mit Sand auf Sand zu bauen, zu gleicher Zeit mit dem Meere und dem eben ſo beweglichen Lande zu kämpfen, und gewärtig zu ſein, das in Jahren fußbreit erworbene Terrain in einem Moment zu verlieren. Und doch iſt kaum eine zweite Stellung zugleich ſo dankbar und befriedigend. Denn es iſt nicht die Größe des Reſultats, was deſſen Werth beſtimmt, ſondern der Gegenſtand, auf welchen unſer Streben gerichtet iſt. Ein Sandkorn an das andere zu binden kann großartiger ſein als die Errichtung einer ägyptiſchen Felſenpyramide.[63])

III. Die Werder.

Ueberſicht.

Im Innern hier ein paradieſiſch Land,
Da raſe draußen Fluth bis auf zum Rand,
Und wie ſie naſcht gewaltſam einzuſchießen,
Gemeindrang eilt die Lücke zu verſchließen.

Göthe, Fauſt.

Vogt in ſeinen phyſiologiſchen Briefen vergleicht den doppelten Kreislauf des Blutes mit einem Baume, als deſſen Stamm das Herz anzuſehn, während die Wurzeln und Zweige der Veräſtelung der Capillargefäße entſprechen. Er hätte ein eben ſo treffendes Bild von dem Laufe eines Stromes entnehmen können.

Aus einer Reihe von Quellen, Bächen, Flüſſen, aus jenen Waſſern, welche wir ein Quellenſyſtem nennen, bildet ſich der Strom. Anfangs energiſch und ſtoßweiſe, wie bei dem Zuſammenpreſſen der Atrien der Blutſtrom, ſtürzt er dahin, bricht er ſich an Felſen, bildet er Kaskaden. Wo die Fallkraft nachläßt, wird er ruhiger, ſein Lauf ſtill majeſtätiſch; ein hügeliges Ufer weiſt ihm nicht zu durchbrechende Schranken an. Da öffnet ſich ihm die weite Alluvialebene, das Ufer tritt zurück, die Schranken

ſchwinden, und der gebändigte Strom verſchmäht es, ſich in ſeinem Bette zu halten; er theilt ſeine Waſſer; ein Arm fließt nach Oſten, der andere nach Weſten. Schwillt er von Regengüſſen an, dann überſchwemmt er die niedrigen Ufer, vernichtet er die Saaten der Menſchen. Und weiter theilen ſich ſeine Arme noch ein Mal; zuletzt löſen ſie ſich in ein Netz von Flußmündungen auf, wie jenes Capillargefäßſyſtem; die einzelnen Arme verlieren den Namen des Stromes, weil keiner allein mehr deſſelben würdig iſt, und endlich bleibt der Name an einem ſeichten Fluſſe haften, der mit Mühe bis zum Meere hinſchleicht, welches ihn und alle die ſtolzen größern Brüder aufnimmt.

So iſt es beim Rhein, ſo iſt es zum Theil auch bei der Weichſel.

Bis zur Montauer Spitze, zehn Meilen vor ſeiner Mündung, hält der Strom ſeine Waſſer zuſammen, dann theilt er ſie. Der Hauptarm behält ſeinen Namen Weichſel bei. Aber ſchon nach ſechs Meilen theilt er ſich beim Danziger Haupte von Neuem und ſchickt rechts einen Arm, die Elbinger Weichſel, ins friſche Haff, während der Hauptſtrom nordweſtlich weiter fließt, um ſich nach einer zweiten Gabelung bei Neufähr mit einem Arme nach Danzig zu wenden, mit dem andern aber unmittelbar nach dieſer Theilung ſich ins Meer zu ergießen. Die Nogat trennt ſich bei der Montauer Spitze von der Weichſel, ſtrömt nordöſtlich und ergießt ſich — mit

der Elbinger Weichſel faſt ein Mündungsſyſtem bildend — in das friſche Haff.

Früher gab es allerdings nur drei Mündungen für den Strom: die der Nogat, der Elbinger Weichſel und der Danziger bei Münde. Schon Jornandes, der bekannte Chroniſt der Gothen, ſpricht von den drei Mündungen des Weichſelſtromes. Erſt der Durchbruch durch die Dünenkette bei Neufähr in der Nacht des erſten Februar 1840 erzeugte die vierte. Thatſächlich giebt es aber auch jetzt nur drei Mündungen, da nach der Abdämmung des früheren Hauptarmes bei Plönendorf (Neufähr) nur noch ein bedingtes Strömen durch die dortige Kanalſchleuſe ſtattfinden kann.

Durch das dargeſtellte Gabelungsſyſtem der Weichſel in deren unterem Laufe wird das Stromdelta (in ſeiner generaliſirten Bedeutung) ganz von ſelbſt in vier Theile getheilt. Zwei davon bilden vollkommene Inſeln, die beiden andern werden nur zum Theil von Flußarmen umfloſſen. Das große Werder, das Marſchland zwiſchen der Danziger Weichſel im Weſten, der Elbinger Weichſel im Norden und der Nogat im Oſten bildet das eigentliche Delta. Im weitern Sinne könnte man zu demſelben auch die nördlich vom Meere und ſüdlich von der Danziger und Elbinger Weichſel begrenzte Inſel rechnen, im ideellen Sinne ein Delta im Delta. Man hat ſich aber längſt daran gewöhnt, dieſe Inſel [64]) als Seewerder [65]) Nehrung beſonders zu benennen.

In engerer Bedeutung bezeichnet dieſer letzte Name nur diejenige Dünenreihe, welche das friſche Haff von der See trennt. Das ganze Marſchland zwiſchen der Weichſel einer- und den Höhen von Danzig und Dirſchau andererſeits führt den Namen des Danziger Werders; der Theil endlich, welcher von der Nogat im Weſten, vom friſchen Haff im Norden und dem Elbingfluſſe und Drauſenſee im Oſten begrenzt iſt, wird bald das kleine Werder, bald Elbinger Niederung genannt, und beſteht eigentlich aus dem kleinen Werder im engern Sinne und der Marienburger und Elbinger Niederung.

Die Bewohner der Provinz bezeichnen im Allgemeinen das ganze, alle Werder umfaſſende Weichſeldelta mit dem Namen der Niederung. Die Bewohner der Niederung reden dagegen von der Höhe als deren Gegenſatz, gerade wie in Holſtein die »Geeſt«[66]) den »Marſchen« entgegen geſetzt wird. Sie bilden daraus ſelbſt das Adjektivum »höhiſch« und ſprechen von »höhiſchem« Getreide, Holz u. ſ. w.

Dieſe Werder, deren Stammwort Wehr (Damm, Inſel, — bremiſch Verel) noch in den Namen »Donau-, Kaiſers-, Nonnen-Werth« auftritt,[67]) ſind ein Produkt des Stromes, welcher ſie durchfließt, gleich dem Nil- und Rhone-Delta, gleich dem heutigen Holland. Kaum giebt es aber ein Erzeugtes, welches von ſeinem Erzeuger unväterlicher behandelt würde, als dieſes Weichſeldelta. Gleich dem Saturn, der ſeine Kinder verſchlingt, zer-

ſtört dieſer Strom, was er ſelber einſt ſchöpferiſch aus dem Schooße des Meeres hervorrief. Der Nil iſt für ſein Delta, welches er bildete, eine ewige Quelle grenzenloſen Segens; je höher ſeine Waſſer ſchwellen, um ſo weiter reichen die Hoffnungen der Bewohner auf eine glückliche Ernte. Die Lehmhütten, welche die Fluth fortſchwemmt, baut der Fellah in wenigen Stunden wieder auf; in den Schlamm,[68]) welchen er zurückläßt, ſtreut der Ackersmann ohne erdumwühlenden Pflug ſofort das, vielfache Frucht tragende Durrahkorn. Daher iſt dem Nilbewohner das ſegenvolle Schwellen ſeines nährenden Stromes ein Reſultat jenes Tropfens, der in der heiligen Nacht vom Himmel fällt. Ein Anderes iſt das Loos unſeres nordiſchen »Niederungers.« Dieſer Strom weiß von keinem Segen, ſondern nur von einer Vernichtung. Mit Angſt wacht die Familie jenem Schwellen der Waſſer, jenem »Fallen des Tropfens« entgegen, welcher ihre Saaten, ihr Vieh, ihr Haus, ihr Leben gefährdet. Der wüthende Eisſtrom vernichtet nicht bloß, was ſich ihm augenblicklich entgegenſtellt, er überſchüttet ganze Strecken mit einem verwüſtenden Sande, wodurch ſie für ewige Zeiten werthlos werden. Dort ein alljährlich ſich niederſchlagender fruchtbarer Schlamm, nach dem wir heutzutage — »wie aus Jahresringen« — das Alter des Landes, der in ihm verſunkenen Bauwerke, der Memnonsſäule berechnen, und hier eine zerſtörende, in regelloſen Zwiſchenräumen ſich wiederholende

Verſandung, in der wir die Materialien zu einer Geſchichte der Vernichtung vorfinden.

Von jeher mußte ſich daher die Aufmerkſamkeit der Bewohner ſolcher gefährdeter Delta's auf deren Sicherung richten. Bis zum Eintreffen des deutſchen Ordens in dieſen Gegenden hören wir nichts von ſolchen, die alljährliche Ueberfluthung hemmenden Bauten. Als das ganze Preußenland im Jahre 1283 nach den heftigſten Kämpfen, welche über fünfzig Jahre gedauert hatten, unterworfen war, da gehörte es zu dem erſten Geſchäfte des Ordens, dieſe vielverſprechenden Marſchen durch Deiche einzudämmen. Der Landmeiſter Meinhardt von Querfurt begann das große Werk im Jahre 1288 und vollendete daſſelbe in ſechs Jahren. [69]). Fünfundzwanzig Meilen lang erſtreckten ſich die ſchützenden Dämme, die noch heute unſere ganze Bewunderung in Anſpruch nehmen; neunundzwanzig Quadratmeilen waren für die Kultur gewonnen; in wenigen Jahren hatten die ſchaarenweiſe einwandernden Koloniſten auf dieſem mit Geſtrüpp, Wald und Sumpfpflanzen bedeckten Boden, wo ſonſt nur fünf vereinzelte Dörfer geſtanden, eine Kultur hervorgerufen, welche dieſem Landſtriche mit Recht den Namen eines Gartens Preußens erworben hat. [70]) Der fühlende Menſch, welcher bei dem größten Reſultate nur die Opfer ſieht, die zu deſſen Bildung nöthig waren, zählt auch hier nur die Leiden der zum Bau gezwungenen Arbeiter, die verloren gegangenen Menſchenleben und vergißt über

dem Jammer der Leidenden das Glück der spätern Generationen. Aber wir fragen billig, ob dieses Werk auf andere Weise damals geschaffen werden konnte, und wenn wir es verneinen, müssen wir uns auch in die unabweisliche Nothwendigkeit finden.

Diese Dämme oder Deiche, 20 bis 25 Fuß hoch, unten etwa dreimal so breit, oben — in der Krone — 15 bis 20 Fuß, und unter einem Winkel von 45 Graden dossirt,[71]) laufen auf beiden Ufern der Weichsel und Nogat, — wo nicht die natürliche Uferhöhe dieselben überflüssig macht, — von der Montauer Spitze bis zu den Mündungen. Sie folgen dem Laufe des Stromes in verschiedener Weise. Bald nähern sie sich ihm so vollkommen, daß der Strom bei gewöhnlichem Wasserstande ihren Fuß bespült, bald entfernen sie sich von ihm auf einige tausend Fuß.[72])

Dieser Raum zwischen dem Deiche und dem gewöhnlichen Strombette heißt das Vorland oder der Außendeich (das heißt das Land außerhalb des Deiches, vom Lande aus gerechnet). Wo das Strombett selbst keine bedeutende Breite hat, wird dieselbe durch dieses Vorland ergänzt.[73]) Denn es war bei Anlegung der Deiche ganz besonders darauf zu sehen, — obwohl dieses sehr oft außer Acht gelassen ist, — daß sich bei Anschwellungen, namentlich bei Eisgängen, der ausreichende Raum vorfände, um die Wassermasse zwischen den Deichen aufzunehmen.[74]) Wo nun der Strom Bie-

gungen macht, ſucht man durch Querdämme, ſogenannte Buhnen, oder durch Legung von Faſchinen ein Abſpülen und Unterwaſchen des Ufers oder Vorlandes zu verhindern. Damit aber die Oberfläche des letztern beim Anſtauen des Stromes nicht ausgeriſſen und zerwühlt werde, iſt daſſelbe ganz und gar mit Weidenſträuchern bepflanzt. Dieſe Pflanzungen beſtehen aus kleinen im Kreiſe geſteckten Ruthen — ſogenanten Neſterpflanzungen —, welche meiſt ſchon nach wenigen Jahren ein dichtes Geſtrüpp bilden und das Material zu den Faſchinen liefern. Zahlreiche Nachtigallen brüten in dieſem ſumpfreichen Gehege und erfüllen — namentlich bei Dirſchau — den Abend mit ihren Melodieen.

Auf den Deichen ſelbſt läuft ein geländerloſer Fahrweg, der deshalb nicht ohne alle Gefahr zu benutzen iſt.

Nicht nur das gewöhnliche Niveau des Stromes, ſondern an manchen Stellen — wie am Danziger Haupte — ſogar der Boden des Flußbettes liegt mehrere Fuß über dem angrenzenden Lande. Schon das bloße Auge erkennt dieſes verwundert, und der Beſchauer begreift jetzt die Wirkung eines Grundbruches, weil ſich nicht allein die angeſammelte Waſſermaſſe, ſondern der Strom bis auf den Boden hin über die offen liegende Ebene ergießen muß. Steigt die Fluth über das Vorland, dann ſickert das Waſſer durch den Deich und ſammelt ſich in der ſogenannten »Quellung« an. Dauert

dieſes lange, ſo kann ein Unterminiren und Durchbrechen des Deiches eintreten.

Die Gefährlichkeit und Nachhaltigkeit einer Ueberſchwemmung wird — abgeſehn von der Höhe des eigentlichen Strombettes — noch dadurch vermehrt, daß ſich die Landebene ſelber von dem Strome ab ſeitwärts ein wenig abdacht. So lange nämlich keine Dämme exiſtirten und die Weichſel ſich frei über die anliegenden Marſchen ergoß, mußten nothwendig die mitgeführten Sinkſtoffe ſich eher in der Nähe des Fluſſes als entfernt davon niederſchlagen. Dadurch entſtand aber eine Erhöhung der Ufer mit einer ſeitlichen Abdachung. Dieſes zeigt ſich in allen Werdern und erklärt, weshalb in der Mitte des großen, zwiſchen Weichſel und Nogat, die Flüſſe Tiege und Linau ſtrömen, weil ſich in ihnen die von den geneigten Ebenen abfließenden Waſſer wie in einem Thale ſammeln. Im Danziger Werder nimmt die Mottlau dieſe Waſſer auf und in der Elbinger Niederung die Thiene und der Elbingfluß.

Wir ſehen daher bei Ueberſchwemmungen die Fluthen der Weichſel und Nogat ſich ſofort in dieſe Abzüge ſtürzen und dieſelben bald verſanden, bald bis zu der außerordentlichen Tiefe der Linau auswühlen. Die Chauſſee, welche von Marienburg nach Dirſchau führt, wurde deshalb im Jahre 1855 nicht ſowohl an ihren Endpunkten als vielmehr da zerſtört, wo dieſelbe die beiden Schwenten (aus denen ſpäter die Tiege gebildet wird) überſchreitet.

Es kommen von dieser allgemeinen Regel allerdings auch Ausnahmen vor. Das Städtchen Neuteich sah bei dem Durchbruch des Jahres 1855 das Wasser nur bis in seine Rinnsteine dringen, während die Fluth sonst überall bis zur halben Höhe der Häuser ging.

Das Deichweſen.

Was hilft ein tapferes heldenmäßiges Stemmen?
Die mächtige Woge ſtrömt ſie wegzuſchwemmen;
Mir ſchaudert ſelbſt vor ſolchem wilden Schwall.

Göthe, Fauſt.

Wo der Staat in neuerer Zeit großartige Entwäſſerungen oder Ueberrieſelungen vorgenommen und ſich nicht etwa eine beſondere Deichgenoſſenſchaft gebildet hat, da iſt auch die Unterhaltung, Erneuerung und Sicherung der Deiche Sache des Staates geblieben. Der Deutſche Orden hat ſich dagegen begnügt, durch die Eindämmung der Weichſel und Nogat ein für alle Mal den anliegenden Marſchebenen einen Schutz geſchaffen zu haben; die weitere Unterhaltung der Dämme iſt bald eine Sache der einzelnen Deichgenoſſenſchaften geworden und in deren Händen geblieben. Wir finden daher in allen dreien Werdern (das nur uneigentlich ſo genannte Seewerder — die Nehrung — laſſen wir bei Seite) eben ſo viele Deichkommunen, welche ſelbſtſtändig und nur unter einer gewiſſen Aufſicht des Staates ihre Angelegenheiten ordnen, die Beamten aus ihrer Mitte wählen,

kontrolliren, und ohne alle fremde Beihülfe die verursachten Dammschäden wieder herstellen. Dieses uralte, in der germanischen Gemeindeverfassung tiefbegründete selfgovernment erregt unser höchstes Interesse.

Alle freikölmischen Dorfschaften eines gewissen Bezirks, zum Beispiel des großen Werders, stehn in einem engen, die Deichangelegenheiten betreffenden, Verbande. Aber nur die Besitzer von Ackergrundstücken, die sogenannten Landsassen, haben das Recht, an der Wahl der Beamten Theil zu nehmen, wie ihnen vorzugsweise auch alle Verpflichtungen obliegen. Die Deichkommune wählt aus ihrer Mitte einen durch die Tüchtigkeit seines Charakters dazu berechtigten und durch seine Erfahrungen ausgezeichneten Gutsbesitzer zu ihrem Deichgräfen. Ihm zur Seite stehn die Deichgeschworenen, deren jedes Revier[75]) einen wählt. Diese Deichbeamten in ihrer Gesammtheit bilden das Deichgeschwornen-Kollegium.

Der Deichgräf — dessen Name mit Graue, Grawe, Graf, und dem Griwe, Kriwe der alten Preußen zusammenhängt[76]) — genießt nicht bloß, weil aus der allgemeinen Wahl hervorgegangen, das unbedingteste Vertrauen, sein Einfluß, seine Macht reichen so weit, daß er beliebig in allgemeinen Angelegenheiten Versammlungen ausschreiben kann, wobei er den Vorsitz führt, daß er in dringlichen Fällen allgemeine polizeiliche Verordnungen treffen und polizeilich strafen, und verlangen kann,

zu den Predigerwahlen zugezogen zu werden. Er unterschreibt die ausgefertigte Berufungsurkunde des Geistlichen, welche erst durch seine Unterschrift vollkommne Gültigkeit und für den Berufenen die sichere Bürgschaft der ihm zugesicherten Einkünfte erhält. [77]) In früherer Zeit hatte der Deichgräf nebst den Deichgeschworenen sogar richterliches Ansehn und das Großwerderer Voigtei-Gericht zu Marienburg mußte in Sachen, welche das Werder betrafen, dieselben zu seinen richterlichen Sitzungen einladen, wo sie nicht bloß Sitz sondern auch Stimme hatten; ein Verhältniß, wie es zum Theil noch heutzutage in Preußen in Bergwerkssachen stattfindet. [78])

Dem Deichgeschwornen-Kollegium zur Seite stehn die Gebietsdeputirten, von denen jedes Revier gleichfalls Einen wählt; sie kommen mithin an Zahl den Deichgeschworenen gleich. Ihre Function besteht in einer Art von Kontrolle des Deichgeschwornen-Kollegiums, indem sie Rath ertheilen, Anträge stellen und Geld bewilligen. Sie nehmen daher etwa die Stellung der Stadtverordneten zum Magistrate ein, und haben ganz besonders das Interesse der einzelnen Reviere, welche sie vertreten, wahrzunehmen, während das Deichgeschwornen-Kollegium mehr das der Gesammtheit im Auge hat.

Als technisches Mitglied ist dem Kollegium der Deichinspektor beigeordnet. Das dem Staate gebührende Aufsichtsrecht übt der Landrath aus, welcher zugleich den Deichgräfen und die Deichgeschworenen ver-

eidigt. Dieſelben leiſten den Schwur unter freiem Himmel, auf dem Damme[79]) ſelbſt, im Angeſicht des drohenden Stromes ab, und ſchwören, nach beſter Kraft und Einſicht das Werder vor Waſſerſchaden zu beſchützen und das Wohl deſſelben auf jede Weiſe zu befördern.

Alljährlich im Frühjahre machen die Deichbeamten eine Rundreiſe auf den Dämmen. Es werden die Schäden beſichtigt und zugleich die Arbeiten und Geldbeiträge, welche Behufs der Reparaturen zu leiſten, feſtgeſtellt. Im Herbſte findet die zweite Rundreiſe ſtatt. Sie hat die Kontrollirung der angeordneten und ausgeführten Arbeiten zum Zweck.

Die Pflichten der einzelnen zu einer Deichkommune gehörigen Grundſtücke in Betreff der Unterhaltung der Dämme, der Wiederherſtellung derſelben nach einem Bruche iſt ſehr verſchieden. Hier haben Verleihungen, Gewohnheiten von Alters her den Umfang der Verpflichtungen feſtgeſtellt. Eine durchgreifende Gleichſtellung, etwa nach der Morgenzahl, kommt nirgends vor, und würde ſich ohne das ſchreiendſte Unrecht gar nicht einführen laſſen. Denn da ſich der Werth der Grundſtücke ganz beſonders nach dem Umfange dieſer oft höchſt läſti- Deichverpflichtungen richtet, der Beſitzer eines befreiten alſo dieſe Eigenſchaft bei deſſen Erwerbung berückſichtigt hat, ſo würde eine Gleichſtellung mit den mehr belaſteten den Werth ſeines Grundſtücks um ein Bedeutendes herabdrücken. Es müßte mithin den Berechtigten, bei

Einführung einer vollkommnen Gleichſtellung, eine entſprechende Entſchädigung gewährt werden. Dieſes iſt aber der Grund, weshalb an den einmal beſtehenden Zuſtänden nichts geändert wird, wie ſonderbar dieſelben immerhin ſein mögen. Eine gewiſſe Zahl von Grundſtücken leiſtet nur Geldbeiträge, die einen nur zur Reparatur der Dämme, die andern auch zur Wiederherſtellung der Bruchſchäden. Es giebt daher eine »Bruch-« und eine »Dammkaſſe«. Bei einem Bruche kontribuiren gewiſſe Hufen ſo weit, bis der Damm über Waſſer gebracht iſt, andere bis zu deſſen Vollendung. Manche Grundſtücke müſſen außer den Geldbeiträgen noch Arbeiten — »Scharwerksdienſte« — leiſten, — ſogenannte ſcharwerkspflichtige Hufen —; die emphyteutiſchen Grundſtücksbeſitzer, denen das nutzbare Eigenthum eines Grundſtücks unter der Bedingung der Kultivirung deſſelben und eines zu zahlenden Zinſes verliehen worden, ſind von allen Geldbeiträgen befreit. Dem Staate endlich liegt nur die Unterhaltung einer kleinen Dammſtrecke in dem Scharpau'ſchen Gebiete ob. [80])

Es iſt in der Natur dieſer Verhältniſſe gelegen, daß ſie eine reiche Quelle zu Prozeſſen darbieten. Häufig ſteht die Verpflichtung nicht feſt, zuweilen der Umfang derſelben. Der Einwand der Verjährung bietet eine willkommne Hinterthüre dar, wo die Verpflichtung ſelbſt urkundlich feſtgeſtellt und nicht zu beſtreiten iſt. Das dem Bewohner von Niederungen eigene Phlegma, die

Zähigkeit und zugleich Gereiztheit der Besitzer, welche in dem Ausgange eines Prozesses einen Ehrenpunkt, in dem Gewinnen desselben einen persönlichen Sieg sehen, thut das Ihrige, um diese Streitigkeiten zu verewigen. Es ist hier eben nicht anders wie überall.

Von großartigem, wahrhaft dramatischem Charakter sind die Zurüstungen und Ereignisse, welche einem Eisgange vorhergehen und ihn begleiten.

In einem jeden Deichreviere sind gewisse Ortschaften verpflichtet, die Eiswachen zu besorgen. Dieselben haben zu dem Zwecke auf dem Damme oder in dessen unmittelbarer Nähe Wachbuden, welche sie auf ihre Kosten erbauen und unterhalten müssen. Das Etablissement, bestehend aus einem Wohnhause und einem — zur Aufnahme verschiedener Geräthschaften bestimmten — Eiswachstalle, wird an einen »Wachbüdener«, welcher für die Zeit der Eiswachen oder so lange am Damme gearbeitet wird, die Verpflichtung hat, Ausschank und Hökerei zu betreiben, vermiethet.

Sobald nun der Eisgang in Aussicht steht, entwickelt sich auf den Dämmen und namentlich bei diesen Wachbuden ein dem Laien fast unverständliches, sonderbares Treiben. Auf das Geheiß des Dammgeschwornen werden Dielen, Strauchwerk, Pfähle und — Dünger an den Damm gefahren. Der letztere dient dazu, ausgerissene Stellen zu verstopfen und bedeutet dasjenige für den Damm, was blutstillende Mittel für einen verletzten

Organismus. Die entfernter gelegenen Ortschaften bringen schon jetzt Wagen mit den bei entretender Gefahr nothwendigen Geräthschaften, als Tragen, Schlägern, Spaten, Spickpfählen, Laternen und Theertonnen, herbei. Sobald das Wasser zu steigen beginnt, wird vorerst die halbe Mannschaft aufgeboten. Dieselbe besteht aus der Hälfte der Einsassen und aus berittenen Knechten. Wächst die Gefahr, dann muß die ganze Mannschaft, das heißt alle Einsassen, an den Damm. Nun werden die Eiswachwagen bespannt, die Mannschaften vertheilt und an ihre Posten gewiesen, die Geräthschaften bereit gehalten. Selbst die Eigenkäthner (die kleinen Hausbesitzer) müssen sich zur Arbeit einstellen. Reitende Boten umfliegen täglich zweimal den ganzen Bezirk; bei jeder Wachbude wird bemerkt, wie es mit dem Eisgange, dem Wasser, wie mit dem Damme stehe. Der Deichgeschworene selber bereist täglich mindestens einmal sein Revier und berichtet über dessen Stand dem Deichgräfen, welcher nebst seinem Schreiber — »Landbote« genannt — dem Deichinspektor, Landrath und häufig auch einem höhern Regierungs-Beamten sein »Hauptquartier« in Dirschaufähre hat. Wo große Gefahr eintritt, verkündet sie Nachts eine brennende Theertonne.

Trotz aller dieser Maaßregeln kommt es dennoch häufig vor, daß, wenn wirklich ein Durchbruch stattfindet, die ferner belegenen Ortschaften von dem nahenden Unglücke in langer Zeit nichts Bestimmtes erfahren.

Nur wie ein dumpfes Gerücht, dem man nicht zu glauben wagt, verbreitet ſich die Rede von einer Ueberfluthung, einer Zerſtörung des Dammes. Geneigt jedem widerſprechenden Gerüchte Glauben zu ſchenken, wartet der Bewohner bange der ſchrecklichen Gewißheit. Vielleicht überläßt er ſich nach den durchwachten Nächten dem Schlafe, um beim Erwachen das Waſſer durch die Spalten ſeines Fußbodens quellen zu ſehen. Die Einen bringen ihre Habſeligkeiten auf die Böden, leiten das Vieh auf die Schuppen und überlaſſen ihm den Heuvorrath zur reichen Nahrung, löſen die Kähne von den Pfählen oder ſchaffen dieſelben aus den Schauern auf die Höfe. Die Andern trotzen kühn auf ihr hochſtehendes »bruchfreies« Haus, um vielleicht in Kurzem entſetzt zu erkennen, daß dieſe Fluth, höher als die frühern, ihre Wohnſtuben bis zur Hälfte füllen wird. Nun arbeiten ſie, bis zum Gürtel im Waſſer, das Verſäumte nachzuholen. Voll Schrecken gedenken ſie der möglichen Folgen dieſes eiskalten Bades; aber es iſt wunderbar, wie die geiſtige Erregung dieſe phyſiſchen Einflüſſe paralyſirt; vielleicht erkrankt nicht ein Einziger. Haben ſie aber ihre durchnäßten Habſeligkeiten auf den Boden geſchafft, da erkennen ſie ihren furchtbaren Irrthum erſt recht. Denn während Andere ſich längſt mit einem kleinen eiſernen Kochofen und Steinkohlen verſorgten, haben ſie, auf die Bruchfreiheit ihres Hauſes trotzend, für jede Erwärmung zu ſorgen verſäumt.

So iſt es an den Orten, wo die Fluthen allmählig anſchwellen, wohl erſt in einigen Tagen ihren Höhepunkt erreichen. Iſt es aber möglich, von dem Elende einen Begriff zu geben, da, wo der Strom durch den zerriſſenen Damm unmittelbar mitten in ein nahes Dorf ſtürzt? So war es bei den Dörfern Groß- und Klein-Montau und Kloſſowo im März 1855. Die hereinbrechenden Fluthen und Eisſchollen riſſen in Kurzem die Häuſer fort und ſchwemmten ſie der nördlichen Niederung zu. Die Menſchen retteten ſich zum Theil auf die Dächer und Schollen, mit denen ſie fortgetrieben wurden, oder auf die Bäume und den durchbrochenen Damm, wo ſie nun erſt recht rettungslos verloren ſchienen, da ſie ſich in der Mitte zwiſchen zweien Brüchen befanden und der Reſt des Dammes unter ihren Füßen wich. Das Vieh ertrank faſt ohne Ausnahme. Viele Menſchen verloren entweder ſofort in den Fluthen ihr Leben oder erſtarrten vor Froſt auf den ſchwimmenden Schollen, mit denen ſie dem Haff zugetrieben wurden. Jene genannten Dörfer waren bis auf wenige Ausnahmen von der Erde vertilgt und, was mehr ſagen will, ihr fruchtbarer, ſonſt das zwanzigſte Korn tragende Boden iſt eine Wüſte.

Wohl finden hier Göthe's Worte eine Anwendung:

> Was ſich ſonſt dem Blick' empfohlen
> Mit Jahrhunderten iſt hin.

Viele Fuß hoch bedeckt heute der Triebſand jene geſegneten Fluren; eine große Zahl von Hufen mit einem

Werthe von Hunderttausenden sind der Kultur für immer entrissen. Denn das ist das Furchtbare bei diesen Versandungen, daß der Verlust ein meist unwiederbringlicher ist. Wo ein Orkan gewüthet, erkennen wir nach wenigen Jahren kaum noch die Spuren der Zerstörung; auf einer Brandstätte erheben sich bald stolzere Gebäude als die waren, welche das Element vernichtete; selbst auf der Lavakruste gedeiht der Weinstock und üppiger als auf dem Felsboden, welchen der Gluthstrom bedeckte. Nur der Sand, selber unzugänglich für den Ackerbau, der Feind alles Kulturlebens, liegt über seiner Beute gleich einem Raubthiere und giebt sie nicht heraus.[81])

Land und Leute.

1. Land.

Das euch grimmig mißgehandelt,
Wog' auf Woge ſchäumend wild,
Seht als Garten ihr behandelt,
Seht ein paradieſiſch Bild.

In den beiden frühern Abſchnitten betrachteten wir das Weichſeldelta in ſeinen phyſiſchen Beziehungen zu dem Strome, der es bildete; wir ſahen, durch welche Maaßregeln es möglich geworden iſt, den alljährlich ſich wiederholenden Verheerungen, den Inundationen dieſes Stromes Schranken zu ſetzen, wahren feindlichen Invaſionen, bei denen die Dämme ſich gleichſam als die Wälle einer belagerten Feſtung — ſtets blokirt, häufig beſtürmt und zuweilen erobert — darſtellen.

Werfen wir jetzt einen Blick in das Innere dieſer »Feſtungen«.

Wenn wir von den Weichſelniederungen ſprechen, ſo verbindet ſich von ſelbſt damit der Begriff der Gleichförmigkeit, Uebereinſtimmung, Monotonie. Wer ein

Werder geſehn hat, glaubt alle zu kennen; wer im Poſtwagen von Dirſchau nach Marienburg, mit der Eiſenbahn nach Elbing gefahren iſt, vermeint die Natur dieſer Marſchländer verſtanden zu haben. Aber ſo iſt es nicht. Nur wenn wir dieſe fruchtbaren Ebenen der ſie umgrenzenden »Höhe« gegenüberſtellen; wenn wir gewiſſe charakteriſtiſche Erſcheinungen, welche ſich dort überall vorfinden, herausheben, erkennen wir dieſe Niederungen als ein übereinſtimmendes, gleichförmiges Ganzes an. Betrachten wir dagegen die einzelnen Theile derſelben, vergleichen wir das große Werder mit dem kleinen, die ſüdlichen höher gelegenen Landſtriche mit den nördlichen, die Mündungen der Weichſel in der See mit denen im friſchen Haff, ſo entdecken wir eine Fülle von Unterſchieden, die uns überraſchen und uns in unſerer vorgefaßten Meinung wankend machen. Man kann dreiſt behaupten, daß es in den Werdern Gegenden giebt, welche ſich nicht ähnlicher ſind als die Münchener Hochebene und die Holſteinſchen Marſchen. Und doch liegen jene ſo verſchiedenen Landſtriche oft nur wenige Meilen auseinander. Woher rührt der Unterſchied?

In einem Gebirgs- oder Hügellande müſſen ſchon ſehr bedeutende klimatiſche Verſchiedenheiten vorwalten, damit nahe belegene Landſtriche entgegengeſetzte Erſcheinungen darbieten, eine verſchiedenartige Kultur bedingen. An den Geſtaden des Bodenſees wächſt die Rebe und in den einige Tauſend Fuß höher gelegenen Thälern Appen-

zells nur noch ein kräftiges Alpengras. Beide Gegenden liegen räumlich ganz nahe, klimatiſch aber viele Breitengrade auseinander, weil die Wärme als allbelebendes Prinzip dort bedeutend, hier nur geringe iſt. In den Niederungen giebt es nicht weniger entgegengeſetzte Erſcheinungen. Der Weizenbau bildet in der Agrikultur den ſtärkſten Gegenſatz zu der Wieſennutzung. Dennoch bedarf es nur einer höhern Lage von wenigen Fußen, um ſchon Weizen ſäen zu können, während das unmerklich tiefer gelegene Wieſenterrain für dieſe Art der Nutzung vollkommen unzugänglich iſt. In den Gebirgen alſo werden Differenzen nur durch eine bedeutend höhere oder tiefere Lage bedingt, in unſern Niederungen aber ſchon durch einen Unterſchied, welcher dort vollkommen einflußlos ſein würde. Denn dort hängt die Kulturfähigkeit eines Striches von den klimatiſchen Bedingungen ab, hier von den ſtatiſchen; dort bedingt die Wärme das Wachſen feiner organiſirter Pflanzen, hier die größere Trockenheit; dort iſt die Kälte das ertödtende Moment, hier das Waſſer.

Wir hören deshalb in dem nördlichen, tiefer gelegenen Theile der Werder oft von einem obern Werder ſprechen, was nicht bloß die höhere Lage, dem Flußlaufe entſprechend, ſondern zugleich die größere relative Erhabenheit bezeichnen ſoll. In dieſem Sinne bilden die höhern Werdertheile ein »Oberland«, als Gegenſatz zu der tiefer gelegenen »Niederung«. Ja es giebt innerhalb

dieſer Bezeichnungen noch neue Unterſchiede. So bildet das Terrain am Ausfluſſe der Nogat und Weichſel, aus Sumpf, Land, Waſſer beſtehend, mit ſeiner amphibienartigen Halbnatur einen ſcharf ausgeprägten Gegenſatz gegen die Niederung des großen und kleinen Werders. »Neues Land« nennen es die Bewohner der ältern Alluvionen und blicken darauf mit einer Art von Verachtung, wie die römiſchen Patrizier auf die »homines novi«. Nach einigen Jahrhunderten, vielleicht auch Jahrtauſenden, wird dieſes neue Land nur noch in dem Sinne neu ſein, wie das heutige Neapel (Neuſtadt), und andere Sumpfſtrecken werden als »neueſtes« Land das ganze Gewicht der Verachtung zu tragen haben, bis endlich die weite Alluvialebene zwiſchen Elbing, Pillau und Königsberg (friſches Haff genannt, gleichwie man für den Boden des ausgetrockneten Haarlemer Meeres dieſen Namen beibehalten hat) viele Quadratmeilen fruchtbarſten Landes der Kultur zur Ausbeutung darbieten wird.[82])

Die höher und tiefer gelegenen Theile der Werder ſind für das geübte Auge an der verſchiedenartigen Behandlung des Landes durch Gräben, Eindämmung, an der beſondern Kultur und den, verſchiedene Vegetationsſtufen bezeichnenden, Pflanzen erkennbar. In den obern Theilen herrſcht nicht bloß durchweg der Ackerbau vor, das Land iſt auch nur ſelten von Kanälen und Gräben durchſchnitten. Wir betrachten die monotonen, unabſehbaren Getreideflächen mit demſelben dumpfen Hinbrüten

wie die meilenweite Schneedecke des Winters. Einzelne Höfe ſind ſeltener als in den eigentlichen Niederungen; die Wohnungen treten mehr zu Dörfern zuſammen, aus deren Mitte ſich das Symbol der Vereinigung, der Kirchthurm, erhebt. Anders iſt es in den tiefer gelegenen Werdern. Der größere Waſſerreichthum, dadurch hervorgerufen, daß die Ströme nicht noch tiefern Landſtrichen zufließen, ſondern in der See, dem Haff münden, deren Niveau wenig niedriger iſt als das anliegende Land; der »Rückſtau« aus dem Haff, welcher bei anhaltendem Seewinde den rückwärts tief ins Land dringenden ſogenannten »fliegenden Strom« erzeugt, — machen eine Umwallung der einzelnen Landſtücke, Eindämmung aller Arme der Weichſel und Nogat, ſelbſt eines jeden Grabens nothwendig, welcher mit den großen Gewäſſern in Verbindung ſteht. Ein Netz von Kanälen und Gräben bedeckt das ganze Land und theilt es in lauter mathematiſche Figuren, meiſt Vierecke.

Die Ufer der Gräben ſind mit Weidenbäumen oft in mehreren Reihen neben einander bepflanzt,[83]) welche man von Zeit zu Zeit ihrer Aeſte beraubt, um dieſelben theils zu Faſchinen, theils als Brennmaterial zu benutzen. Dieſer ſonderbare, lebensfähige und zähe Baum beſtimmt die eigentliche Phyſiognomie dieſer Gegenden. Wie in Oſtpreußen die — jetzt von der Nonnenraupe verwüſtete — Tanne, in Dänemark die Buche, auf der genueſiſchen Riviera di Levante der Oelbaum den land-

ſchaftlichen Charakter bedingen, ſo hier die Weide. Biegſam wie ihre Zweige, zäh wie ihr Baſt treibt ſie ihre grünlich-grauen Blätter, wo nur ein wenig Feuchtigkeit im Boden ihr eine dürftige Nahrung verſtattet. Heimiſch in allen Zonen begrüßt ſie uns als alter Bekannter, wir mögen unſern Fuß hinſetzen wohin immer wir wollen. In unſerer Jugend haben wir beim erſten Sonnenblicken des Frühlings ihre Schäfchen — »Palmen« — als Präſervativ gegen das kalte Fieber gegeſſen (dieſe Wirkung legt das Volk ihnen bei), ihre Zweige in einem Topf mit Waſſer auf den warmen Ofen geſtellt, um am Palmenſonntage die Schäfchen in voller Blüthe und die Blätterknöspchen ſich öffnen zu ſehen, am erſten Oſterfeiertage aber mit den Ruthen Oſtern »ſchmecken« zu laſſen. [84])

Später haben wir von den vollſaftigen Zweigen die Rinde durch Klopfen gelöſt, abgezogen und zu Pfeifen verwendet. Wir bohrten achtlos einen Stecken in die Erde und nach wenigen Jahren finden wir einen Baum. Die Nachtigallen brüten in den dichtverſchlungenen Weidengebüſchen gerne; an den Gräbern hangen ihre wallenden »Haare« herab und ſchlagen im Winde an einander; wir gedenken der klagenden Schweſtern Phaëtons.

Wenn der Baum ſeine luftige Krone zum Himmel ſtreckt, dann kommt die Axt und »kappt« die glatten Zweige. Aber nicht alle von ihnen werden dem Feuertode gewidmet. Die größern grünen bald als neue Bäume, beſchatten Gräben und Straßen und vergeſſen

des Mutterbaumes, um bald ſelber Aeſte zu jüngern Bäumen zu liefern und auch »gekappt« zu werden. Gleich dem Maulbeerbaum, der neue und neue Blätter treibt, wie oft man ſie auch als Futter für die Seidenraupe ihm nehme, treibt der Weidenbaum nach jeder neuen Beraubung ſeiner Krone friſche Zweige. Aber bald trägt er die Narben der wiederholten Verſtümmlung; wo die Axt ihn traf, entwickelt ſich ein unförmlich dicker Kopf, phantaſtiſche Geſtalten wachſen aus ihm heraus, Erlkönigs Töchter ſchauen aus den »alten grauen Weiden.« Während deſſen hat ſich ſein Stamm nach Außen immer mehr erweitert und Innen wie ein Röhrenknochen eine Höhlung erhalten, in welcher »das Weidenmännchen« ſitzt. Endlich berſtet das weiche Holz des Stammes; erſt klafft nur eine Wunde, dann giebt es einen Riß bis zur Wurzel. Nun legen ſich die Seiten auseinander; wunderliche Spaltungen erzeugen die phantaſtiſcheſten Formen; einzelne Theile des Stammes löſen ſich ganz los, auf andern wachſen Gräſer, ſelbſt Bäumchen; das weiße Mark tritt hervor und leuchtet phosphoreszirend im Mondſchein. Da kommt der Hirte, den es im Herbſte friert, zündet muthwillig in der Höhlung des Stammes trockenes Gras an, und das Mark des Baumes, die ganze ſchwammige innere Decke verbrennt, verkohlt. Trotzdem grünt der Baum weiter fort, vielleicht noch manches Jahr, bis er in den Ofen wandert.

Was wäre der Süden ohne ſeinen Oelbaum, was der Norden ohne ſeine Weide! Der eine aber iſt geprieſen wie kein zweiter Baum; die ihn pflanzende Athene beſiegte den mit ihr ſtreitenden Poſeidon; ſeine Zweige ſind das Symbol des Friedens in der Bibel und bei den Griechen. Die Weide, ein Aſchenbrödel unter den Bäumen, iſt verachtet, und doch ähnt ſie in ihrer äußern Phyſiognomie dem Oelbaum, man könnte ſie faſt mit einander verwechſeln. Vielleicht iſt es eben dieſe Aehnlichkeit, was ihr dieſes Loos bereitet. Und noch eine ſonderbare Erſcheinung kommt, wie in den Oelwäldern des Südens, ſo auch bei dieſen Weiden der Niederung vor. Das grünliche Grau der erſtern, das grauliche Grün der letztern geben der Gegend eine Monotonie, eine Düſterkeit in der Färbung, welche ſelbſt der blaueſte Himmel nicht aufzuheben vermag. Das Auge verliert ſich in dieſer Wüſte. Da kommt der Menſch und baut ſein Haus hinein; im Süden wählt er dazu den grauen Kalkſtein, im Norden das Holz der Fichte. Beide Materialien würden nur die Monotonie vergrößern, denn auch das graue Schieferdach und das dunkle Strohdach vermehren das Triſte dieſer Farbenharmonie. Da greift der Menſch zum Farbentopf und bemalt Wände, Giebel, Dachſpitzen, Zäune und Thore mit einem Kolorit, welches uns alle Regenbogenfarben entgegen ſtrahlt. Grün, Gelb und Blau, vor Allem aber ein glühendes Roth blendet unſer verwirrtes Auge. Entſetzt wenden wir

uns von dieſer Geſchmackloſigkeit ab, um bald zu erkennen, daß auch in dieſem Farbenchaos eine Harmonie liege. Wo die Natur keine Farben gab, erſetzt ſie der Farbentopf; das fühlt der Bewohner der Riviera di Levante gerade ſo wie der Niederunger. Daher finden wir dort und hier mit Recht die Häuſer von Oben bis Unten mit den grellſten Farben, oft geſtreift nebeneinander, überpinſelt. Der Menſch könnte ſonſt die Monotonie nicht ertragen. Auch der Araber liebt entſchiedene Farben, ſtrahlende Kleidungen als Gegenſatz zum gelblichen Grau ſeiner Wüſte. Nicht bloß die einzelnen Farben haben ihre komplementären Farben, auch die Farbenarmuth verlangt als nothwendigen Gegenſatz den Farbenreichthum. Dieſer Mannigfaltigkeit und Buntheit gegenüber von Geſchmackloſigkeit zu reden, bedeutet nichts als die Verkennung eines optiſch-äſthetiſchen Geſetzes. [85])

---

2. Leute.

Hier iſt das Wohlbehagen erblich,
Die Wange heitert wie der Mund;
Ein Jeder iſt an ſeinem Platz unſterblich,
Sie ſind zufrieden und geſund.

Göthe, Fauſt.

Ob die fruchtbaren Marſchen im Weichſeldelta ohne Dazwiſchenkunft des Deutſchen Ordens heutzutage von

Vidivariern, Aiſthiern, Lithauern, Wenden oder Polen bewohnt ſein würden, ob die daſelbſt herrſchende Völkerſchaft die heutige Kultur hervorgerufen, das Land zu dem gemacht haben würde, was es iſt, — das ſind Fragen, die ſich füglich nicht beantworten laſſen. Aber Eines wiſſen wir, daß dieſe Landſtriche nicht geſchicktere, zäher ausdauernde, fleißigere Koloniſten erhalten konnten als ihnen in der That zu Theil geworden ſind.

Was den heutigen Holländer, das zeichnet auch die Bewohner unſeres Weichſeldeltas aus. Eines Stammes mit ihnen, aus den Marſchen Frieslands, dem Niederſächſiſchen, oder gar aus Flamland herkommend, kannten ſie nicht nur die Natur des Bodens, welchen ſie kultiviren ſollten, ſeine Ertragsfähigkeit, ſeine »Dankbarkeit«, ſie brachten auch die dort gezogenen vortrefflichen Thierracen, die geeignetſten Ackerinſtrumente, welche noch heute hier vorherrſchen,[86]) mit ſich. Vor Allem aber beſaßen ſie die den bataviſch-niederſächſiſchen Bauer auszeichnende Sicherheit, Stätigkeit und Konſequenz, — welche von ſo Vielen für ein bloßes Phlegma gehalten wird, — jene Unerſchrockenheit, Energie und Tapferkeit, jene Zähigkeit, welche die holländiſchen Dünen zum Stehen gebracht, Sümpfe entwäſſert und Meere trocken gelegt hat. »Flämiſch« nennt man einen etwas ungeſchlachten Burſchen noch heute in der Provinz Preußen, womit man aber zugleich die Anerkennung des Gewichtigen und Energiſchen verbindet.

Die meiſten der Fremden, welche dieſe Niederungen beſuchen, ſehen in dem ſichern, faſt eigenſinnigen Beharren, dem Mangel an Rührigkeit, der zur Verzweiflung bringenden Ruhe, der feſtgewurzelten, einen entſchiedenen Schwerpunkt behauptenden Haltung des Niederungers wohl gar den Ausdruck einer trägen Beſchränktheit. Es kann keinen größern Irrthum geben. Der Niederunger iſt träge wie das Waſſer mancher ſeiner faſt unergründlichen Flüſſe. Jener über Steine hüpfende Bach verurſacht unzweifelhaft ein größeres Geräuſch, aber im Hochſommer trocknet er vielleicht aus. Der Niederunger iſt auch ſchlau; man ſieht das bei jedem Handel; ſelten wird er der Hintergangene ſein. Seine Behäbigkeit, die Sicherheit des Beſitzes, die Leichtigkeit des Erwerbes durch den Boden nehmen ihm die Energie eines in die Weite ſtrebenden Begehrens. Das Erworbene genügt ihm. Darum iſt er aber noch nicht träge. Er bildet darin ein wunderliches Seitenſtück zum Lazzaroni an der Chiaja. Jener arbeitet nicht, weil er Alles beſitzt; dieſer ruht, weil er Nichts braucht. In dem einen oder dem andern Falle von Faulheit zu ſprechen iſt ein Irrthum.

Der Niederunger iſt demokratiſch und konſervativ zugleich. Demokratiſch in dem Sinne wie es auch der Nordamerikaner iſt. Nur dem Beſitzenden und vorzugsweiſe den Grundbeſitzern geſteht er die volle Gleichberechtigung zu. Daher die Mißachtung der bloßen »Arbeit«,

welche die neuern National-Oekonomen zu einer Gottheit machen möchten, mithin der Inſtleute, Lohnarbeiter und Dienſtboten, ja ſelbſt der Handwerker. Zu Hochzeiten und Begräbniſſen werden allerdings auch die Letztern eingeladen, auch finden dieſelben ſich rechtzeitig ein, jedoch nur, um — die Gäſte zu bedienen; die Dienſtboten würden dazu nicht würdig genug erſcheinen. — Noch bis in die neueſte Zeit duldete die Sitte nicht einmal, daß der Sohn eines »Hofbeſitzers« mit der Tochter eines Handwerkers tanze.

Der Grundbeſitz iſt nicht bloß an und für ſich konſervativ, er wird es da um ſo mehr ſein, wo er von jeher frei war. Die von ihren Gutsherren gedrückten Bauern der »Höhe« mögen allenfalls ein demokratiſches Element in ſich tragen, weil ſie einſt gelitten haben und nur ſozial von der ſie zwingenden Macht befreit, ihr aber noch immer zinspflichtig ſind. Anders aber die Kölmer der Niederung (von der Kulmer Handveſte, dem Geſetzkodex des Ordens, ſo genannt).

Nach der Eroberung durch den Orden kam es darauf an, ein wüſt gelegenes Land zu bevölkern; große natürliche Reize lockten nicht; jeder Anſiedler mußte auf Urbarung von Wäldern, auf feindliche Ueberfälle u. ſ. w. gefaßt ſein. So konnte der Orden nicht umhin, politiſche und ſoziale Vortheile als Prämie anzubieten. Dem freien deutſchen Bauer aus dem damals ſchon dicht bevölkerten Friesland ward deshalb ein gänzlich freies in ähnlichen

Niederungen liegendes Beſitzthum eröffnet, mit Ueberfluß an gutem Boden; der hörige Bauer wurde durch Annahme des Kreuzes ein freier Mann und bekam ein freies oder doch nur mild abhängiges Grundſtück. Ganz anders in Livland, wo der Orden von der See anfing im Gefolge des Handels und enge verbunden mit Riga und Reval. Hier galt der Vertilgungskrieg nur den frühern Herren des Landes, mehrentheils finniſcher Abkunft; die Hauptmaſſe der Nation, die friedlichen längſt unterjochten Letten, ſchloſſen ſich bald an die Deutſchen und Chriſten an. Hier wurden deshalb als Koloniſten faſt nur Ritter und Städter zugelaſſen, auf dem Lande herrſchte der große Güterbeſitz mit leibeigenen Bauern vor. Eigentlich deutſch ſind nur der Adel und der Bürgerſtand.[87])

Ein vorherrſchender Charakterzug unſeres Niederungers iſt wohl die Pietät. Der Landesherr hat keine treuern Unterthanen. Vorzüglich iſt es aber der Geiſtliche, welcher den Mittelpunkt einer warmen Verehrung bildet. Sein fixirtes Einkommen, namentlich das der proteſtantiſchen Geiſtlichen, iſt nicht groß, wird aber mehr als verdoppelt durch die zahlreichen Geſchenke, welche ihm zufließen. Bald ſind es zu gewiſſen Zeiten ſich wiederholende Geſchenke wie die ſogenannten Erntefuder, bald außergewöhnliche Gaben. Sobald ſie von einem Gaſte des Pfarrers hören, verſorgen ſie aufs Reichlichſte die Küche deſſelben. Kein Feſt kann begangen

werden, ohne daß der Pfarrer bei demſelben nicht den Ehrenplatz hätte; kein Thier wird geſchlachtet, ohne daß ihr Seelſorger ſich nicht eines überſandten Bratens erfreute. Darum iſt aber der Geiſtliche in der That noch ein Seelenhirt, kein bloßer regiſtrirender Civilſtands-Beamter; ſeine Achtung iſt eben ſo groß wie ſein Einfluß.

Die Familie hängt mit außerordentlicher Hingebung und Innigkeit an einander. Darauf deutet ſchon der Ausdruck »Hausgeſinde« hin, welcher die Familie mit Ausſchluß der Dienſtboten bezeichnet. Aber auch weiter wird die Verwandtſchaft bis zu den entfernteſten Graden feſtgehalten und unter dem allgemeinen Begriffe von »Nichtenſchaft« zuſammengefaßt. »Wi ſönn Nichte tohoop« — wir ſind Nichten zuſammen — iſt eine häufig wiederkehrende Redensart, welche dieſe entfernte nicht mehr nach Graden zu beſtimmende Verwandtſchaft eben ſo bei Frauen wie bei Männern bedeutet.

Mehr noch als das innige Familienleben zeugt wohl die Naivität und Ungenirtheit im Umgange der jungen Leute für eine große Reinheit und Unverdorbenheit der Sitten. Vor Jahren ſchon erfuhr ich einmal von einem Poſthalter in Graubünden etwas über die dortigen »Maiſeſſen«, bei denen junge Männer und Mädchen beim Beginn des Sommers auf eine Alpe ziehen, dort den Tag mit Spielen und Tanzen hinbringen und Abends nach Hauſe zurückkehren. Aehnlich iſt es auch hier in der nordiſchen Niederung. Sehr oft geben ſich

die jungen Leute Gesellschaften, bei denen nur das eine Gesetz waltet, daß keiner der Aeltern daran Theil nehmen dürfe. Wo aber solche gemischte Gesellschaften von »Alten« und »Jungen« stattfinden, da ziehen sich die Jungen bald in ein besonderes Zimmer, meist auf den Boden, zurück, um ungestört daselbst zu tafeln, zu scherzen und zu tanzen. Der »Kuß in Ehren« ist hier noch eine liebenswürdige Thatsache, gerade so wie ich in dem Gasthause zur Sonne beim Rigi-Klösterli vor einigen Jahren noch die Pfänderspiele mit ihrem »Schinkenschneiden« und »breiten Steine« in vollster Naivität spielen sah und mitspielte.

Von außerordentlichem Interesse ist das Ceremoniell bei Verlobungen. Wenn das »Schinkenschneiden« zu einer »ernstlichen« Neigung geführt hat, von dem Hause des Bräutigams auch eine leise Andeutung zu dem Hause der Braut gekommen und hier nicht zurückgewiesen ist, so sattelt an einem — nicht schönen Morgen, sondern an einem — Diens- oder Donnerstage (womit euphemistisch gleich das ganze künftige Schicksal des Ehemanns angedeutet zu sein scheint) der Knecht einen Hengst (auch hierin giebt es keine Wahl). Der Herr in seinem besten Rocke besteigt denselben und reitet zu dem Hause der Braut. Dort empfängt ihn Niemand; er selber bindet das Pferd an, tritt hinein und wird weder, wenn er sich entfernen will, zum längern Verweilen genöthigt, noch erhält er — was sonst sofort geschehn würde —

Speiſe und Trank. Nach kurzem Zwiegeſpräch empfiehlt er ſich; Niemand begleitet ihn über die Schwelle. — Acht Tage ſpäter (wiederum an einem Diens- oder Donnerstage — es muß nämlich ein ſogenannter »Fleiſchtag« ſein) reitet er nochmals vor Liebchens Haus. Nun wird er empfangen, ſein Pferd in den Stall geführt und dort gefüttert; er ſelber bleibt bis zum Abende und wird trefflich bewirthet. Hiemit iſt er in den Schooß der Familie aufgenommen. Wenige Tage darauf findet die Verlobung Statt, zu welcher der Bräutigam jetzt mit dem ſchönſten Wagen, den prächtigſten Pferden, neuem Geſchirr und in beſten Kleidern kommt. Nun machen die Verlobten in eben dieſem Wagen ihre Viſiten. Bald folgt auch die Hochzeit. Noch einmal thront der Eheherr in aller Majeſtät und Schönheit, dann werden Kleider, Geſchirr, Kutſcher-Livree in den Schrank gehängt und der Herr lenkt fortan — die Roſſe ſelber. Mit mathematiſcher Genauigkeit wickeln ſich dieſe Ereigniſſe ab. Den Sonntag nach der Verlobung findet das erſte Aufgebot, drei Wochen ſpäter — wieder an einem Diens- oder Donnerstage — die Hochzeit Statt, den Sonntag darauf aber die »Nachhochzeit«. Fleiſchtag, Hengſt, Livree — Alles iſt vorgeſchrieben. Zur Hochzeit ergeht eine kurrendenartige Einladung, welche der »Umbitter« in einem Futteral von buntem Papier trägt, während bei Begräbniſſen[88]) dieſes Futteral von ſchwarzer Farbe iſt. Unerhört wäre es, an dieſen Gebräuchen zu rütteln.

Der Unglückliche würde behandelt werden wie ein Ruchloſer, welcher bei einem Eisgange den Damm durchſtechen wollte.

Wer zweifelt noch an dem konſervativen Geiſte dieſer Niederunger!

Berüchtigt iſt auch ihr Luxus. Die ſchwerſten und koſtbarſten Seidenſtoffe ſind hier bei Feſten ganz gewöhnlich. [89]) Zu einer Hochzeit wurden die beſtellten Kuchen aus Danzig mit einem vierſpännigen Wagen abgeholt und an Wein ſechshundert Flaſchen getrunken. [90])

Ein Hofbeſitzer (in neuerer Zeit nennen ſie ſich gern Gutsbeſitzer) hatte drei Töchter. Die älteſte derſelben wurde auf ein halbes Jahr nach Danzig geſchickt, um die höhere Aus- und Einbildung zu erlangen, und brachte auch — als Sündenbock für ihre Studien — einen neuen Flügel in das älterliche Haus zurück. Nun verlangten die beiden jüngern Schweſtern aber nach einem gleichen »Spielzeug«, und da es die Mutter wollte, ſo mußte der Vater richtig noch zwei Inſtrumente, zu vierhundert Thaler das Stück, kaufen. Leider hatte man aber die Lokalitäten nicht genug berückſichtigt; die beiden Flügel mußten auf den Speicher wandern und ſtehn ſo lange da bis die Töchter ſich verheirathen werden.

In frühern Zeiten mochte es faſt noch ärger ſein. Ein Bauer in Nickelswalde auf der Danziger Nehrung bewirthete einſt den deutſchen Hochmeiſter mit deſſen Gefolge und bot ihnen ſtatt der Stühle Bänke an, deren

Stützen aus Tonnen beſtanden. Die Gäſte waren nach beendigtem Mahle nicht wenig erſtaunt, elf davon vollſtändig und eine zur Hälfte mit Geld gefüllt zu ſehen. Der Hochmeiſter ſchenkte dem Bauer die fehlende Hälfte, um ſagen zu können, er habe Bauern, welche eine Laſt Geldes beſäßen.

Berüchtigt wegen ihres Uebermuthes waren die Bewohner von Groß- und Klein-Lichtenau, von denen erzählt wird, daß ſie ums Jahr 1400 einen trunkenen Mönch in einen Sack geſteckt und in den Rauchfang gehängt hätten, »bis er Eier legen würde«. Einen pilgernden Jakobsbruder, der ſie wegen ihrer Hartherzigkeit ſchalt, ſollen ſie theils aus Muthwillen, theils aus Fahrläſſigkeit an einem Bratſpieße verbrannt, und einen Keſſelflicker drei Tage lang in ein gefallenes Pferd genäht haben. Ihren Geiſtlichen forderten ſie auf, einer Sau die letzte Oelung zu geben, und den Hauskomthur von Neuteich nagelten ſie einmal mit dem Barte an die Thüre. [91])

Noch andere pikante Züge von dem Uebermuthe der »Werderſchen« aus dem ſiebenzehnten Jahrhundert erzählt Hartwich. [92]) Ein »Schandmaul« antwortet ſeinem Seelſorger, welcher ihn zur Buße ermahnt: »Mein lieber Herr, ich frag den Teufel nach der Buße.« — Wer nicht ganze »Halben« und »Stöfe« auf einmal ausſaufen kann, der iſt ein Schurkenbauer, der muß hinter der Thür ſitzen bleiben. — »Wir haben«, —

ſchreibt Herr Walther Magirus, Prediger in Wernershof, — »auch ſolche ungeſchliffene Rülzen in dieſem großen Marienburgiſchen Werder, die der Teufel alſo eingenommen, daß ſie ungeſcheut ſagen dürfen: Wer einmal todt iſt, der wird wohl todt bleiben und nicht wieder auferſtehn.« — Mordthaten ſind an der Tagesordnung, gerade wie in der allerneuſten Zeit; auch kommen vielfache Brandſtiftungen vor, wofür die Thäter zu Tode »geſchmäuchet« werden. — Höchſt charakteriſtiſch iſt folgende Anekdote. Anno 1657 will ein geiziger Mann zu Blumenſtein ſeinen Weizen verkaufen, und da er nicht ſo viel erhält als er wohl verhofft hat, geht er auf den Söller — und erhenkt ſich.

Heinel erzählt,[93]) eine weitläufige Verwandtin habe am Anfange dieſes Jahrhunderts ſeine Mutter einmal um Rath gefragt, welches Silbergeräth ſie ſich wohl noch anſchaffen könne, da ſie bereits Kaffee-, Thee- und Tiſchgeſchirr aus Silber beſäße, ja ſelbſt die Verzierungen ihres Wagens und der Pferdegeſchirre aus dieſem edlen Metalle beſtänden. Als die Gefragte keine Antwort zu geben wußte, ging ſie hin und beſtellte ſich ſilberne — Spucknäpfe.

Die Franzoſen wußten ſich im Jahre 1806 dieſer Schätze mit großem Geſchick zu bemächtigen; namentlich richteten ſie ihre Aufmerkſamkeit auf die ſtark vergoldeten Wetterfahnen, welche auf den »Höfen« der reichen Beſitzer prangten.

Zum Schluſſe dieſes Abſchnittes mögen noch einige beſondere Ausdrücke und Redensarten, welche in der Niederung gebräuchlich, Platz finden. [94])

Die Aſche vom Strohfeuer — man brennt nämlich vorzugsweiſe Stroh, Schilf und Dünger, auch wohl Torf, welcher oft in weiter Tiefe, wie z. B. beim Graben des Weichſel-Haff-Kanals, gefunden iſt — heißt Aeſel; ſie giebt eine vortreffliche Lauge. Der Küchenjunge, welcher die Strohbündelchen einzeln ins Feuer zu werfen hat, wird Paſerjunge genannt. Der erſte Knecht in einem Hofe iſt der Knecht — der zweite heißt Futterrock. — Schiffen — zu Markte fahren, auch wenn es mit Wagen geſchieht. Urſprünglich mochte dieſes allerdings nur zu Waſſer geſchehn ſein. — An das Holländiſche erinnern viele Ausdrücke ein trecken, — ziehen; daher Trecktopp — Theekanne. Auch die Sitte der Frauen und Mädchen zu Markte — ſelbſt zur Kirche — auf Schlittſchuhen zu kommen, iſt ganz holländiſch. — Keſt, Keſting (wahrſcheinlich von Koſt) bedeutet ein Feſt; daher: Schweinekeſt, Rindkeſt (das Feſt beim Schlachten von Schweinen oder Rindern); Fenſterkeſt (das Feſt zur Einweihung eines neuen Hauſes). Kindelbier — Kindtaufsſchmaus. Machandel — Wachholderbranntwein (holländiſch Genever, engliſch gin); er wird oft mit Zucker verſüßt getrunken und dann in einem Glaſe mit einem Stöckchen zum Umrühren vorgeſetzt. Daher fordert man: »Machandel mit dem

Knüppel« und »ohne Knüppel«. Uterſpann bringen — neue Pferde bringen; beim Pfluge arbeitet das Viergeſpann immer nur vier Stunden; die Redensart wird aber auch figürlich gebraucht. Schubjack ein Pfahl mitten auf einer Weide, damit ſich das Vieh daran reiben, »ſchuben« könne; außerdem ein Schimpfwort.

Bei der Anrede gebraucht man ſtets das Wort Herr und Frau vor dem Namen oder Titel, ſelbſt da wo man ſich mit Du anredet. »Fruh Spohde häſt Du? — Herr Ring böſt Du? — Herr Dikſchwoar geiſt Du?« (Dikſchwoar iſt Deichgeſchworner). — Dieſer Gebrauch iſt ganz polniſch und ſtammt wahrſcheinlich aus der Zeit der polniſchen Oberhoheit her.

Eigenthümlich iſt die Bezeichnung der Krüge, es ſpricht ſich darin oft ein derber Humor aus: Kukuks-, Fähr-, Paras-, Wanzen-Krug; Vollicht und als deſſen Gegenſatz ein Neulicht, rothes Strümpfchen, ſteifer Finger, lahmer Fuß (beide nach den Gebrechen des Wirthes), Schiffsruh, Milchbude, Jeruſalem, Gänſekrug, der letzte Groſchen.

Die Inſeln in den Strömen, namentlich an deren Ausmündungen im Haff, heißen Kampen. Ob dieſes Wort, welches übrigens in ganz Norddeutſchland gebräuchlich iſt, von dem lateiniſchen campus herkommt, iſt ſehr fraglich. Bei der Mündung der Elbinger Weichſel giebt es folgende Namen von Kampen: Steerbuden- (Störbuden), Neukriegers-, Groſchken-, Nothdurft-,

Laſchken-, Horn-, Heckers-, Schweinkampe. Eine heißt Abgunſt. Die Kanäle zwiſchen dieſen Kampen heißen Rinnen (Rönnen), z. B. Seehunds-, Stintrinne. — Vorfluthen, Laaken (Lachen) werden die Abflüſſe der Niederungen genannt; ſo heißt die kleine Schwente anfangs Seelaake. — Unter Schnecken verſteht man Windmühlen zum Abmahlen, Ausſchöpfen des Waſſers, bei welchem daſſelbe durch eine Schraube (Schnecke) herausgeſchafft wird. In neuerer Zeit benutzen manche Kommunen dazu Dampfmaſchinen. Dieſe Windmühlen beſtimmen nächſt den Weiden ganz beſonders den Charakter der Niederung, gerade ſo wie in Holland. Während ſonſt Alles unſäglich ſtill, monoton und leblos daliegt, kein murmelnder Bach die tiefe Ruhe unterbricht, repräſentiren dieſe vom Winde gedrehten Flügel das Leben, die Bewegung.

Für den denkenden Menſchen iſt nichts intereſſanter, als die Uebereinſtimmung der menſchlichen Sitten und Einrichtungen unter den verſchiedenſten Himmelsſtrichen, und gerade je einfachere Verhältniſſe ſie betreffen, um ſo wunderbarer iſt es doch eigentlich. Wie in Rom auf der piazza montanara ſich die Sabiner und Volsker an den Sonnagen für die ganze Woche zu Feldarbeiten verdingen, ſo findet in Marienburg jeden Mittwoch und Sonnabend, namentlich während der Erntezeit, ein »Menſchenmarkt« Statt. Aus fernen Gegenden, bis aus Maſuren kommen dazu die polniſch redenden Arbei-

ter mit Weib und Kind, ihre geringen Habseligkeiten mit sich führend; ein Theil von ihnen verdingt sich zu den Feld-, ein anderer zu den Eisenbahn- und Deicharbeiten.

So fand ich auch die in der Romagna gebräuchlichen gewöhnlichen Spazierwagen ganz so eingerichtet wie die »Kastenwagen« in unserer Niederung; und als ich einst am Comersee bei Varenna eine Frau mit ihrem Kinde sitzen sah, welche zusammen aus einem Schälchen Polenta (gekochten Maisbrei) mit kalter Milch aßen, mußte ich lächelnd jener gewöhnlichen Speise des Niederunger Arbeiters gedenken, der gleichfalls den gekochten Grützbrei mit Milch genießt. Denn mögt ihr sagen was ihr wollt, nicht in dem Außergewöhnlichen, dem Sonderbaren, nicht in dem Großen, nein in der Uebereinstimmung, in dem Parallelismus, in dem was sich von selbst versteht, woran wir täglich vorübergehen, liegt das Tiefste verborgen. Wir müssen nur das Auge dafür haben.

Der Kampf um die Montauer Spitze.

Wie oft ſchon wiederholt ſich's! Wird ſich immerfort
Ins Ew'ge wiederholen ....

Göthe, Fauſt.

Ich habe einen alten Onkel, einen etwas eigenſinnigen Gutsbeſitzer, der grenzt mit ſeiner Wieſe an die eines andern, eben ſo eigenſinnigen Beſitzers. Die Grenze bildet von Alters her ein munteres Mühlenflüßchen, welches ſich ins friſche Haff ergießt. Mit einem Male — es war gerade im März in der Schneeſchmelze — fiel es dieſem Flüßchen ein, ſich einen Weg durch das Territorium meines Onkels zu bahnen. Der half ein wenig mit dem Spaten nach, in Folge deſſen das alte Flußbett verſandete, und freute ſich über den Alleinbeſitz des Flüßchens, welches viel Sand mit ſich führte und in wenigen Jahren eine prächtige Alluvion ſchuf. Nun regte ſich aber der Neid und Aerger bei dem Nachbar, dem dieſe Alluvion verloren ging; er reinigte das Grenzflußbett und lenkte die Waſſer in die alte Bahn. Mein Onkel zog nun aber ein Dämmchen gegen dieſes ältere

Bett, — Jener räumte es fort; — es entwickelte ſich ein Prozeß, der bis zum Obertribunal ging, — was die Leute »an den König gehn« nennen; mein Onkel verlor in letzter Inſtanz, nachdem er in zweiter gewonnen, mußte über hundert Thaler Koſten bezahlen — weil der Streitgegenſtand, obwohl nur wenige Silbergroſchen werth, auf mehrere hundert Thaler angegeben war — und hat den Aerger obendrein, zu ſehn, wie die Wieſe des Nachbars ſich von Jahr zu Jahr vergrößert.

»Was dieſer Streit mit dem Kampfe um die Montauer Spitze zu thun hat?«

Er iſt ſeine Parodie.

In der Geſchichte der Weichſel ſtellt die Nogat jene Schmarotzerpflanze dar, jenen Epheu, der einen kräftigen Baum umrankt, überwuchert, tödtet.

Bis zur Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts bildete die Weichſel, was ſie von jeher geweſen, den Hauptſtrom, der ſich beim Danziger Haupte in die bekannten beiden Arme theilte. Bei der Montauer Spitze ſonderte ſich nur ein kleiner Theil der Waſſer, verglichen mit dem Hauptfluſſe, ein ſchmaler Arm von vier Ruthen Breite und vier Fuß Tiefe — die Nogat — ab, um Marienburg vorbeizufließen und theils kurz vor Elbing in dem Elbingfluß, theils geradezu in dem friſchen Haff zu münden.[95]) Die Danziger hatten noch dazu im Jahre 1506 heimlich und zur Nachtzeit die Montauer Spitze durch-

ſtechen laſſen und daher Ueberfluß an Waſſer;[96]) Seeſchiffe gingen weit ſtromaufwärts. Aber die Marienburger und Elbinger beneideten jene um ihren Reichthum. Sie wußten es bei dem polniſchen Hofe auch dahin zu bringen, daß ihnen die Durchſtechung einer Inſel (Kampe), welche den ſtärkern Abfluß der Waſſer in die Nogat hinderte, zugeſtanden wurde. Danzig proteſtirte ſofort, worauf der König verfügte, daß erſt eine Kommiſſion an Ort und Stelle eine Unterſuchung anſtellen, bis dahin aber die Durchſtechung ruhen ſolle. Trotz dieſes Befehles nahm der Kulmer Woywod Koſtka die Arbeit vor. Durch weibliche Dienſtboten — woher der Kanal auch der Mägdegraben heißt — ließ er die Kampe durchſtechen und leitete ſo einen größern Theil der Waſſer in die Nogat. In wenigen Jahren verminderte ſich das Fahrwaſſer in der Weichſel um die Hälfte. Dieſes geſchah im Jahre 1554,[97]) genau einhundert Jahre nach dem Abfalle Danzigs vom Orden, unter deſſen Herrſchaft es ſeine Blüthe gehabt hatte und nunmehr verlieren ſollte. Denn die polniſchen Großen, von Neid gegen die mächtige Hanſeſtadt erfüllt, wollten deren Macht durch Hebung Elbings auf jede Weiſe untergraben.

»Es erweiterte ſich der Mägdegraben durch die Gewalt des Stromes immer mehr. Seine Breite war von vier bis auf ſechszehn Ruthen, ſeine Tiefe von vier bis auf vierzehn Fuß gewachſen, und faſt die ganze Waſſermenge des Fluſſes ging durch dieſen Graben in die No-

gat. Das Danziger Fahrwaſſer hatte ſchon vier Ellen von ſeiner Tiefe verloren und ſchien allmählig ganz zu verſanden. Darum wurde 1581 ſehr ernſtlich von dem Rathe auf die Zuſchüttung des Grabens gedrungen. Aber drei Jahre lang mußte man dieſe Beſchwerdeführung wiederholen, ehe es dahin kam, daß eine Kommiſſion ernannt wurde, die das Uebel an Ort und Stelle unterſuchen und ſodann ein Gutachten einreichen ſollte. Dieſes Gutachten ging darauf hinaus, daß der Graben zwar bleiben könne, aber auf ſeine anfängliche Breite zurückgebracht werden müſſe und daß die Danziger durch ein den Strom abſtoßendes Bollwerk oder »Haupt«, zu deſſen Errichtung Elbing die Hälfte des Koſtenbetrages zahlen ſollte, ſich den größern Theil der Waſſermaſſe zuführen möchten. Beide Städte waren mit dieſer Entſcheidung nicht zufrieden, und da alles Proteſtiren nicht fruchtete, ſah ſich Danzig endlich genöthigt, jenes Haupt ſchlagen zu laſſen, drang aber lange vergebens auf die Zahlung des Beitrages, den Elbing zu geben hatte.« [98])

Indeſſen wollten auch dieſe Maaßregeln wenig bedeuten. Die Hauptmaſſe des Stromes floß nach wie vor in die Nogat. Die Dämme derſelben waren aber auf einen großen Waſſerdruck nicht eingerichtet. Als dieſelben nun im Jahre 1611 dem Andrange wichen und die Elbinger Niederung überſchwemmt wurde, erhoben nicht bloß Elbing, ſondern auch mehrere der davon betroffenen

Städte laute Klage.[99]) Königliche Kommiſſarien konſtatirten die Schädlichkeit des Kanales und beſtimmten die Größe der von den einzelnen Städten Behufs deſſen Verengung zu entrichtenden Summen. Da aber die kleinern Städte ihre Beihülfe verweigerten, ſchritten Danzig und Elbing gemeinſchaftlich zur Ausführung, verengten den Graben und ſchlugen der Montauer Spitze gegenüber, auf dem rechten Ufer der Weichſel am weißen Berge ein Haupt, wodurch die Waſſermaſſe wieder mehr in die Weichſel getrieben wurde. Auch die von links einſtrömende Borau wurde durch ein ähnliches Haupt gezwungen, in der Weichſel zu verbleiben. So entſtand die Montauer Spitze mit ihrem Königspfahl.[100])

Die Reihe zu klagen war nun an Elbing; denn es drohte nunmehr die Nogat zu verſanden. Aber auch die Weichſel blieb ſo verſandet, daß um 1623 der Rath von Danzig verordnete, die Schiffe ſollten den eingebrachten Ballaſt in dem Putziger Wyk auswerfen.[101])

Nach vielfachen Streitigkeiten, die weder zu Gunſten des Einen noch des Andern ein bedeutendes Reſultat erzielten, ſtellte ſich am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, namentlich ſeitdem Friedrich der Große als Beſitzer Weſtpreußens die frei gebliebene Hanſeſtadt auf alle nur denkbare Weiſe einengte und benachtheiligte, der Vortheil ganz auf Seiten Elbings. So blieb es bis zum Jahre 1850.[102]) Seitdem iſt durch zwei hinter einan-

der geſchüttete waſſerfreie Dämme die Nogat vollſtändig abgedämmt (techniſch: coupirt), unterhalb der Montauer Spitze bei Piekel durch die Halbinſel ein Kanal gegraben und dieſer mittelſt einer Schleuſe verſchloſſen, wodurch der Waſſerſtand in der Nogat regulirt werden kann.[103]) Dadurch iſt aber nunmehr Danzig ſo entſchieden bevorzugt worden, daß Marienburg und Elbing die Zeitungen mit ihren Klagen über die vollſtändige Verſandung der Nogat und den Ruin ihres Handels füllen. Danzig dagegen, als gegenwärtiges enfant gâté, hat nicht nur den ganzen Waſſerreichthum in ſeinen Weichſelarm erhalten, es iſt durch den Dünenbruch bei Neufähr und die Anlegung der Plönendorfer Schleuſe auch von allen wechſelvollen Verſandungen ſeines Hafens befreit; und — um ihm alle Vortheile zuzuwenden, — die Elbinger Weichſel, welche ſonſt mit einer reichlichen Waſſermenge ins Haff floß, iſt gegenwärtig zwar nicht abgedämmt, aber in Folge des Dünenbruches und der dadurch verurſachten Vertiefung des Weichſelbettes ſo verſandet, daß man im Sommer zuweilen trockenes Fußes durch ihr Flußbett gehen kann.

So iſt denn der Jahrhundert' alte Streit endlich zum Vortheile Danzigs entſchieden und Elbing unterlegen.[104]) — Ich muß an meinen Onkel denken. — Zwar hörten die Elbinger Kaufleute mit einer gewiſſen Schadenfreude, daß der Kanal bei Piekel im Jahre 1855 ſehr gelitten habe und ſich kaum werde wiederherſtellen

lassen, zwar hofften sie auf einen neuen Wasserreichthum der Nogat, aber Alles umsonst. Sie haben, wie der gemeine Mann von Prozessen sagt, — »verspielt«, und unter dem Erkenntnisse steht:

» Von Rechts wegen. «

Von Elbing nach Danzig.*)

Das Land iſt noch nicht da,
Im Meere liegt es breit.
Göthe, Fauſt.

Elbing ſtand in frühern Jahren mit der Danziger Weichſel durch die Elbinger Weichſel in Verbindung; es gab keine naturgemäßere Waſſerſtraße zwiſchen dieſer Stadt und Danzig. Auf ihr fuhr wahrſcheinlich der Seefahrer Wulfſtan ins friſche Haff, um zu dem Handelsorte Truſo zu gelangen;[105]) eben denſelben Weg ſchlug die Danziger Flotte ein, als ſie im Kriege mit Stephan Bathori Elbing züchtigte. Seitdem aber die Elbinger Weichſel ſo gut wie verſandet iſt, bildet die nächſte Verbindungsſtraße ein Kanal, welcher von Rothebude, ein wenig oberhalb des Danziger Hauptes über Barenhof, Platenhof, Tiegenhagen nach Grenzdorf führt und daſelbſt

*) Es wäre naturgemäßer geweſen, wenn ich den Leſer von Danzig nach Elbing geführt hätte. Es iſt deshalb nicht geſchehn, weil ich ſelber den Waſſerweg nur in der umgekehrten Richtung eingeſchlagen habe, und weil ſonſt der Uebergang aus dem „Flüſſigen ins Starre“ nicht möglich geweſen ſein würde. Man geſtatte alſo den plötzlichen Sprung nach Elbing.

im Haff mündet. Von dort geht der Waſſerweg wie in alten Zeiten über das Haff zu der Mündung des Elbingfluſſes, an welchem eine Meile weiter Elbing liegt.

Dieſe Fahrt, die wir — nur umgekehrt — ſogleich machen wollen, geſtattet uns einen tiefen Blick in ſonſt von dem großen Fremdenzuge nicht berührte Gegenden. Wir geſtehn uns, Aehnliches nicht erblickt, ſo wunderbare Bildungen niemals geahnt zu haben. Es iſt eine »neue Welt«, welche uns hier erſcheint und unſer höchſtes Intereſſe beanſprucht.

Erſt ſeit der Mitte des Sommers 1856 befährt ein lang und ſchmal gebautes Dampfboot, welches von einem einzigen, hinter dem Steuerruder angebrachten Rade in Bewegung geſetzt wird, — den oben erwähnten Weichſel-Haff-Kanal.

Wir befinden uns, ſobald wir die Stadt verlaſſen haben, ganz von den Erſcheinungen der eigentlichen Niederung umgeben. Dämme laufen neben dem Fluſſe, auf welchen die Schiffe »getreidelt«, das heißt von Menſchen oder Pferden gezogen werden. Dahinter erſtrecken ſich unabſehbar die grünen, mit Weidenbäumen eingefaßten Vierecke, nur ſelten von einem mit Gerſte oder Hafer beſtellten Stücke Acker unterbrochen; denn hier wo die Waſſer von der Nogat her abfließen, um von der Thiene und dem Elbing aufgenommen zu werden, hat die Niederung ganz jenen Wieſencharakter, der ſie vorzugsweiſe zur Viehzucht geeignet macht. Rechts aber zieht ſich die maleriſche Hügelkette der »Höhe« hin und begleitet uns bis zum Haff.

Zahlreiche Bagger ſchöpfen mit durchlöcherten Eimern den Schlamm, die nachgeſpülte Erde aus der Tiefe des Flußbettes und ſchütten ſie in große Prahme hinein. Wir fahren an ihnen jedesmal langſam vorüber, um die beladenen Prahme nicht zu verſenken.

Es währt nicht lange, ſo gewahren wir rechts zwiſchen der Mole und dem Höhenzuge ein ſonderbares Sumpf-, Rohr- und Binſenterrain. Es iſt der ſogenannte »Oſtwinkel«, von dem ſchon ſo viel geſchrieben und welcher noch immer nicht trocken gelegt iſt. Wenn man bedenkt, mit welch verhältnißmäßig geringen Koſten, mit welch ſicherer Gewähr des Gelingens und des Nutzens dieſe Entwäſſerung auszuführen geht; wenn man das großartige Reſultat mit den Koſten vergleicht, ſo begreift man nicht, weshalb noch immer mit der Ausführung dieſes Projektes gezögert wird. Ich dachte, was wohl die Holländer zu dieſem Oſthaff, was zu dem Sasper See bei Neufahrwaſſer und dem Drauſenſee ſagen würden, wenn ihnen dieſe vielverſprechenden Gewäſſer gehörten. Viele hundert Hufen des herrlichſten Marſchlandes harren noch der Auferſtehung aus ihrem Waſſergrabe; die Phantaſie ſieht in dieſen öden Binſenſtrecken bereits einen neuen Garten für die Kultur und erſchrickt, wenn ſie gegenwärtig nichts erſchaut als ein günſtiges — Jagdterrain.

Nach einer Weile fahren wir in das Haff [106]) hinaus und nähern uns rechts der ſchönen Küſtenhöhe mit der Kaltwaſſer-Heilanſtalt Reimannsfelde. Wir erkennen,

wie die Waſſer früher an dieſen Ufern genagt und die Berge verändert haben, welche wie mit einem Meſſer durchſchnitten ſcheinen. Wahrſcheinlich leckten die Wellen des Meeres hier hinan, als die friſche Nehrung noch nicht einen Damm zwiſchen Haff und See geſetzt hatte. Jetzt nimmt die Verſandung und Verſumpfung in dem Grade zu, daß wir in einem beſtimmten, durch Tonnen bezeichneten Fahrwaſſer, und in einem weiten Bogen um die vielen Mündungen der Nogat zu fahren gezwungen ſind. Nordwärts erſcheint die halbbewaldete Nehrung; einzelne Bäume ragen wie Palmen auf. Weiter nordöſtlich glänzen als weiße Wölkchen die Dünen.

Nach einer langen Fahrt nähern wir uns in ſüdweſtlicher Richtung dem Ufer, etwa in der Mitte zwiſchen dem Mündungsſyſtem der Elbinger Weichſel und dem der Nogat. Waſſerpflanzen tauchen aus den gelblichen Wellen auf, dann Binſen, einzeln und bald auch in größern Maſſen. Es entwickelt ſich ein ganzes Binſenfeld, in welchem ein Fahrwaſſer durch Ausbaggern geſchaffen iſt. Allmählig miſcht ſich mit den Binſen Rohr und Schilf. Das zur Seite des Dampfbootes aufrauſchende Waſſer ſcheint ſich wie an einem Lande zu brechen; die Pflanzungen werden dichter; wir ſehen zum erſtenmale einen ſchlammigen Boden aus dem Waſſer auftauchen. Nun erblicken wir weiter wirkliches mit Gras und Schilf bewachſenes »Vorland«; es kommen die Haffdämme, welche vor dem rückſtauenden Waſſer ſchützen; wir fahren zwiſchen

ihnen in einem wirklichen Kanale. Jetzt treten Häuser auf und ihr unzertrennlicher Begleiter — die graue Weide; dann kommen einzelne Erlen, Eschen; es breitet sich eine Wiese vor unserem Auge aus, bald darauf auch ein Stückchen mit Gerste bestelltes Land. An einem Hause sehn wir verwundert eine Tanne, den Stolz ihres Besitzers, hier so fremdartig wie eine Palme auf Island. Dann kommt ein Blumengärtchen, und an der grauen Holzwand rankt gar die Rebe und wiegt sich im Winde.

Wie sonderbar dieses Nacheinander, diese Reihenfolge der Kulturstufen und Vegetationsgruppen auf uns wirkt, ist nicht zu sagen. Von der öden Wasserwüste werden wir in weniger als einer halben Stunde bis zu der Rebenwand geführt. — Wenn wir von den Schneefeldern der Alpen herabsteigen und durch die Vegetationsstufen der Flechten, der Nadel- und Laubbäume zu den Matten des Thales, zu den Wallnußbäumen und dem Weinstock gelangen; wenn wir — wie am Comersee — den Duft der Myrthen, des Buchsbaumes und der Orangen trunken einathmen, dann gedenken wir der entferntern nördlichen Länder, in denen eine jede der durchschrittenen Stufen als die Regel, als Charakterform auftritt; wir wissen, daß es der belebende Einfluß der Wärme, der erstarrende der Kälte ist, was diese Verschiedenheiten hervorruft. Aber hier im Norden, bei einem ebenen Lande, wo es kein Herabsteigen giebt, etwas

Aehnliches zu erfahren, das iſt uns neu und von dem außerordentlichſten Intereſſe. Wir erkennen ſtaunend, daß es ſolche Uebergangsformen überall giebt, wo ein ertödtendes Prinzip vorwaltet. Dort war es die Kälte und hier das Waſſer. Wir fragen, ob vielleicht auch die Wärme in ihrem Uebermaaße und die Trockenheit ſolche Reſultate hervorbringen können, und gedenken nicht nur des brennenden Wüſtenſandes, ſondern auch jener Salzſteppen, in denen ein neues ertödtendes Element auftritt.

Die Wohnhäuſer an den Ufern der »Rinnen« ſtehn nicht bloß auf einer Erderhöhung, ſondern meiſt zugleich auf einem hohen Fundamente von Steinen (die von dem Strande in der Nähe des Städtchens Tolkemitt hierher geſchafft werden) und ſehen uns mit ihren hellen Spiegelſcheiben wie befreundet an. Es herrſcht in ihnen ein Geiſt der Sauberkeit, eine Geputztheit wie in Holland. — Die Wirthſchaftsgebäude ruhen dagegen meiſt auf Pfählen (Zanken), weil eine Erdſchüttung unendlich koſtſpieliger ſein würde; nichts iſt hier theurer als die Erde. Bei den ärmern Leuten, welche Wohnhaus und Scheune oder Stall »unter einem Dache« haben, ſteht nur das erſtere auf einer Erderhöhung, die wirthſchaftliche Hälfte aber auf Zanken.[107])

Die Giebel der Gebäude werden von einem Syſtem vielfach mit einander verbundener Ständer und Querriegel gebildet, deren Zwiſchenräume mit Ziegeln vermauert

ſind. Oft zeigt dieſes Holzwerk vielgewundene Geſtaltungen, welche ſich bedeutend aus der Geſammtfläche herausheben, da das Holz ſtets mit einer andern Farbe getüncht wird als das Mauerwerk. Hier iſt die Gelegenheit zur Anwendung kontraſtirender Farben gegeben.

An der Vorderfronte haben die Häuſer meiſt eine ſogenannte Vorlaube, eigentlich ein zweites Gebäude am Hauptgebäude darſtellend, mit dieſem am Dache unmittelbar verbunden und bis zur Höhe des Daches auf Pfeilern (Ständern) ruhend. Bei Reichen nimmt der Raum zwiſchen letztern mehr die Form eines luxuriöſen Beiſchlags ein, bei Aermern dient er als eine Art von Schauer, in welchem Holzvorräthe, Geräthſchaften oder Wagen untergebracht werden.

Ueber der Hausthür mancher dieſer »Höfe« bemerken wir die ſonderbaren Figuren der dieſen Gegenden eigenthümlichen Hofmarken. [108])

Das Land ſtellt ein Mittelding zwiſchen Waſſer und Erde dar. Bald ſehn wir ein Viereck von einem Kanale umgeben, bald ein Sumpfterrain mit Schilf bewachſen, bald ein Waſſerbaſſin. Hier gilt es nicht bloß, das Land dem Waſſer abzugewinnen, etwa bloß mit Kanälen zu umziehen und vor Ueberſchwemmungen zu ſchützen; hier muß der Boden ſelber erſt geſchaffen werden. Wir ſehen ein Stück Waſſer mit einem Erdwalle umgeben, zu welchem die Erde von dem Baggerprahmen genommen

iſt. Nun wird der Inhalt eines andern Prahmes über dieſen Wall in das Waſſer geſchüttet, wodurch ein Raum kaum fußbreit gewonnen wird, und ſo weiter und weiter, bis endlich der ganze Platz beſchüttet und die Höhe des umgebenden Walles erreicht iſt. Wohl erſcheint ſie uns mühſam, dieſe Arbeit; aber wir erſtaunen über die nicht zu ermüdende Thätigkeit dieſer Bewohner, die Zähigkeit ihres Geiſtes, mit der ſie das einmal Begonnene vollenden; wir begreifen die Liebe zu dieſem Boden, den ſie nicht überkommen, ſondern erſt aus dem Waſſer geſchöpft haben. Wir lieben ja ſchon einen Baum, den wir in der Jugend pflanzten, mehr als die ſchönſten, welche aber eine fremde Hand pflegte; wie viel tiefer erſt muß die Liebe zu dem Boden ſein, der nicht uns, ſondern den wir erzeugten. Die Griechen ſprechen von erdgeborenen Menſchen; hier ſehen wir eine menſchengeborene Erde.

Weiter in das Land hinein verliert die Niederung das ungemeine Intereſſe. Wir finden uns bald auf bekanntem Boden. Es beginnt der Ackerbau; prächtige Viehheerden weiden auf den üppigen Grasplätzen; ein erſtickender Wohlſtand ſpricht aus jedem Gegenſtande.

»Ei was Bildung! Ich habe die Bildung in der Taſche!« — hörte ich einen Niederunger auf dem Dampfboote äußern. Und ein Anderer, mit dem ich von den Ueberſchwemmungen ſprach, ſagte: »Lieber hier ertrinken

als auf der Höhe verhungern!« — Mir fiel Göthe's Wort bei:

Traue nicht dem Waſſerboden,
Halt auf deiner Höhe Stand.

Im Uebrigen darf ich dieſen beiden Reden wohl nichts weiter hinzufügen.

Zum Kanalbau hat man einzelne Theile der ſich vielfach ſchlängelnden Tiege, ſpäter auch der Linau[109]) benutzt. Bei Platenhof paſſiren wir die erſte, ſpäter bei Rothebude die zweite Kanalſchleuſe.

Solche Schleuſen ſind bekanntlich überall da nothwendig, wo die Verſchiedenheit des Niveau's in einem Kanale ein bedeutendes Gefälle erzeugen würde. Die Weichſel liegt, wie ſchon früher erwähnt worden, höher als die Niederung; ein mit ihr in Verbindung gebrachter Kanal würde mithin aus ihr einen anhaltenden ſtarken Zufluß erhalten, der geeignet wäre, die Schifffahrt, namentlich die Auffahrt in die Weichſel gefährlich und wohl gar unmöglich zu machen. Um dieſes zu vermeiden, baute man in der Längenrichtung des Kanales zwei Parallelmauern und ſchloß deren Enden durch Thore; dadurch entſtand ein kaſtenartiges Behältniß, eine ſogenannte Schleuſenkammer. Kommt nun ein Schiff von der Weichſel her, ſo fährt es durch das geöffnete Thor in dieſen Raum, in welchem das Niveau mit dem der Weichſel übereinſtimmt. Das Thor wird geſchloſſen und das Waſſer durch unterirdiſche, bis dahin mit Klappen

bedeckt geweſene Röhren »abgelaſſen«. Dieſes kann aber nur bis zum Niveau des tiefer gelegenen Kanales geſchehn. Nunmehr wird das zweite Thor geöffnet und das Schiff ſegelt aus der Schleuſenkammer in den Kanal hinaus. Kommt das Schiff aus dem tiefern Waſſerſtande des Kanals, ſo fährt es in die Schleuſenkammer, welche nunmehr durch andere unterirdiſche Röhren bis zum Niveau des höher gelegenen Stromes gefüllt wird. — Wo die Differenz zwiſchen dem Niveau der verſchiedenen Gewäſſer ſehr groß iſt, giebt es oft mehrere ſolcher Schleuſen hinter einander, ein ganzes Schleuſenſyſtem.

Der Druck, den der höhere Waſſerſtand auf die Thore ausübt, iſt ſehr bedeutend; um ſo größer, je erheblicher die Differenz zwiſchen der Höhe der beiden Waſſerflächen iſt. Die Thore ſind deshalb auch in der Art konſtruirt, daß zwei Flügel ſich an einander legen und einen ſtumpfen Winkel bilden, deſſen Spitze gegen die Seite des Waſſerdrucks hin gerichtet iſt. – An der Weichſelſchleuſe (bei Rothebude) findet ein ſolcher Waſſerdruck bei normalem Zuſtande nur von der Seite des Stromes Statt. Bei der großen Ueberſchwemmung im Jahre 1855 aber ſtand das Waſſer in der Niederung höher als in der Weichſel. Die auf einen ſolchen entgegengeſetzten Druck nicht eingerichteten Thore öffneten ſich daher ohne Weiteres und geſtatteten einen Abfluß in die Weichſel. Damit war man auch ganz zufrieden; aber durch den ſtarken Waſſerſtrom litt das Mauerwerk der Schleuſe ſo bedeutend,

daß man quer durch die Kammer eine Pfahlwand ziehen mußte, um nur den Durchfluß zu hemmen und die Schleuſe zu retten.

Wie ſehr auch die Weichſelſchleuſe den Laien erfreut, ein Fehler entſtellt ſie außerordentlich. Die Schleuſenkammer iſt nämlich zu kurz. In Folge deſſen ſind die, allerdings etwas langſchnäbeligen, Oderkähne vor dem Eintritte in die Schleuſenkammer genöthigt, ihr ſehr ſchwerfälliges Steuerruder auszuheben, — wobei auch wohl einer der Schiffer ins Waſſer fällt. Beim Hinausfahren müſſen ſie dann noch ein Mal anhalten, damit das Steuerruder durch einen Krahn in die Höhe gewunden und wieder eingeſetzt werde. Was für Anſtrengungen das koſtet, was für Zeit dabei verloren geht, — das muß man ſehn, um von einem wahren Ingrimm erfüllt zu werden. Oft harrt eine ganze Reihe von Kähnen der Durchfahrt; bei jedem die zeitraubende Manipulation! Und doch iſt Zeit Geld!

Ueberhaupt zeugt die ganze Anlage des Kanales von einem ſeltenen praktiſchen Ungeſchick. Die Brücke über denſelben bei Neu-Münſterberg iſt ſo enge, daß die — namentlich mit Strauchwerk — beladenen Kähne darin ſtecken bleiben. — Um ein wenig ökonomiſcher zu bauen, hat man zwiſchen Rothebude und Platenhof ein älteres Gewäſſer mit vielen Windungen benutzt; die letztern ſind aber von der Art, daß die langgeſtreckten Kanalkähne

bald mit ihren Spitzen auf den Strand laufen, bald mit dem Hintertheile feſtſitzen; und doch iſt die Grundbedingung jedes Kanales die gerade Linie! Wenn er wenigſtens an ſolchen Stellen etwas breiter wäre! — Auch die Schleuſenkammern ſind von einer auffallenden Enge. — Daran geht nun aber ſchwerlich etwas zu ändern; und das iſt das Schlimmſte.

In der Umgegend bei Rothebude verlebte ich ein paar ſchöne Tage; dann beſtieg ich das Dampfboot und fuhr durch die Schleuſe in die Weichſel. Der Nordſturm war an jenem Tage ſo ſtark, daß wir nur mit Mühe die nordweſtliche Richtung behaupten und das Fahrwaſſer innehalten konnten. Die Spitze des Dampfbootes wurde nicht nur von den Wellen überſpritzt, ſondern auch oft von dem Sturme förmlich herumgeworfen.

Am Danziger Haupte vorüber, — welchen Namen zugleich das auf der Spitze gelegene Gut führt, — fuhren wir allmählig in mehr weſtlicher Richtung. Eine große Zahl von Flößen (Trakten) mit Säcken voll Weizen beladen, lagen an dem von Sturm und Wellen gepeitſchten linken Ufer. Das Waſſer überſtrömte die Balken und ſpritzte bis über die Säcke.[110]) Buden von Stroh, hübſch und zierlich erbaut, dienen dieſen Flößern — »Fliſſen«, die aus Polen und ſelbſt tief aus Rußland kommen, als Wohnung bei der monatlangen Fahrt. — Wir haben Mühe, uns ſolche Exiſtenzen vorzuſtellen.

Rechts ragen allmählig groß und gewaltig die Dünen auf; wir athmen die Seeluft und fühlen das Götheſche:

Das freie Meer befreit den Geiſt.

Hinter Bohnſack, das ſich hinter dem Dünenwall förmlich verkriecht, öffnet ſich der Durchbruch von Neufähr. Die ganze See ein weißer Giſcht und Schaum. Wir ſehen noch nach dem dort ankernden Kriegsſchiffe, aber die Wellen faſſen unſer ſchwankes Boot, heben es wie eine Nußſchale und werfen es bei der Einfahrt in die Plönendorfer Schleuſe gegen das Bohlwerk, daß ein Balken am Radkaſten bricht.

Nun bleiben wir in dem ruhigen Fahrwaſſer der alten Weichſel, die ſeit dem Durchbruche abgedämmt iſt. Flöße bedecken von hier ab bis Danzig, bis Neufahrwaſſer, alſo in der eigentlichſten Bedeutung »meilenweit« den ganzen Strom, ſo daß nur ein ganz ſchmaler Waſſerweg für uns übrig bleibt. Hie und da iſt ein Floß bei dem Sturme losgeworden und treibt im Strome; wir durchbrechen ſie. Bei einem neuen Verſuche aber ſitzen wir feſt, wie bei einer Nordpolarexpedition zwiſchen Eismaſſen. Die verbindenden Bänder der Flöße werden durchgehauen, die ganze Mannſchaft ſtemmt mit Stangen gegen die Balkenmaſſen; — Alles vergebens; der Sturm treibt uns willenlos ſeitwärts und das Dampfboot iſt nicht flott zu machen.

Mir winkte mit unwiderſtehlicher Gewalt der noch über eine Meile entfernte Marienthurm; ich machte alſo kurzen Prozeß, ſprang über Bord auf die Flöße und eilte — meine Taſche im Arm — über den Strom dem Ufer zu. In einer Stunde war ich in Danzig und durchirrte voll unbeſchreiblichen Wohlbehagens die Straßen der mir ſo theuern, nur vor wenigen Wochen beſuchten Stadt.

IV. Marienburg.

Standpunkt.

Die Koloniſation Preußens durch die Deutſchritter iſt eines jener Ereigniſſe, bei welchem wir gleich dem Vater der in Aulis geopferten Griechin — auf dem Bilde des Malers — unſer Haupt verhüllen möchten. Die Geſchichtſchreiber, welche dieſe Kataſtrophe zum Gegenſtande ihrer Darſtellung gewählt haben, befinden ſich in der peinlichſten Verlegenheit, ob ſie das Verfahren der Ritter rechtfertigen, oder ob ſie das hingeopferte Preußenvolk beklagen ſollen; ſie ſchreiben die Geſchichte dieſes fünfzigjährigen Kampfes mit »einem heitern, einem naſſen Auge.« Denken ſie an deutſche Sitte, Wiſſenſchaft, Bildung, Religion, kurz an jenes Deutſchthum, welches die modernen Slaven »Germaniſiren« nennen, dann hebt ſich ihre Bruſt, ihr Styl wird ſchwungvoll, bilder-, zukunftsreich; das Wort »deutſch« häuft ſich bis zur phonetiſchen Unſchönheit. In der Erinnerung an das mißachtete Menſchenthum der »Heiden«, der »Kinder Belials«, wie ſie ein Chroniſt beſtändig nennt,

erwacht ihr menſchliches Bewußtſein; ſie gedenken »der unveräußerlichen Rechte« des zertretenen und vertilgten Volkes; ſie werden ſich des ſonderbaren Widerſpruchs zwiſchen dem Verfahren des Ritterordens der heiligen Jungfrau und dem Kerne der ganzen chriſtlichen Lehre bewußt; aus ihrem »naſſen« Auge quillt eine Thräne.

Jeder Geſchichtſchreiber einer Koloniſation zeigt mehr oder weniger dieſen Januskopf. Und mit Recht. Es giebt Erſcheinungen, die eine Auffaſſung von einer Seite garnicht zulaſſen, wenn ſie eben nicht einſeitig ſein wollen. Wir thun wohl, uns ihnen gegenüber nicht gleichgültig, aber ſtumm zu verhalten, wie bei einem Hagelſturme, welcher ein Saatfeld zerſchlägt. Es iſt die Macht der Thatſache, welche die geſammte moraliſche Welt über den Haufen wirft. Aber es iſt nicht Jedem gegeben, in dieſem Anerkenntniß des »Thatſächlichen« auch die Verſöhnung zu finden; dem fühlenden Menſchen entringt ſich ein ſchmerzliches »Warum«, und dem Einen antwortet ein ſpottendes Echo, der Andere tröſtet ſich mit dem üppigen Gedeihen der kommenden Saat, welcher die zerſchlagenen Halme zur Düngung dienen, der Dritte hebt ſein Auge zu einem Jenſeits der Sterne, und der Vierte flüchtet ſich in ein heiteres, von keinem Leide getrübtes Land, wo ſich jede Diſſonanz in Harmonie, jedes Dunkel in Licht auflöſt, wo keine Frage unbeantwortet bleibt und das Weh ſich zur Wehmuth verklärt, in das große, freie Land der — Kunſt. Ohne

die Kunſt wäre die Geſchichte nichts als ein Faden von ungeheurer Länge, der ſich von einem ſauſenden Rade abwickelt; von einer erdrückenden Monotonie, ein Aneinander von Thatſachen, bei deren Anſchauen wir verzweifeln, eine Wiederholung eines und deſſelben Tones, der Klang eines von Sekunde zu Sekunde auf einen Stein herabfallenden Tropfens. Die Kunſt ſchlingt hie und da einen Knoten in dieſen Ariadnefaden; während er durch unſere Hand gleitet, fühlen wir die Knoten und wir athmen jedes Mal auf.

Ein ſolcher Knoten iſt die Marienburg. Sie iſt die Antwort auf jenes Warum, die Verſöhnung des Zwieſpaltes, die Auflöſung des vernichtenden Akkordes der verminderten Septime. In dieſem Sinne bildet die Marienburg ein hiſtoriſches Monument wie kein zweites. Sie iſt kein gewöhnliches Kunſtwerk, welches auch anderswo hätte geſchaffen werden können, entſtanden aus dem allgemeinen, im Menſchen liegenden Streben, den Zwieſpalt durch die Kunſt auszugleichen. Die Geſchichte dieſes Landes, in deſſen Mittelpunkt ſie gelegen iſt, forderte die Exiſtenz dieſes Kunſtwerks als eine Sühne, als einen Akt der Gerechtigkeit; denn ohne die Marienburg wäre ſie ein Meduſenhaupt, das uns verſteinern würde.

Anfänge.

Wenn wir die großartigſten phyſiſchen Erſcheinungen bis zu ihren Elementen verfolgen, ſtaunen wir, aus welch winzigen Einheiten, welch unbedeutenden Anfängen ſie beſtehen. Die Einheit der Zelle iſt es, was den Rieſenbaum bildet; ein Piſtolenſchuß bringt eine Lawine zum Fallen, die Quelle eines Weltſtromes können wir mit der Hand verſtopfen. In der moraliſchen Welt iſt es nicht anders, und in der Geſchichte erſtaunen wir vollends, wenn wir den Urſprung großer Reiche bis auf eine Einwanderung, eine brutale Handlung, eine ſäugende Wölfin zurückverfolgen.

Die bei der Belagerung vor Akkon 1190 zur Pflege der Kranken und Verwundeten geſtiftete Brüderſchaft träumte wohl nicht, daß ſie ſchon nach vierzig Jahren am baltiſchen Strande ein Reich ſtiften werde, welches zur Zeit ſeiner Blüthe eine »Großmacht«[111]) repräſentiren und in ſeinen Folgen — nach menſchlichen Begriffen — für die Ewigkeit gegründet ſein ſolle.[112])

Anfangs nichts als eine deutsche Landsmannschaft — im Gegensatze zu dem Johanniter- und Templerorden, die aus vorzugsweise romanischen Elementen bestanden, — wuchs der Deutsche Orden im Kampfe mit den Sarazenen, sich dem Dienste der heiligen Jungfrau, der Pflege der Kranken und Bedürftigen, wie dem Schwerte weihend, besonders unter der Leitung des eben so hochherzigen und tapfern, als diplomatisch gewandten und weitblickenden Hermann von Salza, des Freundes Kaisers Friedrich, zu immer größerer Macht und Fülle. Besitzungen in Europa, Schenkungen des Kaisers, namentlich in Sizilien, gewährten ihm die erforderlichen Mittel zur Existenz, auch als die Kreuzzüge ihrem Wesen nach als beendigt angesehn werden konnten, als der Eifer dafür eben so bei den Fürsten wie bei den Völkern erlahmte und der Deutsche Orden vom Kriegsschauplatze abtrat. Statt aber, wie die andern Ritterorden, sich der Ueppigkeit und einem Streben hinzugen, welches ihren Untergang herbeiführte, oder ihrem Gelübde im Kampfe gegen Waldenser und Ketzer Genüge zu thun, ergriff der Orden mit Freuden die Aufforderung des Bischofs Christian, sich in einen Kampf gegen die heidnischen und in langwierigen Kämpfen noch immer nicht bezwungenen Preußen einzulassen. Das noch zu erobernde Land wurde dem Orden in bester Form geschenkt — eine nach damaligen christlichen Begriffen durchaus zulässige Handlung — und der Kampf im Frühjahr 1231 begonnen.

Wie bei der Eroberung aller Länder, welche aus Gaugenoſſenſchaften beſtehen, war es leitender Grundſatz des Deutſchen Ordens, ſich durch Gründung von Burgen den Beſitz des zunächſt unterworfenen Landſtriches zu ſichern. Wir ſehen daher zuvörderſt, der verbindenden Flußader des Weichſelſtromes entſprechend, die Burgen Thorn, Kulm, Marienwerder, Rheden, Elbing entſtehn. Später folgen Balga am friſchen Haff, Kreuzburg, Bartenſtein, Schippenbeil, Rößel, Heilsberg, Braunsberg u. ſ. w.

Es haben dabei nicht bloß die Geſchichtſchreiber dieſes Eroberungskrieges, ſondern auch militäriſche Schriftſteller anerkannt, daß der Orden mit einem bewundernswerthen Geſchick und einer Sicherheit des Blickes vorgegangen, wie es ſelbſt dem heutigen Stande der Kriegswiſſenſchaften entſpreche. Wie der römiſche Soldat auf dem Marſche ſeinen Schanzpfahl mit ſich führte, wodurch an jedem beliebigen Orte die ſofortige Anlegung eines Caſtrums und die Sicherung einer Operationsbaſis ermöglicht wurde, (man vergegenwärtige ſich den galliſchen Feldzug Cäſars) — ſo belud der Orden meiſt ein Schiff mit den nothwendigſten Materialien zur Anlegung eines feſten Platzes und ſandte daſſelbe mit einem Kriegshaufen die Weichſel herunter, bis zu der Stelle, welche zur Anlage eines Caſtells beſtimmt war. Die heidniſchen Preußen ſahen in den meiſten Fällen dieſem Verfahren ruhig zu, bis ſie zu ihrem Verderben die Folgen dieſer Feſtſetzung des Feindes erkannten. Anfangs beſtanden

dieſe Burgen nur aus einem mit Palliſaden beſetzten Erdwalle; allmählig wurden ſie dann erweitert und ausgebaut. Man darf daher annehmen, daß keine dieſer ältern Burgen in der Vollendung, in welcher ſie ſich ſpäter darſtellten, urſprünglich angelegt worden iſt.

Als die Ritter im Jahre 1276 neben dem alten, — allerdings etwas fabelhaften — Dorfe Alhem zum Schutze der Schifffahrt auf der Nogat, — auf welchem Wege ſie ihre Burgen Elbing, Balga und Lochſtädt in Kriegszeiten zu verproviantiren pflegten, — eine Burg bauten und ſie zu Ehren der heiligen Jungfrau die Marienburg nannten, mochte es kaum von vorne herein beabſichtigt geweſen ſein, dieſelbe als den Mittelpunkt der damals bereits geſicherten Herrſchaft über das Bernſteinland zu errichten; aber die Vorzüge der »Poſition« mußten um ſo ſchneller in die Augen fallen. Und in der That, mag Vorausſicht oder bloßer Inſtinkt bei der Anlage dieſer Burg gewaltet haben, die Wahl bleibt immer bewunderungswürdig.

Wir ſahen ſchon früher bei der Poſition von Danzig, daß ein Ort als Kryſtalliſationspunkt der Intereſſen eines Landes um ſo bedeutender ſein, eine um ſo naturgemäßere Lage haben wird, je mehre dieſer Intereſſen er in ſich konzentrirt. Wir ſahen, wie die Nähe des Meeres, die Ader eines großen Stromes, das Zuſammentreffen von Höhe und Niederung die Poſition Danzigs ſo bedeutend macht. Mußte dieſelbe aber vorzugsweiſe von

dem handelspolitiſchen Geſichtspunkte aus betrachtet und geſchätzt werden, fiel uns der Knotenpunkt auf, welchen die ſich kreuzenden Handelsſtraßen gerade am Fuße des Hagelsberges bilden, ſo bedarf es bei der Marienburg, als dem ſtaatlichen und rein politiſchen Mittelpunkte des Ordenslandes, eines andern Geſichtspunktes. Das Handelsintereſſe mußte hier dem adminiſtrativen und militäriſchen untergeordnet bleiben. Die Conzentration aller die Verwaltung des Landes betreffenden Fäden in einem Punkte, der leichte Ueberblick der verſchiedenen Landſchaften, die raſche Beförderung von Truppentheilen an einen gefährdeten Ort, die Benutzung der Waſſerſtraße, um mit den am friſchen Haff liegenden Burgen in ſtetem Verkehr zu bleiben, und andererſeits die Verbindung mit dem Mutterlande — Deutſchland — zum Zwecke der Koloniſation, — waren Rückſichten, welchen durch die Wahl des Hauptplatzes allgemein entſprochen werden ſollte.

Als der Deutſche Orden nach Preußen kam, konnte er ſelber nicht wiſſen, wie weit die Grenzen des ihm geſchenkten Landes, welches er erſt noch erobern ſollte, gingen; am wenigſten durfte er ſchon jetzt den künftigen Mittelpunkt des ſeiner Herrſchaft zu unterwerfenden Landes beſtimmen. Er begnügte ſich daher nach der Eroberung des Kulmer Landes, Kulm als die Operationsbaſis, den proviſoriſchen Mittel- und Ausgangspunkt ſeiner weitern Unternehmungen zu gründen. [113]) Als ihm ſpä-

ter die nördlich am rechten Weichſelufer belegenen Landſchaften und bald auch der größte Theil des heutigen Oſtpreußens zufiel, mußte der Schwerpunkt ſeiner Herrſchaft nothwendig mehr nördlich und öſtlich, etwa in die Gegend von Elbing fallen. Dieſe Stadt würde, wenn nicht andere gleich zu erörternde Umſtände dazwiſchen gekommen wären, vielleicht wirklich die dauernde Hauptſtadt des Landes geworden ſein. Denn das Streben des Ordens ging urſprünglich nur dahin, die rechts von der Weichſel befindlichen Landſchaften ſeiner Herrſchaft zu unterwerfen; auf dem linken Weichſelufer, ſelbſt in den Marſchländern, welche wir heute das große Werder nennen, in Pommerellen, herrſchte Herzog Swantopolk, und zwar über eine bereits chriſtliche Bevölkerung. Hier konnte alſo von einer »Schenkung« nicht die Rede ſein. Anfangs unterſtützte Swantopolk den Orden in deſſen Kämpfen mit Preußen; als derſelbe ihm aber furchtbar zu werden drohte, verband er ſich mit den Bedrohten und brachte dadurch den Orden an den Rand des Verderbens. Das ſchließliche Reſultat aller dieſer Kämpfe war indeſſen die Unterwerfung auch des linken Weichſelufers und die Herrſchaft des Ordens über den untern Lauf dieſes Stromes, namentlich nach der Eroberung der Hauptſtadt Pommerellens, Danzigs, im Jahre 1310.

In den nächſten Jahrzehnten nach der Gründung der Marienburg (im Jahre 1276) war die Unterwer-

fung des ganzen linken Weichſelufers zwar noch nicht vollendet; aber es hat von jeher in der Politik einer erobernden Macht gelegen, den Sitz ihrer Herrſchaft nicht in dem Mittelpunkte des bereits bezwungenen Landes, ſondern da anzulegen, wo der Blick auf die noch zu überwältigenden Landſchaften gerichtet iſt. In dieſem Sinne einer großartigen Eroberungspolitik wurde einſt auch Petersburg gegründet.

Die Gründung der Marienburg und ihre Wahl als adminiſtrativer und ſtrategiſcher Mittelpunkt des Preußenlandes iſt ohne dieſe Rückſicht garnicht zu verſtehn.

Da wo das weſtpreußiſche Hügelland zum letzten Male an die Nogat herantritt, etwa zwei Meilen nach der Theilung des Weichſelſtromes bei der Montauer Spitze, wendet ſich die Nogat, — welche ſchon damals ein bedeutender Strom geweſen ſein muß, — plötzlich nach Oſten, um bald wieder in nordöſtlicher Richtung weiter zu fließen. Dadurch wird eine Art von Halbinſel gebildet. Das rechte Höhenufer erhebt ſich hier etwa 70 bis 100 Fuß und fällt, vielfach unterwaſchen und abgeſpült, ſteil gegen den Fluß hin ab; auf dem linken Ufer dehnen ſich die weiten Marſchen des Werders aus, gegen die Ueberſchwemmungen der Nogat durch einen Erddeich geſchützt. Die relativ bedeutende Höhe des rechten Nogatufers geſtattet einen weiten Blick über die Flächen bis zu den Höhen von Dirſchau und Danzig einer- und denen von Elbing andererſeits. Der lachende

Reichthum, die Behäbigkeit des Besitzes, die Vorstellung von der dämonischen Gewalt des Stromes, des »Vaters« dieser Landschaften, erfüllen die Seele des Beschauers mit einer gemischten Empfindung, welche ihn die Romantik deutscher Mittelgebirgslandschaften nicht vermissen läßt.

Auf dem höchsten Punkte dieser Halbinsel bauten die deutschen Ritter die Marienburg. Der Tolkemitter Mönch Simon Grunau, dessen »geistreiche Erfindungen« den Zorn der Historiker wachrufen, läßt hier schon lange vor diesem Zeitpunkte ein Kirchlein stehen, »in welchem ein wunderthätiges Muttergottesbild die nahe wohnenden Christen und Pilgrime aus fernen Ländern zur Andacht durch seine Wunderkraft herbeizog.« Die außerordentlich günstige Lage der Burg mußte sofort auffallen. Sie war von Thorn und Königsberg etwa gleich weit entfernt, stand mit beiden durch das Haff, die Nogat und Weichsel in Verbindung und gestattete über Elbing, Christburg und Marienwerder einen leichten und ungestörten Verkehr mit den innern Landschaften und den daselbst zahlreich angelegten Burgen. Dagegen eröffnete sich westwärts nicht blos physisch ein freier Blick über weite Ländereien, es bot sich auch eine großartige Perspektive von künftigen Erwerbungen und Erweiterungen dar. Danzig mit seiner Weltstellung dämmerte am fernen Horizonte und das Meer mit seiner Unendlichkeit stand wenigstens vor dem geistigen Auge da.

Dennoch kann es als wahrſcheinlich angenommen werden, daß die Burg urſprünglich ſich durch nichts von den erſten Anfängen der Ordensburgen unterſchieden habe. Die Geſchichte liebt es nicht, die erſten Momente großer Thatſachen klar und unzweifelhaft hinzuſtellen; ſie gleicht manchen Strömen, deren Quellen wir nicht kennen, oder ſolchen, welche ſich mit einem Male in der Erde verlieren und nach einer Weile wieder zum Vorſchein kommen. So ſtreiten ſich die Geſchichtsforſcher und die Kunſthiſtoriker herum, ob die Marienburg in dem erhabenen Style, den das Hochſchloß offenbart, gleich bei ihrer Gründung angelegt worden, oder ob deſſen Erbauung in eine ſpätere Zeit fällt, etwa in das Jahr 1280, in welchem — nach den Chroniſten — die Burg aus dem Material der früher bei der Montauer Spitze befindlichen und abgebrochenen Pommerellenſchen Burg Zantir erweitert wurde, oder gar in eine noch ſpätere Zeit. Dergleichen Streitigkeiten ſind ſelbſt für den Laien nicht ohne Reiz, mitunter von einem größern, als die allgemein anerkannte Richtigkeit einer Thatſache.

Während der nächſten drei Dezennien erfahren wir von den weitern Fortſchritten der Marienburg ſo gut wie nichts. Erſt im Jahre 1309 beginnt ſie in den Vordergrund zu treten, in jener Zeit, da der Hochmeiſter Siegfried von Feuchtwangen, in richtiger Würdigung des veränderten Schwerpunktes der Ordensmacht, ſeinen Hochmeiſterſitz von Venedig nach Preußen verlegte.

Denn bis zum Jahre 1309 war das Ordensland nur durch Landmeiſter verwaltet worden. Seit dem Jahre 1283 galt aber die Herrſchaft des Ordens für durchaus geſichert; der Friede herrſchte in allen Gauen und begann ſeine Werke; Meinhard von Queerfurt beichte die Werder ein. Wie jedoch jede große Idee nicht ohne Kämpfe ins Leben tritt, ſo ſcheiterte der Hochmeiſter Gottfried von Hohenlohe, als er 1302 nach Preußen kam, mit ſeinem Plane, dieſes Land als bleibenden Sitz des Hochmeiſters zu erwählen, an der Widerſpänſtigkeit der bis dahin unabhängig geweſenen Gebietiger. Allgemeine Spaltung des Ordens und Abſetzung des Hochmeiſters waren die Folgen davon. Erſt ſeinem Nachfolger Siegfried von Feuchtwangen gelang es, den wiederaufgenommenen Plan ſeines Vorgängers auszuführen. Sein Einzug in die Marienburg erfolgte in der Zeit vom neunten bis einundzwanzigſten September des Jahres 1309.

Das Hohe Schloß.

Das Sprüchwort: »Rom iſt nicht an einem Tage erbaut worden«, — gilt auch von der Marienburg. Es giebt überhaupt nur wenige großartige Bauwerke, welche als die Verkörperung eines künſtleriſchen Gedankens in einem Zuge erbaut, in ihrer Totalerſcheinung wie in ihren Detailformen einer leitenden Idee entſprechen. Die meiſten ſind entweder unvollendet geblieben, oder haben ſich die vielfachſten Abänderungen von dem urſprünglichen Grundplane gefallen laſſen müſſen, oder beſtehen aus verſchiedenen, oft einander ſonderbar widerſprechenden Theilen, ein Reſultat des wandelbaren Geſchmacks der Zeiten. Nur wo eine energiſche Gewalt ein Bauwerk nicht bloß entwarf ſondern auch vollendete, oder wo eine ſtereotype Bauweiſe ſich keiner Geſchmacksrichtung unterwarf, erſtaunen wir über die Einheit ihrer Durchführung. Ein ſolches Land iſt Aegypten, zum Theil auch Rom. Das Mittelalter wagte ſich an die kühnſten Probleme; rieſige Dome wurden entworfen, angefangen, bis zu einer gewiſſen Vollendung, einem äußerlichen Ab-

ſchluſſe fortgeführt; aber die Begeiſterung erlahmte. Daher die große Zahl von Kirchenruinen aus dem Mittelalter. Bei andern kam es im Laufe der Jahrhunderte zwar zu einer entſchiedenen Vollendung, aber wir erkennen dafür in dieſen Bauwerken die waltende Hand verſchiedener Meiſter, von denen ein Jeder es beſſer machen wollte als ſein Vorgänger. Bei einer dritten Art von Bauwerken begegnen wir überhaupt keinem einheitlichen — ſpäter etwa bloß modifizirten — Plane, ſondern wir finden die einzelnen Theile, mehr oder weniger unabhängig von einander, in einem beſondern Bauſtyl ausgeführt, indem die Erbauung derſelben nicht eine Folge des urſprünglichen Planes, ſondern des Bedürfniſſes war, welches eine Erweiterung des Bauwerkes im Laufe der hiſtoriſchen Entwickelung forderte. In dieſe letztere Kategorie gehört die Marienburg. Während aber bei andern Bauwerken dieſer Art die einzelnen Theile die wunderlichſten Gegenſätze, die Style aller Zeiten und die ſonderbarſten Geſchmacksverirrungen zeigen, trägt die Marienburg durchweg den Stempel des urſprünglichen Geiſtes, welcher dieſe impoſanten Hallen ſchuf, jenes untilgbare Zeichen des großen Genius des Ritterordens an ihrer Stirn, der ſo beredt zu uns aus den kleinſten Theilen dieſes Werkes ſpricht und ſelbſt über die Trümmer noch einen Hauch von Göttlichkeit breitet. Denn das iſt das Weſen der ein Kunſtwerk durchdringenden Idee, daß ſie auch nach ſeiner Verſtümmlung erkennbar zu uns redet

und nicht, der Seele eines lebendigen Organismus gleichend, den todten Leib meidet, ihn der Zersetzung und Auflösung überlassend.

Versuchen wir es zuvörderst, die einzelnen Theile der Marienburg, wie sie im Laufe des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts entstanden, zu erkennen.

Auch ohne Berücksichtigung der verschiedenen Bausstyle und sonstigen kunsthistorischen Momente werden wir von vorne herein denjenigen Punkt der Burg für den ältesten halten, welcher der relativ größten Höhe des Flußufers entspricht. War der Zweck der Gründung ein vorzugsweise strategischer, so konnte nur ein solcher Punkt gewählt werden. Wir finden aber in der That, daß das Hochschloß — auch Haupthaus, rechtes Haus genannt —, welches allgemein für den ältesten Theil der Burg angesehn wird, den höchsten Punkt des Nogatufers einnimmt. Ein längliches Viereck von 192 Fuß Länge und 168 Fuß Breite, umschließt es einen Hof, der von Norden nach Süden 102 Fuß lang und von Osten nach Westen 85 Fuß breit ist. Der Nordflügel, welcher die Kirche enthält — tritt 69 Fuß gegen Osten vor. In dieser Form bildet das Hochschloß einen isolirten, fast kubischen Baukörper, welcher im Süden von einem Graben und der Stadt, im Westen von der Nogat, im Norden durch einen breiten — den sogenannten trockenen — Graben und durch das Mittelschloß (früher die Vorburg), im Osten aber durch eine

Umwallung gedeckt wird. »Die gegen das Hochſchloß gerichteten Seiten des Mittelſchloſſes und der Stadt ſind offen geblieben, zum Zeichen, daß das Hochſchloß über jene Nebenbefeſtigungen zu verfügen hatte.« [114])

An Stelle des Mittelſchloſſes befand ſich urſprünglich die Vorburg. Als die vorhandenen Räumlichkeiten des Hochſchloſſes und dieſer Vorburg nicht mehr ausreichten, und letztere in die großartigen Flügel des Mittelſchloſſes verwandelt wurde, erbaute man nördlich von dem Mittelſchloſſe eine zweite, die neuere — jetzige — Vorburg.

Das Mittelſchloß umgiebt mit dreien Flügeln, einem weſtlichen, nördlichen und öſtlichen, einen weiten, faſt quadratiſchen Platz, welcher nur im Süden offen und von dem ſchon erwähnten trockenen Graben begrenzt iſt. Eine Brücke führt über letztern von dem weſtlichen Flügel des Mittelſchloſſes zu der nordweſtlichen Ecke des Hochſchloſſes.

Die drei Flügel des Schloßgebäudes ſind von ungleicher Länge; der mittlere — nördliche — iſt 265 Fuß lang, der öſtliche 276 Fuß und der weſtliche 306 Fuß.

Durch den nördlichen Flügel des Mittelſchloſſes führt ein Thorweg über die gemauerte Brücke des Schloßgrabens zu der Vorburg. Man verſteht darunter einen faſt bei allen Ordensburgen im Preußenlande vorkommenden Bau, welcher theils zur Befeſtigung der Burg dienen ſollte, theils — wie bei der Marienburg — die

Wohnungen der Knechte und des Gesindes, die Pferde- und Viehställe, Vorrathshäuser für Lebensmittel und Kriegsmaterialien der mannigfachsten Art, Gebäude zum Gießen der Geschütze und zur Anfertigung der Steinkugeln, und außerdem noch zwei Kirchen für die Bewohner der Vorburg enthielt. Sie umgab das mittlere und das hohe Schloß auf der West-, Nord- und Ostseite. Der Haupttheil der Vorburg lag vor der Nordseite des mittlern Schlosses und hatte eine Ausdehnung von 882 Fuß von Süden nach Norden und 588 Fuß von Osten nach Westen. Rings um die Vorburg zogen sich äußere Vertheidigungsmauern und Burggräben, denen sich nach der Belagerung durch die Polen, im Jahre 1410, im Osten noch ein großes festes Außenwerk — Bollwerk — anschloß.

Im Vorstehenden ist versucht worden, einen — um nicht zu ermüden — möglichst kurzen Abriß des Grundplanes der Marienburg zu geben. Mag auch die Zeit noch so viel an dem grandiosen Bauwerke verändert und vernichtet haben, im Wesentlichen ist die Gestalt des Schlosses durch die Jahrhunderte hindurch dieselbe geblieben; selbst die Außenmauern und Gräben der Vorburg, welche doch am meisten gelitten hat und zum Theil sogar unkenntlich geworden ist, werden gegenwärtig restaurirt und in das Befestigungssystem gezogen, welches die Nogat-Gitterbrücke mit einem Brückenkopfe versieht. Die nicht seltene Vorstellung im westlichen Deutschland,

die Marienburg bilde eine interessante Ruine nach Art des Heidelberger Schlosses, enthält einen großen Irrthum. Eher ließe sie sich — in Betreff der Erhaltung und Vollständigkeit — mit der Alhambra vergleichen.

Lassen wir die Vorburg bei unserer ferneren Darstellung unberücksichtigt — nur der runde Thurm in der Nordwestecke (schiebelichter oder Buttermilchsthurm genannt), mit seinen kolossalen Mauern, könnte uns ein erhöhtes Interesse abgewinnen; — so fällt uns als von gleich erhabener architektonischer Bedeutung das Hochschloß und das Mittelschloß in das Auge. Zeichnet sich letzteres durch größere Kühnheit und Eleganz, durch Schlankheit der Formen, Durchbrochenheit der Wandflächen und eine gewisse behagliche Grazie aus, so imponirt dafür das Hochschloß durch seine konzentrirtere Masse, seine Schmucklosigkeit und ernste Strenge. Das Mittelschloß hat etwas von der Wohnung eines weltlichen Fürsten. Pracht, Behaglichkeit, blendender Glanz spricht aus den kunstvollen Formen seiner architektonisch-luftigen Massen; es ist das Fürstenthum in seinen vielfachen Beziehungen zum Genusse, der Anmuth, der Freudigkeit des Lebens, was diese hellen, schwungvollen Hallen durchgeistigt; das Fürstenthum in seinen diplomatischen und privaten Beziehungen, das Fürstenthum im Hauskleide.

Das Hochschloß steht da wie ein Ritter in seinem Ordensgewande, seiner Hauptpflichten, der Armuth, der Keuschheit, des Gehorsams eingedenk, wie eine Wacht

im Felde, eine Verkörperung des großen Ordensgedankens. Daher weiß es von keiner Anmuth; Ernſt und Strenge thront auf ſeiner Stirn. Nur wo der Dienſt der heiligen Jungfrau zartere, menſchlichere Regungen fordert, zeigen die kunſtvollen Bogen der goldenen Pforte und der Annakapellen-Portale mit ihren lieblichen Ornamenten und die Hallen der Schloßkirche größere Weichheit und Milde. Das Hochſchloß bildet den Sitz des Ordens in ſeiner ritterlichen, ſtaatlichen und religiöſen Bedeutung. Darum wird es von vier Flügeln geheimnißvoll geſchloſſen; darum enthält es den Kapitelſaal, den Verſammlungsort des Ordens in ſeiner ritterlichen Eigenſchaft, in welchem die öffentlichen Angelegenheiten verhandelt, die neuen Brüder aufgenommen und die Hochmeiſter gewählt wurden; darum ſchließt ſich unmittelbar an ſeinen Maſſekörper die Schloßkirche mit der Annakapelle darunter, welche die Gruft der Hochmeiſter enthielt; darum blickt von dem polygonen Chorſchluſſe dieſer Kirche das erhabene Marienbild in furchtbarer Anmuth herab; darum ſtrebt hier der Schloßthurm mit ſchlanken Formen zur höchſten Höhe, gleich einem himmelſtürmenden Gedanken, einer ſiegbringenden Standarte, einem ausgeſtreckten Rieſenfinger. Wie der griechiſche Tempel ſich von ſeiner Umgebung durch den Unterbau ſcheidet und dadurch ſeine höhere Beſtimmung andeutet, ſo liegt auch das Hochſchloß iſolirt da, von einem Graben umgeben, über den nur Zugbrücken führten. Ein Wall-

gang — Parcham, — die Begräbnißſtätte der entſchlafenen Brüder, gewährte einen Umgang; und ſo ruhten, wie bei unſern Friedhöfen um die Kirche, die Geſtorbenen rings um das »rechte Haus«, welches auch für die Lebenden den Mittelpunkt des Wirkens und Gedeihens darſtellte.

Das Hochſchloß iſt das Kapitol des deutſchen Ordens, das Mittelſchloß ſeine Wohnung und zugleich die Reſidenz des Hochmeiſters.

Darum iſt das Hochſchloß aber auch ſo viel älter als das Mittelſchloß. Als der Einzug des Hochmeiſters in die Marienburg erfolgte, und derſelbe noch nichts anderes darſtellte als den Erſten der Ritterbrüder, deren oberſtes Geſetz die Armuth war, da mochte er ſich in dem Nordflügel des Hochſchloſſes, — welcher damals wahrſcheinlich allein exiſtirte, — ſo gut es ging auch häuslich einrichten. Die Gemeinſamkeit des Lebens, die Einfachheit aller Lebensbedingungen erforderte noch nicht ſo große, ſtolze Räume, wie ſie uns das Mittelſchloß zeigt. Wir haben über die Gewohnheiten und Bedürfniſſe des Hochmeiſters, ſeines Hofſtaates und den Haushalt des Ordens überhaupt aus jener Zeit nicht ſo ausführliche und zuverläſſige Nachrichten, wie aus dem Anfange des folgenden Jahrhunderts durch die Rechnungsbücher des Ordenstreßlers und Hauskomthurs, welche Voigt ſo geiſtvoll zu interpretiren gewußt hat; wir ſind darum nur zu leicht geneigt, für ein Jahrhundert zuvor ähnliche Vorausſetzungen zu machen, unſere

einmal gewonnenen Maaßſtäbe auch hier anzulegen. Erſt im Laufe und gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, als der Deutſche Orden ſich immer mächtiger entwickelte, als die Mönchsritterſchaft rein weltliche Zwecke verfolgte, die »Großmacht« des Ordenslandes in Verbindung mit ganz Europa trat, werden mit den größern Anforderungen, den erhöhten Bedürfniſſen auch die entſprechenden großartigen Bauwerke ausgeführt ſein. Die Geſchichtſchreibung geht mit Recht nicht auf frühere Geſchichtſchreiber, ſondern auf die »Quellen« zurück, und wären es auch ſelbſt unglaubwürdige und halb-verdorbene Urkunden. Was uns die Steine erzählen, welche eine ſinnige Hand zu kunſtvollen Werken zuſammenfügte, ignorirt ſie oft, und doch giebt es keinen Gewährsmann von größerer Sicherheit. Es iſt daher auch nicht den Hiſtorikern, ſondern den Baukundigen vorbehalten geblieben, das Alter der einzelnen Theile des Marienburger Schloſſes zu beſtimmen, mindeſtens deren relatives Alter feſtzuſtellen.

Während man nämlich früher allgemein das Ende des dreizehnten Jahrhunderts als die Zeit der Erbauung des ganzen Hochſchloſſes annahm und die Vollendung des Mittelſchloſſes in das erſte Jahrzehnt des vierzehnten verlegte, — wobei man nur dem vierten Jahrzehnt unter der Regierung Dietrichs von Altenburg weſentliche Veränderungen zugeſtand —, weiſt Quaſt in ſeinen für die Marienburg epochemachenden »Beiträgen zur Geſchichte

der Baukunst in Preußen«,[115]) evident nach, daß das Hochschloß in verschiedenen Zeiträumen, gegen Ende des dreizehnten und am Anfange des vierzehnten, der Haupttheil des Mittelschlosses — das Hochmeisterschloß — aber nicht vor der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, wahrscheinlich erst in dessen zweiter Hälfte, unter der Regierung des großen Hochmeisters Winrich von Kniprode, entstanden sei; in das vierte Jahrzehnt verlegt er die Erweiterung der Schloßkirche, den Bau der St. Annakapelle und des Conventsremters.

An dem Hochschlosse ist gegenwärtig von bedeutendem Interesse nur noch der ältere Theil desselben, der nördliche Flügel. Vermögen wir es, von dem Vandalismus zu abstrahiren, welcher diese großartigen Wandflächen durch elende Speicherluken verstümmelte, im Innern die herrlichen Gewölbe des Kapitelsaales einschlug, den Kreuzgang, welcher den Hof umgab, zerstörte, den westlichen, südlichen und östlichen Flügel mit einem jämmerlichen Bewurf bekleidete und das ganze Bauwerk in ein Getreidemagazin verwandelte; erinnern wir uns tröstend ähnlicher Verstümmelungen antiker Werke zu Rom; — so wird uns die Erhabenheit, Schlichtheit und Keuschheit der Anlage, der strenge, fast herbe Geist, welcher aus diesen Mauern spricht, mit einer unbegrenzten Bewunderung erfüllen. Dazu paßt als vortreffliche Grundstimmung der dunkle Farbenton des Ziegelmauerwerkes, welcher an die gewaltige Herbigkeit einer strengen Kirchentonart er-

innert. Im Uebrigen enthält die Nordfacade, mit Ausnahme eines kunſtvollen ſich um den ganzen Flügel hinziehenden Bogenfrieſes, — beſtehend aus »einer Reihenfolge zierlichſt profilirter Rundbögen mit edel ſtyliſirtem, rankendem Weinlaub und an romaniſche Formbildung erinnerndem Blattwerke«, — einer Reihe ſchräge liegender Wappenſchilder und faſt quadratiſcher Fenſter mit flachen Bögen, ſo wie des ſpäter noch beſonders zu erwähnenden großartigen Portalbaues, nur wenigen Schmuck. »Der ſchönſte iſt jedenfalls das ausgezeichnete Mauerwerk ſelber, welches eben ſo techniſch vollendet wie in ſeiner tiefen Färbung dem Auge angenehm iſt und ſich in beiden Beziehungen bedeutend vor dem ſpätern Baue der Verlängerung der Schloßkirche auszeichnet, was ſchon Büſching mit Recht hervorgehoben hat; es iſt dieſes eine Erſcheinung, welche ſich faſt allenthalben wiederholt, daß nämlich das Mauerwerk, beſonders im Ziegelbau, je älter deſto mehr auch in der Technik und damit zuſammenhängend auch in äſthetiſcher Beziehung ſich auszeichnet. Der Verband der Ziegel findet hier wie faſt durchgehend im Mittelalter nur an den Außenflächen ſtatt, während das Innere aus Gußwerk[116]) beſteht. Die Ziegelſchichten zeigen am Hochſchloſſe jedes Mal einen Wechſel von zwei Laufern und einem Strecker, während am Mittelſchloſſe nur ein Laufer und ein Strecker mit einander abwechſeln.

An der allein noch ſichtbaren Nordſeite des Schloſſes iſt nun der Kopf des Streckers jedes Mal dunkel glaſirt und ſo über das ganze Mauerwerk ein zwar höchſt einfaches aber doch dem Auge wohlthuendes Muſter gewirkt, welches die ſonſt todten Wände in Form und in Farbe belebt. Wechſelte, wie am ſpätern Mauerwerk, jedes Mal ein Laufer mit einem Strecker, ſo wäre der Anblick leicht zu dunkel und zu unruhig geworden, während er gegenwärtig gerade das richtige Verhältniß inne hält.« [117]) Das Auge kann ſich an der tief violetbräunlichen Farbe des Mauerwerks nicht ſatt ſehn und der Geiſt des Beſchauers ſchweift verwundert zu den ſchachbrettartigen Wandflächen der Dome von Genua und Toskana, welche hier in dem fernen Norden ein ſo ſonderbares, nur durch das Material modifizirtes Seitenſtück haben. Indeß werden wir an dieſer Nordfacade noch ſonderbareren Uebereinſtimmungen mit fernen ſüdlichen Bauwerken begegnen.

Vergegenwärtigen wir uns nur noch einen Augenblick, welchen Einfluß das Material auf die Architektur der Marienburger Bauwerke ausüben mußte.

Die ganze norddeutſche Ebene und namentlich auch die Provinz Preußen ſind mit erratiſchen Blöcken bedeckt. Dieſelben beſtehen vorzugsweiſe aus einem feſtkörnigen Urgeſtein und eignen ſich daher zu Bauten faſt garnicht. Die älteſten Kirchen Preußens ſind zwar häufig aus dieſem Material errichtet, auch pflegt man bis auf die neueſte Zeit Privat-, namentlich Wirthſchaftsgebäude

davon zu erbauen; doch widerſtrebt im Allgemeinen die Härte des Geſteins, der Mangel an leicht und billig herzuſtellenden Flächen, an manchen Orten — namentlich den ſpätern Alluvionen — auch das ſeltene Vorkommen deſſelben, einer allgemeinen und weitern Verbreitung. Das Bauen mit »Hauſteinen« wird ſtets denjenigen Ländern überlaſſen bleiben, welche an Kalk-, Schiefer- und Sandſteinbrüchen, alſo an leicht zu bearbeitenden Geſteinen, reich ſind; alle andern werden einen Erſatz in den »Formſteinen«, den allerdings etwas mürben aber leicht zu fabrizirenden Ziegeln, ſuchen. Sind doch ſelbſt die großartigſten Bauten Roms, wie die Thermen des Caracalla, aus Ziegeln aufgeführt.

Wir dürfen deshalb nicht erſtaunen, im Ordenslande faſt durchgängig den Ziegelbau vorzufinden; noch weniger aber darf es uns wundern, eine — abgeſehn von der durch den herrſchenden Styl gebotenen — den Ziegelbau charakteriſirende, auffallende Uebereinſtimmung anzutreffen. Denn die Form eines Kunſtwerks iſt nicht bloß ein Produkt des bildenden Geiſtes, welcher es ſchafft, des Styles, welcher eine Zeit beherrſcht, es iſt eben ſo ſehr von dem Materiale abhängig, aus welchem es gebildet wird. Wie der Bildhauer anders für den Marmor, anders für den Erzguß modelliren wird, ſo muß der Baumeiſter die Eigenthümlichkeiten des ihm dargebotenen Materials des Hau- und Formſteins berückſichtigen. Je härter das Geſtein, je größer die einzelnen zu

dem Bau zu verwendenden Stücke, um so kühner darf sich sein Plan erheben, um so sicherer wird er die einzelnen Theile frei, durchbrochen, luftig hinstellen und das Ornamentale, Vegetative der Bauformen zur Erscheinung bringen. Der Mailänder und Kölner Dom, überhaupt jene ursprünglich nordfranzösische und nach Adoption des orientalischen Spitzbogens »gothisch« genannte Architektur, haben diese vegetative Seite bis zum Ueberdruß ausgebeutet. Der griechische Tempelbau hat sich zu dieser Verirrung niemals verstanden; in seinen strengern Säulenordnungen vermeidet er selbst das sonst allein auftretende, schon den Verfall andeutende Akanthusblatt.

Es liegt im Wesen des Materials, daß der Ziegelbau im Orient wie in der Lombardei, der Mark und in Preußen durchweg dieselben Erscheinungen offenbart. Der Eigenthümlichkeit dieses Materials ist eben so jedes starke Relief, wie auch jede senkrechte Theilung entschieden unangemessen. Große Wandflächen, von hohen und meist schmalen Fenstern durchbrochen, den Ziegelreihen entsprechende Horizontalabschüsse, der Mangel des Ornamentalen, Vegetativen, dem Organismus des Gebäudes Widerstreitenden, das Vermeiden runder Profilirungen charakterisirt diesen Bau überall, wo er auftritt. Die dadurch nothwendig hervorgerufene Monotonie wird daher gerne durch reichere Flächenverzierung, besonders durch verschieden gefärbtes Material, die häufige Wiederkehr und mannigfaltige Zusammenstellung eines und dessel-

ben Verzierungsschemas unterbrochen. Die von glasirten Ziegeln gemusterten Mauern, die Bogenfriese mannigfaltiger Formbildung, welche an einigen Ordensschlössern gleichmäßig wiederkehren und auf die Benutzung eines Formmusters schließen lassen, so wie Reihenfolgen größerer und kleinerer Bogenblenden sind eben so häufig als charakteristisch. [118])

Diese Bedingungen haben die durchgängige Nachahmung des nordfranzösischen Kathedralenstyles in Preußen unmöglich gemacht, und vielleicht zum großen Glücke der dortigen Architektur. Danzig verdankt die Größe, die dorische Strenge seiner Bauwerke zum Theile nur dem Ziegelbau, und die Marienburg ist nun vollends aus einem andern Material erbaut undenkbar. Da wo die Grundbedingungen dieses Baues aufgegeben, wo die Fenster aus Hausteinen konstruirt, die massiven Strebepfeiler von schlanken Granitsäulen unterbrochen und ersetzt sind, — wie am Prachtbau des Hochmeisterschlosses, — wird der feinfühlende Beschauer bereits ein Herabsteigen von der frühern Höhe bemerken, welches ihn für Verirrungen fürchten läßt.

Nur ausnahmsweise läßt der Ziegelbau vegetativ-phantastische Formbildungen als Grundlage des Bauwerkes zu. Wir bewunderten in Danzig mit Recht die drei Giebel der Trinitatiskirche mit ihren schlanken Fialen. Wo das Ornament sonst auftritt, will es nichts als etwas Zusätzliches bedeuten. An den eigentlichen

gothiſchen Domen überwuchert das ornamentale Element das Bauwerk, es niſtet ſich ein wie der Epheu und der Ginſter. Bei den Ziegelbauten tritt es meiſt nur nebenbei auf, wie eine Guirlande, welche wir friesartig an einer Wandfläche befeſtigen, oder wie die Umkränzung eines Fenſters, einer Thüre. Einen andern Eindruck macht weder die »Goldene Pforte«, welche von dem nördlichen Flügel des Hochſchloſſes in die Schloßkirche führt, noch das Portal der Süd- und Nordſeite der Annakapelle. Es ſind geſchmückte, mit Kränzen verzierte Portale, durch welche wir treten; ſie verſetzen uns in eine feierliche Stimmung und heben uns über das Gemeine hinaus in die göttlich-reine Region der Kunſt.

In Betreff des Details nimmt die Goldene Pforte eine hohe künſtleriſche Bedeutſamkeit unter den Monumenten des Ziegelbaues ein. »Das vielgegliederte Portal ſelbſt mit dem Reliefſchmuck ſeiner Säulenkapitäle, den noch reicheren Figuren und dem Laubwerke, beides von edelſter Bildung,[119]) an den konzentriſchen Leibungen des Spitzbogens; ebenſo die ſo edel wie reich geſchmückten Niſchen in der Mauerdicke, zu beiden Seiten des Portals, wo über Eck- und Mittelſäulchen von trefflichſter Profilirung ſich phantaſtiſche Bögen verſchiedenſter ſpitzbogiger und anderer Formbildungen in einander legen und wieder Platz gewähren, um wieder Reliefgruppen einzufaſſen, gehören ſchlechthin zu dem Edelſten, was im Ziegelbau geſchaffen worden iſt.« Quaſt, dem

dieſe Darſtellung entlehnt iſt, ſteht nicht an auszuſprechen, daß, was zierliche, bis in die einzelnen Formen durchgeführte Detailbildung betrifft, ihm im geſammten deutſchen Ziegelbaue nichts vorgekommen ſei, was dieſer ihren Namen im edelſten Sinne des Wortes mit Recht führenden Goldenen[120]) Pforte gleichkäme. Dieſelbe zeigt — nach dem genannten Kunſtkenner — noch eine gewiſſe Jungfräulichkeit der Formen; aber Alles erſcheint hier in der höchſt möglichen Vollkommenheit der Bildung, ſo daß ein entſchiedener Fortſchritt gegen den ſonſtigen »frühgothiſchen« Styl des Nordflügels nicht zu verkennen iſt. Auch techniſche Verſchiedenheiten finden ſich zwiſchen beiden. An der Pforte ſind alle Profile unendlich zierlicher, tiefer unterarbeitet, die Maſſen getheilter und viele Theile mit einer gelblichen Glaſur überzogen, welche faſt durchſichtig, keine der eleganten Formbildungen verdeckt, ihnen gegentheils neuen Reiz verleiht.

Nicht umſonſt ruft dieſes Portal eine erhöhte Stimmung hervor; wir befinden uns auf geweihteſtem Boden. Ein wohlthuendes Träumen empfängt uns in der Schloßkirche mit leiſem Flügelſchlage. In dieſer Hauskapelle der geſammten Ritterſchaft wurden die »Gezeiten« von je drei zu drei Stunden gehalten, Tag wie Nacht. Uns überkommt ein leiſer Schauer, gedenken wir jener hier betenden Brüder, welche zugleich das Schwert und das Kreuz als Symbol erwählten, zugleich Ritter und Mönche, während doch Eines allein ſchon genügt hätte, ſie furcht-

bar zu machen. Oder hoffte man, der Geiſt werde die phyſiſche Gewalt, das Leben den Fanatismus der Religion in Schranken halten?

Sie ſind dahin gegangen, aber nicht ihr Werk. Unter der Annakapelle in einem Gewölbe ruhen ihre großen Meiſter Dietrich von Altenburg, Winrich von Kniprode, Heinrich von Plauen. Wir ſchreiten über ihre Grabſteine mit kaum noch leſerlichen Schriftzügen. Die Gebeine der hier Begrabenen haben zwar zur Zeit der polniſchen Herrſchaft denen der Jeſuiten weichen müſſen. (erkannten dieſe vielleicht das Ketzerthum in der Thatkräftigkeit dieſes Ordens?) — aber was thut's? Für uns liegen dieſe Meiſter hier noch immer begraben, denn wir fühlen das Wehen ihres großen Geiſtes; in das Gefühl der Vergänglichkeit ſelbſt dieſer Größe miſcht ſich die freudige Gewißheit, daß es lohnte ſo zu leben; daß ein ſolches Streben nicht umſonſt war.

Die Heilige Jungfrau war die Schutzherrin des Deutſchen Ritterordens, ihr vor Allem gebührte ein bleibendes Monument; und ſie haben es ihr errichtet, ſtrahlend in herrlichem Glanze, bleibend in unvergänglicher Schönheit.

In einer tiefen Mauerblende an dem polygonen Chorſchluſſe der Schloßkirche ſteht das koloſſale Marienbild[121]) hoch über dem Burggraben, dem öſtlichen Umhange der Burg gegenüber, ſo daß es ſchon aus weiter Ferne geſehen werden kann. Das Bild, welches mit mehr als halber Dicke aus dem Grunde der Mauer-

blende heraustritt, ſtellt die Jungfrau Maria mit dem Chriſtuskinde auf dem linken Arme und einem Scepter in der rechten Hand dar. Die einzelnen Theile des Bildes ſind übergroß, da daſſelbe auf eine ſehr weite Entfernung berechnet war; die Höhe der Jungfrau beträgt 25 Fuß, die Größe des ſitzenden Chriſtuskindes 6 Fuß; das Geſicht der Jungfrau vom Kinn bis zur Stirn mißt gegen $3\frac{1}{2}$ Fuß, der Mund dreiviertel Fuß und in dieſem Größenverhältniſſe ſind auch die übrigen Theile des Bildes. Der Eindruck, den dieſes aus farbigen und goldenen Glaspaſten zuſammengeſetzte Moſaikbild auf den Beſchauer macht, iſt gleich mächtig, »ſei es, daß das auf goldenem Grunde hervortretende Bildwerk von der hellen Morgenſonne beſchienen doppelten Glanz zurückſtrahle, ſei es, daß Mondſchein die höhere Geſtalt mit ſanfterem Lichte übergieße und die kräftigeren Farben des Bildwerks in ſanftere Harmonie vereinige. So außergewöhnlich, ja einzig die Technik eines mit Moſaiken bedeckten Bildwerkes iſt,[122]) noch dazu eines ſo ungewöhnlich großen, der größten Figur vielleicht des geſammten Mittelalters, ſo trefflich iſt andererſeits das Werk in künſtleriſcher Beziehung, das heißt gleichmäßig in Bezug auf Skulptur, wie auch in der Färbung.«[123])

Dennoch iſt die Empfindung, wenn wir dieſem koloſſalen Bilde das erſtemal gegenüber treten, ſelten eine andere als eine gemiſchte, halb ſtaunende Bewunderung, halb Befremdung. Die Unbehaglichkeit, in welche uns

ſein Anſchauen verſetzt, iſt weniger eine Folge der einzelnen Fehler der Zeichnung, wie des zu kurzen rechten Armes [124]) — »die großartigen Linien des Faltenwurfs ſtimmen vielmehr ſehr wohl mit dem Ernſte, den das Angeſicht der Himmelskönigin trägt, und dieſer Ernſt iſt wieder ſehr glücklich durch die Schönheit edelſter Formbildung gemildert, die ſich gleicherweiſe in der ganzen Geſtalt wie in der ſorfältigen Anordnung der verſchiedenartigen Gewänder zeigt«, — es iſt die Koloſſalität der weiblichen Geſtalt, was uns immer und immer mit einem eigenthümlichen Gefühle des Widerwillens erfüllt. Soll die Koloſſalität den Eindruck des Impoſanten, der Würde, der Erhabenheit hervorrufen oder verſtärken, ſo iſt ſie bei der Bildung männlicher Geſtalten, bei Thieren, deren Weſen das Kraftvolle, die Stärke iſt, recht eigentlich angebracht. Die Natur des Weiblichen erfordert urſprünglich Anmuth. Dieſe kann aber über eine gewiſſe Grenze, über die naturgemäße Größe niemals hinaus, ohne den Ausdruck einer furchtbaren, meduſenhaften Anmuth anzunehmen und eine Art von ſtarrenden Schreckes hervorzurufen. Ich möchte wohl fragen, ob die Juno Ludoviſi beim erſten Anblick einen andern Eindruck macht als den einer gorgoniſchen Anmuth. Wir müſſen uns erſt an dieſem ſonderbaren, neuen, unerhörten Anblick gewöhnen, bevor wir zu einem künſtleriſchen Genuſſe gelangen. Weil aber die Koloſſalität ganz von ſelbſt der Anmuth den Aus-

druck der Erhabenheit gewährt, ſo haben ältere wie neuere Künſtler zu dieſem Mittel gegriffen, um die großartigſten Wirkungen hervorzubringen. Wir können in dieſer Beziehung die Schöpfer der Juno Ludoviſi, der ägyptiſchen Sphinx, der Bavaria und unſeres Moſaikbildes unmittelbar neben einander ſtellen.

Aber auch in archäologiſcher Hinſicht iſt dieſes Muttergottesbild ein merkwürdiges Kunſtwerk. Als man nämlich das im Laufe der Jahrhunderte vielfach beſchädigte Bild im Jahre 1823 durch den italieniſchen Künſtler Gregori, der in der Moſaikfabrik des Papſtes in Rom gearbeitet hatte, reſtauriren ließ, fand man unter der neuern Stuckmaſſe einen ältern bemalten Stucküberzug, woraus man ſchließt, daß unter Dietrich von Altenburg, dem Erbauer der Schloßkirche, das Bild nur in dieſer einfachern Art ausgeführt und erſt zu der Zeit des höchſten Glanzes der Marienburg, etwa unter Winrich von Kniprode, mit Moſaik überzogen worden ſei. Unſer Intereſſe wird aber noch mehr erhöht, wenn wir erfahren, daß es in ganz Deutſchland und im ganzen Norden aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts überhaupt nur noch zwei ähnliche Moſaikbilder giebt, eines am Südportal des Domes zu Marienwerder und ein anderes in derſelben Stellung am Dome St. Veit zu Prag. Alle dieſe Werke ſind um ſo intereſſanter, als die Moſaikbildkunſt gerade in jener Zeit ſelbſt in Italien darniederlag. [125])

Wir können von dem hohen Schloſſe nicht ſcheiden, ohne einen Blick auf das intereſſante Eingangs-Portal geworfen zu haben, welches im nordweſtlichen Thurme, der zum Mittelſchloſſe über den trockenen Graben führenden Zugbrücke gegenüber liegt. Es iſt eine hochaufſtrebende Spitzbogenniſche, die durch ihre auffallende Formbildung auf orientaliſche Vorbilder hindeutet.

Ein ſchlanker Spitzbogen von 45 Fuß Höhe und 15 Fuß Breite nimmt faſt die ganze nördliche Wandfläche dieſes Thurmes bis zu dem oben erwähnten Bogenfrieſe ein, ſo daß an den Seiten nur Pfeiler übrig bleiben, an der Oſtſeite ein ſchmalerer, an der nordweſtlichen Ecke des Schloſſes ein breiterer. Der Spitzbogen hat eine breite Einfaſſung von ſchwarzen glaſirten und rothen Ziegeln und ruht an jedem Ende auf einem halbrunden Wandpfeiler, der gleichfalls aus ſchwarzen und rothen Ziegeln beſteht und deſſen Fuß von Granit iſt. Kleine Spitzbogenniſchen ſind oben ſeitwärts angebracht, eine etwas größere unten in der Mitte des öſtlichen Pfeilers. Am Auffallendſten iſt die Ausbildung der Niſche hinter dem großen Bogen; ſie wird durch eine Wand, die von dem öſtlichen Pfeiler in ſüdweſtlicher Richtung und durch eine zweite kürzere, die von dieſer in nordweſtlicher Richtung nach dem weſtlichen Pfeiler geht, geſchloſſen. In der erſtern Wand befindet ſich das eigentliche Eingangsthor, welches nach dem innern Schloßhofe führt, jedoch nur einen verhältnißmäßig geringen Theil der

ganzen Niſche einnimmt, weshalb der übrige Raum durch verſchiedene Niſchen und Fenſteröffnungen geſchmückt iſt. Die Grundform der ganzen Niſche iſt die eines ſtumpfen, jedoch beinahe rechtwinkligen Dreiecks, deſſen Hypothenuſe der große Portalbogen bildet. Die Kathete, in welcher das Thor liegt, iſt viel größer als die andere, in welcher ſich eine Spitzbogenblende, zugleich als Sitzbank dienend, befindet.

Dieſer Portalbau, dem Quaſt eine detaillirte Beſchreibung gewidmet hat, erinnert eben ſo durch ſeine allgemeine Form wie durch ſein höchſt intereſſantes Detail an ähnliche Anlagen des Orients; Aegypten, Syrien, Meſopotamien und Indien ſind damit bedeckt; namentlich iſt aber Kairo reich an ähnlichen großartigen Portalbauten; wir erinnern uns, daß Bogumil Goltz dort die Wurzeln der germaniſchen Baukunſt entdecken zu müſſen glaubte, und ſtaunen im Ordenslande um ſo weniger über den Zuſammenhang mit ſo fernen Ländern, als der Deutſche Orden faſt unmittelbar nach ſeinen Kämpfen mit den Sarazenen in Syrien und Aegypten die Koloniſation Preußens unternahm. Wie durch die ganze arabiſche Baukunſt das Prinzip aufſtrebender Blendbögen im Spitzbogen, in deren Niſchen die Fenſter in verſchiedenen Geſchoſſen und Gruppirungen ſich befinden, geht, ſo finden wir nicht bloß am Marienburger Schloſſe, ſondern überhaupt an den meiſten Ordensburgen daſſelbe Prinzip und ſogar in noch größerer Ausbildung ange-

wendet. Eine ähnliche Uebereinſtimmung zeigt ſich an den rein fortifikatoriſchen Anlagen des Ordens, indem auch hier die im Orient erblickten Muſter auf die europäiſchen Beſitzungen übertragen wurden.

Indeſſen geſchah dieſes nach Preußen vielleicht nicht auf direktem Wege. Quaſt, — dem dieſe ganze Darſtellung entlehnt iſt, — weiſt überzeugend nach, daß das ſpitzbögige Hauptportal der Kirche Della Magione zu Palermo, welche 1193 von dem Kaiſer Heinrich VI. dem Deutſchen Ritterorden als deſſen erſte Beſitzung in Europa geſchenkt wurde, vorzugsweiſe das Vorbild für unſern Marienburger Portalbau abgegeben habe. Sizilien ſtellt am Anfange des zweiten Jahrhunderts ſich als Land der Vermittlung zwiſchen Abendland und Morgenland hin; es bildet die natürliche Brücke zwiſchen chriſtlicher und arabiſcher Kunſt und feiert deren Verbindung in dem ſizilianiſch-normänniſchen Bauſtyle. Der Deutſche Orden mußte bei ſeinem Aufenthalte daſelbſt die ſchon im Oriente erblickten Vorbilder mit doppelter Freudigkeit nachzubilden ſich beſtreben, als er in dem nordiſchen Preußenlande ſeine Burgen erbaute und ſchmückte.

An dem Orient und unmittelbar an Palermo erinnern auch die aus einzelnen quadratiſchen Ziegelſteinen mit Majuskelbuchſtaben zuſammengeſetzten Inſchriften, welche beim Hochſchloſſe am Nordflügel und in einzelnen zerſtreuten Steinen an der goldenen Pforte auftreten. »Dem Muhamedaner waren dieſe Inſchriften gewiſſer-

maaßen ein Erſatz der Gemälde, deren Anwendung ihm ſeine Religion verbot. Das ewige Formſpiel ſich entwickelnder Ornamente, welches die Wände im Innern wie im Aeußern bedeckt, verlangt den Gegenſatz eines rein geiſtigen Ausdrucks.«

Dergleichen ornamentale Inſchriften giebt es im chriſtlichen Europa aber nur in Sizilien und im Ordenslande. [126])

Die vorſtehenden kurzen Mittheilungen ſollen nur dazu dienen, dem wunderbaren Portalbau des Hochſchloſſes eine größere Aufmerkſamkeit zuzuwenden, als wir ſonſt ihm zu ſchenken würden geneigt geweſen ſein. Wer dieſe ſonderbare Niſche vielleicht unſchön genannt hätte, kann nun mindeſtens nicht ohne Intereſſe an ihr vorübergehn. Wir erkennen auch hier, wie ſich kein Ding als etwas Abſolutes, Losgelöſtes, Selbſtſtändiges behaupten kann; erſt die Verbindungen, in denen wir es erblicken, ſeine Beziehungen, Vergleichungen und Analogieen gewähren ihm eine Bedeutung, die es an ſich niemals beanſpruchen konnte. Ein Ziegel iſt nichts als ein Stück gebrannter Thon; aber ein Ziegel aus dem Grabmale eines ägyptiſchen Herrſchers iſt uns ein hiſtoriſcher Denkſtein.

Das Mittelschloß.

Wie wir bereits oben sahen, stellt das Mittelschloß dem Hochschlosse, als dem rechten Hause, dem Kapitol, dem Heiligthume des Ordens gegenüber, die Residenz des Hochmeisters, die Wohnung der Ordensbrüder, den gemeinschaftlichen Mittelpunkt ihrer gewöhnlichen Lebensverhältnisse dar. Wir finden daher in der Ordenszeit den nördlichen und den östlichen Flügel des Mittelschlosses theils von den Ordensbrüdern bewohnt, theils zu Gelassen für die Dienerschaft oder Prachtwohnungen für die höhern Ordensbeamten bestimmt, theils zu Krankenzimmern (Firmarien), Küchen und »Gastkammern« eingerichtet. Es ist das »Stillleben« dieser Rittermönche, was uns in diesen seitdem vielfach zerstörten und veränderten Theilen des Mittelschlosses mit eigenem Reize entgegentritt; die Herbigkeit des Mönchsritterthums löst sich hier in behagliche Menschlichkeit auf. Wir verfolgen es hier bis zu den gemeinschaftlichen Schlafstätten, zu den verbotenen »Heimlichkeiten«, ja bis zu den im Weichselthale so häufig wiederkehrenden »Danzken« (Danzigern),

jenen mit dem Hauptgebäude meiſt durch einen verdeckten Gang verbundenen Thürmen, welche das buon ritiro enthielten.

In architektoniſcher Hinſicht haben dieſe beiden Flügel eine große Bedeutung wohl niemals gehabt, und was ſie eingebüßt, hat eine halb ungeſchickte Reſtauration nicht wiederherſtellen können. Die ſpitzbögigen Arkaden der Oſtfacade ſind vermauert, und die Nordfacade erhebt ſich nur in ihren beiden Giebeln, von denen der weſtliche mit ſeinen reich gegliederten und verzierten Blenden das Auge entzückt, zur künſtleriſchen Höhe des Weſtflügels. Dennoch erfreut immerhin auch dieſer Theil des Schloſſes durch die Energie ſeines Styles und die harmoniſche Verbindung aller Theile, von denen der Portalbau, mit dem Ordensſchilde zwiſchen zweien Thürmen, ſich beſonders hervorthut. Es lag indeſſen in der untergeordneten Beſtimmung dieſer beiden Flügel, daß ſie an architektoniſcher Bedeutung niemals dem Hochſchloſſe oder dem Weſtflügel gleichen konnten. Der Letztere iſt es, auf welchen wir unſere Aufmerkſamkeit zuvörderſt zu richten haben.

Enthält das Hochſchloß als politiſch-religiöſer Mittelpunkt des Ordens den Kapitelſaal und die Schloßkirche, der Oſt- und Nordflügel des Mittelſchloſſes aber die Wohnungen der Ordensbrüder, ſo ſchließt der Weſtflügel den nicht politiſch-religiöſen Verſammlungsort, den für gemeinſchaftliche Zuſammenkünfte beſtimmten, der Befrie-

digung leiblicher Bedürfniſſe gewidmeten Conventsremter und die Prachtwohnung des Hochmeiſterſchloſſes in ſich. Auch äußerlich theilt ſich dieſer Flügel in das Conventsgebäude und das Hochmeiſterſchloß. Das erſtere zieht ſich als längliches Viereck, von dem Nordflügel ab, — bei welchem es den oben erwähnten kunſtvollen Giebel bildet, — bis zum Oblong des Hochmeiſterſchloſſes, welches ſich ihm in der Richtung von Oſten nach Weſten vorlegt, ſo daß das Conventsgebäude ſowohl im Weſten als auch im Oſten gegen das Hochmeiſterſchloß zurücktritt.

Das Conventsgebäude enthält ein Geſchoß über der Erde und zwei Kellergeſchoſſe. In dem Erdgeſchoſſe befinden ſich der Conventsremter, die Conventsküche, die Küchenkammer und die Stube des Kochs.

Der Eingang zum Conventsremter iſt jetzt unmittelbar vom Hofe durch eine in die ſieben Fuß dicke Mauer gebrochene, niedrige Vorhalle, welche im Hintergrunde durch eine mächtige Thüre von Eichenholz geſchloſſen wird. Auch bei den gothiſchen Domen überraſcht uns meiſt die verhältnißmäßig geringe Höhe der Portale, wahrſcheinlich ein Ausdruck chriſtlicher Demuth.[127])

Wiſſen wir bereits, welche Herrlichkeit uns erwartet, wir fühlen unſer Herz pochen, und wiſſen wir es nicht, dann iſt es ein Schrei, der ſich unſerer Bruſt entringt, wie wenn wir mit verbundenen Augen auf eine Felshöhe geführt werden und vor uns liegt mit einem Male eine

ſonnen-goldene Landſchaft ausgebreitet. Schüttelt den Staub von euern Füßen; es iſt der heiligſte geweihteſte Boden, den wir hier treten! Denn was Niemand glauben wird als wer es ſelber geſehn, was wir im Kölner Dom und im Parthenon angedeutet finden, was wie ein Traum durch den Geiſt des Künſtlers wehen mag, hier ſteht es verkörpert vor unſern Augen, eine Wahrheit, die wir mit Händen faſſen und doch im erſten Augenblicke kaum begreifen. Iſt es nicht kühn, zu ſagen, die Architektur aller Zeiten und aller Völker habe nichts geſchaffen, nichts erdacht, was dieſem Conventsremter gleichkäme? Iſt es nicht vermeſſen, zu ſagen, hier ſei jeder Zwieſpalt ausgeſöhnt, hier feiere Natur und Kunſt, Religion und Leben, Geiſt und Materie, Menſch und Gott ihre Vereinigung? — Was alle Zeiten erſtrebt, wonach die Kunſt in ihren höchſten Entwickelungen gerungen, was bis jetzt nur ein Mal annähernd das Griechenthum erreicht hat, die Ausgleichung des Widerſpruches zwiſchen Ideal und Leben, Geiſt und Körper, Idee und Form, hier iſt es zum erſten Male eine volle und ganze Wahrheit geworden. — Was iſt die Kunſt und was namentlich die Architektur Anderes als das ſymboliſirte Streben des Menſchengeiſtes, den Widerſpruch zwiſchen Erde und Himmel auszugleichen, den Himmel zu erſtreben und die Erde doch nicht zu laſſen, dem Geiſte, dieſem ewig wandelbaren Proteus, einen Körper zu geben, Gigant zu ſein und zugleich Menſch. Die Einen bauen in den Himmel

bis der erzürnte Gott ihre Sprache verwirrt, — denn sie vergaßen der Erde; die Andern können nicht von dem heimathlichen Boden los, nur die Spitze der breit fundamentirten Pyramide weist nach Oben. Und wieder die Einen wissen nichts als kolossale Felsblöcke auf einander zu häufen, während die Andern den Stein durchbrechen, vergeistigen und in ihren gothischen Barbarismen die Versöhnung von Geist und Materie ganz äußerlich durchführen wollen. Der Grieche strebt in seinen Säulen kühn zum Aether, aber fast zu maaßvoll setzt er sich selber eine Grenze durch den Architrav, und nur das »Adlerdach« deutet die Fortsetzung des ursprünglichen Aufschwunges an.

Ich frage aber, wo giebt es etwas, was diesen Pfeilern, diesem Gewölbe, diesem Lichte, dieser Beschränkung und Freiheit gleichkäme! Dem Einen ist dieses Gewölbe die »Andeutung des Himmels«, dem Andern »ein steinerner Palmenwald«; Manche sehen in den Pfeilern, dem schwungvollen Auf- und Niedersteigen der Gewölberippen »des Springquells flüssige Säule«, welche nach den Seiten melodisch herabwallt; auf die Andern machen diese Pfeiler den Eindruck eines Gebetes, das sich zum Himmel ringt gleich einer lodernden Opferflamme. — Ist es nicht Alles dasselbe? Sind Himmel, Wald, Springquell und Opferflamme nicht der Ausdruck, die Versinnlichung eines und desselben Gedankens, des Strebens, den Himmel auf die Erde herabzuziehn, die Erde zum Himmel zu erheben?

Sonst baute der Mensch ein Haus für seinen Gott und ein anderes für sich. Denn die stolzen Götter wollen nicht mit dem Menschen zusammen wohnen; zögernd und mit heiligem Schauer mag er sich ihnen nähern. Aber zu Hause da fühle er sich menschlich leicht und frei, da unterhalte er auf seinem Heerde das Feuer und stelle rings seine »Hausgötter«, seine Laren hin. Dafür fehlt ihm dort aber auch das Erhabene, das Große, der Himmel.

Der Ordensritter konnte diesen Gegensatz nicht kennen, er hatte keinen Heerd. Sobald er das Gelübde als Bruder abgelegt, gehörte er seinem Convente an; sein Besitz ging auf den Orden über; er durfte nichts Eigenes erwerben; nur Wasser und Brod und ein altes Kleid wurden ihm symbolisch für seine Entsagung des fröhlichen Weltlebens dargeboten; eine einsame Kammer, unwirthlich und im Winter nie geheizt, die er noch dazu oft mit einem Kameraden theilen mußte, ward ihm als Wohnung angewiesen; ein Strohsack, ein Strohkissen und eine leichte Decke waren sein ärmliches Nachtlager; weder das Gemach noch was darin war, durfte je verschlossen sein. Der Ordensbruder war nicht nur Ritter, er war auch Mönch. Diese Vereinigung von weltlichem und religiösem Leben, Soldaten- und Priesterthum, Kriegslager und Kloster, Kampf und Gebet, Kreuz und Schwert ist es aber, was diese Remter schuf. Im Ordensritter steht jene Verbindung von Religion und Leben, Geist und Körper in einer Weise harmonisch da, wie sie die

Menschheit ein zweites Mal nicht aufzuweisen hat. Darum ist aber auch die Ordensburg nichts als ein »befestigtes Kloster«, darum gehen die Kirchen in den Ordensschlössern niemals über den Charakter einer bloßen Schloßkapelle hinaus, und darum ist der Versammlungsort des Conventes halb ein Ort der Freude und halb des Gebetes, halb Kirche und halb Heerd.

In diesem Conventsremter wurden nach Art der Mönchsorden die gemeinschaftlichen Mahlzeiten gehalten. Alle Ordensbrüder, die Geistlichen wie die Laienbrüder, aßen an der gemeinsamen Conventstafel, sobald um zwölf Uhr das dritte Tagesgebet, die Sexte, abgehalten war; nur für den Hochmeister, den Großkomthur, Treßler, Trapier und einige andere vornehme Ordensbeamte gab es eine besondere »Gebietigertafel«. Die Priesterbrüder sprachen vor dem Essen die Tischgebete. Während der Speisung herrschte allgemeines Schweigen, denn es wurden von einem Ordensbruder Lectionen gehalten, »auf daß — wie es heißt — nicht allein die Gaumen werden gespeiset, sondern auch die Ohren hungern nach Gottes Wort.« [128])

»Nach ernster Andacht bei dem Gottesdienste suchte der Ordensbruder den Ort der Heiterkeit und Freude. Im Conventsremter versammelten sich die Brüder wiederum zu freundlicher Unterhaltung, zu geselliger Mittheilung, zu Lust und Spiel, wo der Freund dem Freunde, der Bruder dem Bruder sich in Liebe begeg-

neten, wo ſich das Herz dem Herzen öffnete und die treuen Freundſchaftsbande geſchlungen wurden, deren die Geſchichte von Ordensbrüdern öfters mit Ruhm zu erwähnen weiß. Hier vergaß der Bruder gerne, welchen Freuden und Vergnügungen er mit dem Ordenskleide entſagt habe; hier ward dem Ritterbruder die ſchöne Welt der treuſten Freundſchaft aufgethan und die Worte des Geſetzbuches gingen ihm hier ganz in Erfüllung:

»Die Minne iſt die Grundveſte des geiſtlichen Lebens und tröſtet und ſtärket die, welche darinnen arbeiten, und iſt ihre Frucht und ihr Lohn. Ohne die Minne ſind weder Orden noch Werke heilig. Die Minne iſt ein Schatz, mit dem der Arme reich iſt, der ihn hat, und der Reiche arm, der ihn nicht hat.«

Hier war dem Ordensbruder auch Spiel und luſtiger Zeitvertreib erlaubt; man ergötzte ſich mit dem Schachſpiele und dem Dammbrete. An hohen Feſttagen wurden wohl auch Kollazionen — fröhliche Trinkgelage — gehalten, zu denen der Hochmeiſter Wein und allerlei Leckerbiſſen verabfolgen ließ. [129])

Liegt dieſes Alles, Gebet, Minne, Freude, nicht in dieſen Hallen verkörpert vor uns? Sind ſie nicht zugleich ernſt und freudig, weit und enge, erhaben und behaglich? Iſt es nicht die Minne, die hehre Freundſchaft, ein göttlicher Hauch, was dieſe Räume durchbebt? — Wir ſenken unſer Auge in Demuth und wir erheben es wiederum freudig, »halb Lächeln iſt's und halb Gebet,«

ein Gefühl, wie es uns überkommt, beim ersten Grün des Mai's oder des Abends am träumenden Meere. Fast ist die Klarheit dieser Hallen zu licht und rein; an so viel innern Glanz, so viel Freudigkeit nicht gewöhnt, sehnt sich unser Auge nach einer Wolke, die es schütze, wie wir ja auch den Himmel in seiner reinen Bläue nicht ertragen und mit der Hand unser Auge bedecken.

Wunderbar ist es, wenn des Abends die Sonne ihre letzten Strahlen durch die acht gewaltigen Spitzbogenfenster sendet, welche die westliche Langseite durchbrechen. Die Farben der Scheiben werfen ein spielendes Muster auf die weiße Wandfläche im Osten oder auf die bunte Mosaik des Fußbodens, während die drei schlanken, roth-schwarzen Granitpfeiler, welche in der Mitte des Saales in einer Reihe das Gewölbe tragen, sich scharf gegen die lichten Fenster und Wände abzeichnen. Aber noch wunderbarer ist es, wenn der Mond sein bleiches Licht durch die sechs Fenster der Ostseite wirft und phantastische Gestalten diese Räume beleben, oder eine Fackel ihr rothes Licht über die bleichen Wände gießt.

Neben dem Conventsremter liegt die Conventsküche. Unter beiden ziehen sich großartige Kellerräume in zwei Geschossen übereinander hin. Durchwandeln wir diese Hallen, dann begreifen wir erst, wie man es wagen konnte, die Gewölbe da oben so kühn und luftig schwebend zu konstruiren. Denn hier unten entdecken wir Träger mit fußbreiten Gurten, so kolossal massenhaft,

daß uns ganz von ſelbſt der Vergleich mit dem Atlas beifällt, der den Himmel trägt. Namentlich iſt es ein mächtiger, gemauerter Pfeiler, der mit ſeinen Gurten unmittelbar auf eine Granitplatte aufſetzt und dieſelben mit den, von den entgegengeſetzten Gewölbeſeiten aufſteigenden Gurten verbindet, was unſer Staunen hervorruft. Als Kind hatte ich die Vorſtellung, daß die Bäume mit ihren Wurzeln eben ſo tief in die Erde gingen, als ſie die Aeſte zum Himmel hinaufſchickten. Dieſen ſelben Glauben hat das Volk von der Marienburg. Und in der That, wenn wir dieſe Gewölbe ſehen und hören, daß unter ihnen noch ein zweites liege, wir ſtellen uns unwillkührlich vor, daß ſich die Wurzeln dieſes Rieſenbaumes noch tiefer in der Erde verlieren. Denn dieſes Mauerwerk erſcheint uns ſo organiſch, daß wir uns ein plötzliches Abbrechen gar nicht denken können, ſondern meinen, es müſſe ſich Wurzeln gleich hinabſenken und in Faſern auflöſen.

In Betreff der Technik fällt uns die Größe der zu dieſem Mauerwerk verwendeten Ziegel auf; ſie erſcheinen uns um ſo koloſſaler, wenn wir uns der kleinen Ziegel erinnern, welche die Römer zu ihren Bauten benutzten.

Südlich an das Conventsgebäude ſtößt, wie ſchon erwähnt worden, das Hochmeiſterſchloß mit der Hauskapelle des Meiſters.

Wenn das Hochſchloß, namentlich in ſeinem nördlichen Flügel, den »hohen« Styl des Marienburger

Schloſſes repräſentirt, das Conventsgebäude aber den »ſchönen«, ſo werden wir den Styl, in welchem das Hochmeiſterſchloß erbaut iſt, als den »glänzenden« bezeichnen müſſen. Die Idee des Ordens, der Geiſt der Entſagung und Demuth, welcher die Ritterbrüderſchaft durchdrang, verlangte in der Architektur des Hochſchloſſes die vollſte Erhabenheit, Würde und Strenge des Styles. Der zu gemeinſchaftlichen, frei menſchlichen Zuſammenkünften der Ordensbrüder beſtimmte Conventsremter ließ eine Milderung dieſer urſprünglichen Strenge zu und erhebt ſich darum zu der entzückenden Schönheit ſchwungvoller, erhaben-anmuthiger Formen.

Das Hochmeiſterſchloß, als die Reſidenz des Herrſchers, tritt uns in glänzender Fülle und blendender Pracht als die würdige Behauſung des Oberhauptes eines mächtigen Staates entgegen, mit all dem Luxus, Comfort, mit der vollen Behaglichkeit ausgeſtattet, wie ſie den Anforderungen eines ſinnigen, kunſtliebenden, menſchlich-frei empfindenden Fürſten zuſagen mochte. Dennoch ſpricht auch aus dieſen anmuthvoll-behaglichen Hallen die urſprüngliche Idee des Ordensthumes. Auch ſie bewahren nicht bloß den kriegeriſchen Charakter des Ritter-, ſondern auch die religiöſe Strenge des Mönchsthumes. Wir finden nur die bereits im Conventsremter zugelaſſene freiere Menſchlichkeit hier zu noch größerer Herrſchaft gelangt, ohne daß darum die urſprünglichen Elemente, welche im Hochſchloſſe rein verkörpert auftre-

ten, unterdrückt worden wären. Wohl iſt es ein »Genrebild«, was ſich in den Hallen des Hochmeiſterſchloſſes unſern Blicken darbietet, aber es iſt ein hiſtoriſches Genre; zwar ein »Stillleben«, aber eines in weiteſten Dimenſionen.

Damit iſt aber zugleich angedeutet, wie dieſe Architektur bereits ein Herabſteigen von der einmal errungenen Höhe darſtellt. Iſt es doch ſelten einer Zeit vergönnt, den erreichten Höhepunkt länger als einen Moment zu behaupten! Gleicht dieſe Höhe doch ſogar meiſt nicht einmal einer Bergkuppe, ſondern nur einer Bergſpitze; und werden wir doch ein Herabſteigen um ſo näher wähnen, je mehr die erreichte Höhe alle bis dahin erklommenen übertraf! Wie aber ein Herabſteigen nur etwas relativ Niedriges andeutet und in der That auf einer abſolut noch ſehr bedeutenden Höhe ſtattfinden kann, ſo empfinden wir auch hier einen Niedergang nur, wenn wir zu der verlaſſenen Erhabenheit zurückblicken. Werfen wir den Blick in die Tiefe, uns ſchwindelt noch auf dieſer Höhe.

Schon im Aeußern deuten Hoch-, Mittel- und Hochmeiſterſchloß die Unterſchiede ihrer Style an. Das erſtere mit ſeinen glatten, ſtrengen Wandflächen verſteht ſich kaum zu einigen — zum Theil ſpäter wieder vermauerten — Fenſterdurchbrechungen, wie wenn es ſich vor unheiligen Blicken verſchließen, ein Geheimniß bewahren wolle. Nur hohe, bis zum Dache reichende Bogenblenden mildern die Herbigkeit der kalten Monotonie;

ein einfacher Bogenfries umrankt die ſchmuckloſen Mauern, welche keine Zinnen krönen; ein grandioſer Portalbau öffnet ſich in einer koloſſalen Niſche, um ſofort ſich wieder zu einer niedrigen Pforte zu verengen. Nur im Innern des gewaltigen Mauer-Vierecks gehn Fenſter auf einen kunſtvollen Kreuzgang, der bis zur Höhe des zweiten Geſchoſſes umgiebt, und eine »goldene Pforte« führt zur Schloßkirche. [130])

Das Conventsgebäude zeugt von Außen gleichfalls noch vollſtändig ſchmuckloſe Mauerflächen. Aber eine Crenelirung giebt ihnen oben einen frei-anmuthigen Abſchluß und große ſpitzbogige Fenſter öffnen ſich auf beiden Langſeiten. Wir können von draußen in dieſe Räume ſchauen, ſie ſchrecken uns vom Eintritt nicht zurück, ſie fordern uns dazu auf. Dennoch ſteht die äußere Einfachheit in keinem Verhältniß zu der innern Schönheit. Wir erwarten höchſtens eine Ueberraſchung und wir finden ein Wunder.

Das Hochmeiſterſchloß iſt gleich bedeutend von Außen und von Innen. Darum iſt es aber auch gerade dieſer Theil des Marienburger Schloſſes, der dem Fremden im erſten Momente ſo imponirt. Die Erhabenheit des Hochſchloſſes will ſtudirt, die Schönheit des Conventsremters geſucht ſein; das Hochmeiſterſchloß drängt ſich uns auf. Dort ſchälen wir den Kern aus einer ſtacheligen oder verſchloſſenen Hülle, hier liegt ein »goldener Apfel in ſilberner Schale.«

Betrachten wir daher das Hochmeisterschloß, wie es sich uns von Außen repräsentirt.

Haben wir dasselbe nicht bloß von der Ecke des Hochschlosses, nicht bloß seine Süd- und Ostfacade, sondern namentlich auch jene berühmte westliche Nogatfacade angeschaut, welche in der Architektur des Mittelalters kaum ihres Gleichen hat, so fällt uns zuvörderst das eigenthümliche Mißverhältniß in der Beschaffenheit des Terrains auf. Die Ostfacade zeigt nur ein Stockwerk, die Süd- und Westfacade haben drei und überdies noch ein Kellergeschoß; die Fenster der Ostfacade entsprechen aber den Fenstern des obersten Stockwerkes an den beiden andern Facaden, ihr fehlen mithin nicht bloß die beiden andern Stockwerke, sondern auch das Kellergeschoß. Diese Ungleichheit entsteht daher, weil das Nogatufer nach dem Schlosse zu ziemlich steil aufsteigt, und weil das Hochmeisterschloß nebst dem Conventsgebäude gewissermaaßen an den Abhang des Ufers gebaut ist. Ueberdies steigt der Hof, welchen die drei Flügel des Mittelschlosses umgeben, von Norden nach Süden aufwärts, so daß den Fenstern des Conventsremters, welcher im Erdgeschosse des Conventsgebäudes liegt, in der Ostfacade des Hochmeisterschlosses keine mehr entsprechen.

Es ist nicht zu leugnen, daß der ganze westliche Flügel des Mittelschlosses einen ungleich grandiosern Eindruck machen würde, wenn er auf einer größern Höhe erbaut worden wäre. Zwar wird er gegenwärtig im

Westen (nach der Nogat) durch die Häuserreihen, welche noch heutzutage »Vorschloß« heißen, verdeckt; zwar ist der Boden durch Schutt und Trümmer so erhöht, daß der Westflügel gleichsam in einer Vertiefung zu stehn scheint; zwar dürfen wir annehmen, daß der Anblick desselben von der Nogatseite einst ein mehr großartiger gewesen sein werde; dennoch ist die Stellung dieses Westflügels immerhin eine so ungünstige, daß wir es stets bedauern werden, ihn auf keiner bedeutendern Höhe erbaut zu finden. Unser Mißvergnügen wird aber gemildert, wenn wir uns erinnern, daß manche der großartigsten Römerbauten und gerade das bedeutendste — das Kolosseum — in einer vollständigen Vertiefung steht; ja wir sind vielleicht, wie bei dem Amphitheater zu Pola, welches mit einer Seite auch an einem Bergabhange steht, und daher ähnliche Verkürzungen zeigt wie das Hochmeisterschloß, zu erkennen geneigt, wie diese Abhängigkeit vom Terrain, das sich unmittelbar an den Boden Anschließen, das Bauwerk nur um so enger mit demselben verbindet, es gewissermaaßen als ein kolossales Naturprodukt darstellt und in uns den Eindruck eines erderzeugten Organismus hervorruft. Beim Hochmeisterschlosse sind wir aber auch auf kunsthistorischem Wege nachzuweisen im Stande, daß dasselbe nicht mit einem Male, sondern erst allmählig entstanden und erst bei der Erbauung des westlichen Theiles die vorgeschobene Stellung in dem Schloßgraben erhalten habe.

Urſprünglich mochte nämlich an Stelle des Weſtflügels ein einfaches Bauwerk von romaniſcher Formbildung geſtanden haben. Wir erkennen ein ſolches noch in einzelnen Theilen des Hochmeiſterſchloſſes und namentlich in den Kellergeſchoſſen, welche ſich unter demſelben bis zur Mitte des Conventsremters hinziehen. Wahrſcheinlich erfolgte hierauf unter Dietrich von Altenburg — im vierten Jahrzehnt des vierzehnten Jahrhunderts — der Bau des Conventsremters mit den organiſch damit verbundenen gothiſchen Kellergewölben, und der Conventsküche nebſt den dazu gehörigen Räumlichkeiten, ſowie der Hauskapelle und desjenigen Theiles des Hochmeiſterſchloſſes, welcher in deſſen öſtlicher Hälfte lag und weſtwärts von der verlängerten Weſtmauer des Conventsgebäudes begrenzt wurde. Unter Winrich von Kniprode [131]) iſt dann ſpäter über dem dieſe Mauer beſpülenden Schloß-Mühlengraben der weſtliche Theil des Hochmeiſterſchloſſes, der eigentliche Prachtbau, als der verkörperte Gedanke eines einzigen genialen Baumeiſters, erbaut und ihm entſprechend zugleich der öſtliche Theil der Hochmeiſterwohnung und die Hauskapelle umgeſtaltet worden. Noch jetzt geht die Weſtmauer des Conventsgebäudes quer durch das ganze Hochmeiſterſchloß und ſcheidet den weſtlichen — neuern — Theil von dem öſtlichen. Auch in den Dächern derſelben erkennen wir die urſprüngliche Anlage. Der öſtliche Theil wird nämlich von zwei Paralleldächern bedeckt, welche von Süden

nach Norden (der Richtung des Conventsgebäudes entsprechend) streichen, dagegen hat das den westlichen Theil bedeckende einzige Dach die Richtung von Osten nach Westen.

Betrachten wir das Hochmeisterschloß selber, so fällt uns zuvörderst die lichte Durchbrochenheit der Wandflächen, die große Zahl von Fenstern und das Bestreben auf, die grandiose Massenhaftigkeit unter Ignorirung der Gesetze des Ziegelbaues mit einer an »Raffinement« streifenden, sich des Gelingens bewußten, genialen Technik aufzuheben; den Stoff als ein williges, leicht zu handhabendes Mittel der Idee dienstbar zu machen, ihn in Formen zu zwingen, denen seine ursprünglichen Eigenschaften widerstreben. Wir finden den Geist des Bauwerkes nicht mehr in einem bestimmten, dasselbe beherrschenden Style, sondern in gewissen Stylformen ausgesprochen. Er redet zu uns hier nicht aus dem Werke als solchem, nicht klar und vernehmlich wie ein einziger Akkord; er läßt sich vielmehr herab in einzelnen Tönen, einzelnen Worten uns zu sagen, was er sei. Detailformen treten auf wie bei den gothischen Kathedralen im Westen. Das ursprüngliche Material genügt nicht mehr zur Ausführung aller Theile, namentlich der horizontalen Abschlüsse der Fenster. Der Haustein drängt sich vor und tritt bald da auf, wo eine größere Durchbrochenheit der Wandflächen erzielt und doch nicht die Festigkeit der Mauern gefährdet werden soll, bald in Formen von

Säulen mit Bindesteinen, um die massiven Strebepfeiler zu unterbrechen und sich an ihre Stelle zu setzen.

Der am meisten charakteristische Unterschied in der Bauweise des Hochmeisterschlosses und der bis dahin betrachteten Theile des Marienburger Schlosses liegt aber in dem komplizirten System der Strebepfeiler, welche das erstere umgeben.

Strebepfeiler sollen dem Schub des Daches oder Gewölbes eines Bauwerkes durch Verstärkung der Mauern, an welche sie sich lehnen, einen größern Widerstand entgegensetzen. Je kühner ein Gebäude, je größer der seitliche Druck, um so großartigerer Widerlager wird es bedürfen. In dieser Bedeutung aufgefaßt, dienen die Strebepfeiler keinem Kunst-, sondern nur einem Nützlichkeitszwecke. Wir finden sie als solche auch überall, wo ein Gebäude nicht eine künstlerische Idee verkörpern, sondern nur eine gewisse praktische Bestimmung erfüllen soll. Es liegt aber im Wesen des Kunstwerkes, sich selber ohne Rücksicht auf etwaige Nebenzwecke als den sinnlich plastischen Ausdruck einer Idee hinzustellen. Wie der Krystall nur durch Assimilation gleichartiger Stoffe sich bildet, so krystallisirt der künstlerische Geist einer Schöpfung auch nur mit denjenigen Elementen, welche dem die Form des Krystalls bestimmenden Gesetze gehorchen. Jeder fremdartige Stoff muß entweder ausgeschieden oder durch chemische Umwandlung erst krystallisationsfähig gemacht werden. So ist es hier mit den Strebepfeilern. Als

einem Nützlichkeitsprinzipe dienend, ſtehn ſie der Kunſtidee fremd gegenüber; da ſie aber nicht entbehrt werden können, ſo ſucht die letztere ſie ſich zu aſſimiliren, *organiſch* mit ſich zu verbinden, was eine bloß *mechaniſche* Zuthat war.

Ich ſtelle mir vor, daß bei den ägyptiſchen Tempelbauten, die nach Innen geneigten Flächen der Ringmauer nichts Anderes bedeuten als das *Aufnehmen der Strebepfeiler in die Wände ſelber*. Wir erblicken hier ſtatt einzelner Strebepfeiler gleichſam eine ganze Reihe unmittelbar neben einander ſtehend und mit einander verbunden. Vielleicht ſind die Säulen des griechiſchen Peripteros, welche den Tempel umgeben und das Adlerdach tragen, namentlich die ſich nach Unten bedeutend verſtärkenden Säulen doriſcher Ordnung — wie bei den Tempeln von Päſtum — nichts als die von den Mauern *losgelöſten* Strebepfeiler. Die beiden Thürme der gothiſchen Dome an deren Weſtſeite hat man ſchon längſt als eigentliche Strebepfeiler aufgefaßt; an den übrigen Seiten derſelben ſind ſie meiſt als Thürmchen ausgebaut, durch Strebebogen mit einander verbunden und ſo in den Organismus des Bauwerkes aufgenommen. Am merkwürdigſten erſcheint wohl die organiſche Verbindung dadurch herbeigeführt, daß die Strebepfeiler nicht an die Außenwandflächen, ſondern an die *Innenſeite* der Ringmauern angelehnt ſind, wie in der Marienkirche zu Danzig. Indem ſie hier die Form der übrigen Pfeiler

annehmen und mit einem Gewölbe überbaut ſind, bilden ſie faſt ein beſonderes Schiff und ſchließen ſich dadurch aufs Innigſte dem Ganzen an.

Bei dem Hochmeiſterſchloſſe der Marienburg finden wir eine dieſer letztern genau entgegengeſetzte Erſcheinung. Die Strebepfeiler ragen hier an der Außenſeite in koloſſaler Maſſenhaftigkeit bis über das höchſte Geſchoß in die Höhe; dort brechen ſie aber nicht ab, ſondern ſie werden durch flache Bogen mit einander verbunden, bedeckt und auf dieſe Weiſe zu einem vollſtändig organiſchen Theile des Bauwerks. Die dadurch hervorgerufene Unterbrechung der ſonſt monotonen Wandflächen iſt eine höchſt glückliche; die gewaltigen Vertikallinien der Pfeiler geben dem Bauwerke eine Düſterkeit, Melancholie, die mit deſſen ſonſtiger Heiterkeit vortrefflich kontraſtirt; die Schatten der Pfeilerzwiſchenräume bilden einen entſchiedenen Gegenſatz gegen die lichten Flächen der vortretenden Strebepfeiler, wie dunkle Gebirgsſchluchten zwiſchen ſonnenbeſchienenen Graten, oder wie die tiefen Furchen eines gebräunten Kriegerantlitzes, und darüber wölben ſich die gewaltigen, ein wenig gedrückten Bogen gleich den dunkelſchattenden Brauen eines zürnenden Gottes.[132])

Welche wunderlich-geniale Laune hieß aber den Baumeiſter dieſe großartigen Linien unterbrechen, dieſe gewaltigen Pfeiler verſtümmeln, ein Stück Fleiſch aus dieſem lebensvollen Organismus herausſchneiden?

Es giebt Erſcheinungen auf dem Gebiete der Kunſt, vor denen wir rathlos daſtehn, Erſcheinungen, die mehr als Alles beweiſen, wie der Gott Bacchos nicht ohne Begleitung des Satyrs denkbar iſt. Dahin gehört das Bemalen der griechiſchen Marmortempel und zum Theil auch das ihrer Statuen; dahin gehört unſer Hochmeiſterſchloß. Wo nämlich an der Weſtfronte[133]) deſſelben ſich die beiden gewaltigen Eck- und die drei mittlern Strebepfeiler vor die Doppelreihe der Fenſter des Prachtgeſchoſſes legen, iſt es unſerm Baumeiſter eingefallen, mit einem Male, und zwar nur bis zur Höhe der untern Fenſterreihe, die Eckpfeiler abzuſchrägen und die drei mittlern ganz zu unterbrechen, an die Stelle des herausgeſchnittenen Stückes aber dort eine, hier je zwei Säulen zu ſtellen, um die unterbrochene Verbindung wieder zu ergänzen. Und das Alles nur, um mehr Licht in den Hochmeiſterremter zu bringen! Hier iſt alſo recht eigentlich die Kunſtidee dem Nützlichkeitsprinzipe untergeordnet worden. Es thut nichts, daß dieſe Säulen ſelbſt von außerordentlicher Eleganz und Schönheit daſtehen, daß ſie das Maſſiv des Strebepfeilers phyſiſch wirklich erſetzen; in die Freude über das Gelingen dieſes Kunſtſtückes, dieſer genialen Virtuoſität miſcht ſich die Empfindung des Bedauerns über das verſtümmelte Kunſtwerk, das äſthetiſche Mißbehagen, welches uns überall da überkommt, wo wir die Kunſtidee einem andern Zwecke geopfert ſehen; uns wird zu Muthe wie beim Anblicke eines anatomiſch vollendeten Schenkels,

von welchem man in der Mitte das Fleiſch ablöſte und nur den Röhrenknochen ſtehn ließ.

Man ſage nicht, daß die Helligkeit des großen Remters mehr werth ſei als dieſe Verſtümmelung. Ich meine, dieſe Pfeiler hätten nicht unterbrochen werden dürfen und wenn jener Remter niemals ein anderes Licht als das eines düſtern Novembertages empfangen haben ſollte. Man wende auch nicht ein, daß wir ähnlichen Erſcheinungen an der Markuskirche in Venedig begegnen. Dieſe Analogie paßt ganz und gar nicht. Hier ſind es nicht ein paar winzige Säulen was ſich an Stelle des Maſſivpfeilers ſetzt, es iſt der in einzelne Säulen aufgelöſte Säulenbündel, was ſie ergänzt. Denn der Pfeiler, wie er uns in gothiſchen Bauwerken entgegentritt, iſt doch eigentlich nichts als ein Complex von einzelnen Säulen; er löſt ſich alſo ganz von ſelbſt in ſeine einzelnen Beſtandtheile auf. An der Markuskirche treten dieſe mehren Säulen allerdings nicht als die Fortſetzung eines ſchon vorhandenen Säulenbündels auf, da die dortigen Pfeiler — der byzantiniſchen Bauweiſe entſprechend — ein einziges vertikales vierkantiges Maſſiv darſtellen, aber das Auge löſt dieſes Maſſiv doch leichter in zwölf einzelne Säulen auf (ſo groß iſt deren Zahl meiſtens an der Markuskirche) als in zwei. Dort findet das äſthetiſche Auge einen künſtleriſchen Erſatz für den unterbrochenen Pfeiler und hier nur einen mechaniſchen.

Von ähnlicher Kühnheit aber unendlich größerer Harmonie ſind an dieſer Weſtfacade die thurmartigen Zinnenkrönungen, welche auf Konſolenbaſen ſich über den beiden Eckpfeilern erheben und über deren Maſſekörper frei hervortreten. Wohl ſetzt uns auch hier die ſich des Gelingens bewußte Technik in Erſtaunen, wohl können wir uns eines virtuoſenhaften, brillanten, berechneten Eindrucks nicht erwehren, aber wie wundervoll iſt zugleich dieſe Kühnheit, dieſe Technik, dieſes Schweben einer gewaltigen Maſſe! Und um das Wohlgefallen noch zu erhöhen, verjüngt ſich dieſe Maſſe nach Oben in eine mit Stuck reich verzierte Zinnenkrönung, in welcher ſie ſich nicht nach Art gothiſcher Spitzen nebelhaft verliert, ſondern feſt und ſcharf umgrenzt gegen den lichten Aether abſchließt.

Die Oſtfacade des Hochmeiſterſchloſſes iſt nach analogem Syſteme gebaut, indem auch hier an Stelle der mit eigentlichen Rundbögen überwölbten Strebepfeiler ſechs ſchlanke achteckige Granitpfeiler treten, wodurch die Fronte ein außerordentlich freundliches Ausſehn erhält. Da dieſe Granitpfeiler ſich aber an die Stelle der Strebepfeiler auf die Höhe des ganzen Geſchoſſes — nicht bloß eines Stückes derſelben, wie bei der Weſtfacade — ſetzen, ſo empfinden wir hier keine Disharmonie. Nur die Bindeſteine, welche nach dem zweiten Drittheile der Pfeilerhöhe — der größern Sicherheit halber — die Pfeiler mit der Wand dahinter verbinden, erinnern gar zu ſehr an die mechaniſche Sicherung des Bauwerkes. Zwiſchen je zwei

Pfeilern iſt ein Fenſter, welches in dreien Abtheilungen ſieben Fächer enthält, von denen eines die oberſte, drei aber die mittlere, und die unterſte — größte — Abtheilung bilden. Nur das vierte Fenſter hat in der zweiten und dritten Abtheilung bloß je zwei Fächer, das fünfte aber in der zweiten Abtheilung zwei, in der dritten vier Fächer neben einander. Die Steinpfeiler entſprechen den Zwiſchenräumen zwiſchen den Fenſtern, mit Ausnahme des fünften, welcher vor dem Fenſter ſelbſt ſteht.

Dieſe ganze Darſtellung iſt nur zu dem Zwecke gewählt, um auf eine bei den Ordensbauten und anderswo häufig vorkommende Erſcheinung aufmerkſam zu machen, auf den Mangel an Symmetrie. Unſere Zeit, welche ſich die gerade Linie zur Schönheitslinie erkoren, beobachtet nichts genauer als die Regelmäßigkeit, die Rechtwinkligkeit, die Symmetrie; ſie baut gerne von Grund auf nach einem mathematiſchen Plane. Dafür kann ſie ſich aber auch nicht von einer erdrückenden Langweiligkeit befreien. Sehen wir die Bauwerke des Alterthums und des Mittelalters an, ſo finden wir bei einer vollſtändigen Einheit des Grundgedankens häufig keinen einheitlichen Grundplan. Das Erechtheion auf der Akropolis iſt eigentlich ein Konglomerat von einzelnen zuſammenhängenden Gebäuden und dennoch ein harmoniſches Ganzes. Theils entſtanden nämlich dieſe Bauwerke allmählig in Folge des Bedürfniſſes, theils vermied man abſichtlich die vollkommenſte Symmetrie, Geradlinigkeit

und Uebereinſtimmung, weil man die Monotonie der abſoluten Harmonie fürchtete. Ein Ausdruck dieſes Strebens iſt eine ganze Reihe kirchlicher Bauwerke des Mittelalters; ganz beſonders verfolgen wir dieſe Erſcheinung an den meiſten toskaniſchen Domen wie in Piſa, Florenz, Siena ꝛc., wo wir die gerade Linie, die Regelmäßigkeit faſt ſyſtematiſch vermieden und dafür die Regelloſigkeit, die Willkühr, die Laune walten ſehen. Dieſer Mangel an Symmetrie fällt uns ganz beſonders da auf, wo, — wie bei den ſchachbrettartigen Marmorverkleidungen, — ſogar das ein Mal gewählte Muſter nicht ſtreng durchgeführt iſt. Man könnte ſogar behaupten, daß all die ſchiefgebauten Thürme Italiens ein, — allerdings etwas naiver, — Ausdruck jenes Strebens ſind, die vollkommene Symmetrie zu vermeiden, das Gefällige an Stelle des Starr-Regelmäßigen zu ſetzen.

Auch bei der Marienburg ſtoßen wir auf eine große Zahl dieſer Unregelmäßigkeiten. Manche ſind durch die Nothwendigkeit geboten. So ſteht der obere Theil des letzten Fenſters an der Südſeite des großen Remters nicht ſymmetriſch auf dem untern, ſondern iſt ein wenig nach rechts gerückt, weil — wegen der Schmalheit des Wandpfeilers — das Fenſter ſonſt von dem aufſteigenden Gewölbe zum Theil verdeckt werden würde.[134]) Wir finden dieſes Verlaſſen der Symmetrie aber auch da, wo es nicht nothwendig ſcheint, wie bei der erwähnten Oſtfacade; der vor dem Nordflügel des Hochſchloſſes be-

findliche, jetzt zerstörte Kreuzgang zeigte, — wie die Frickſche Darſtellung beweiſt, keine Uebereinſtimmung mit den dahinter liegenden Theilen; der nordweſtliche Thurm des Hochſchloſſes ſteht, obwohl er wahrſcheinlich ſpäter erbaut worden als der Nordflügel, nicht in einer Linie mit dieſem; der Hof des Mittelſchloſſes bildet kein Rechteck, ſondern erweitert ſich nach Süden, indem der Oſtflügel ſich an den Nordflügel in einem ſtumpfen Winkel anſchließt; endlich ſind die Verzierungen mit verglaſten Ziegeln nicht regelmäßig durchgeführt. Wir ſehen alſo hier ähnliche Erſcheinungen, wie bei ſo vielen ältern Bauwerken. Auch am Zeughauſe zu Danzig »ſteht keine Thüre und kein Fenſter da, wo ſie in Folge der Anordnung in Facaden eigentlich ſtehn ſollten, und noch bewundernswürdiger iſt es, daß dieſe bedeutende Unregelmäßigkeit oder Abweichung ſo geſchickt angeordnet iſt, daß ſie auf den erſten Blick nicht auffällt.« [135]) Wir dürfen hinzuſetzen, daß auch in der Marienburg dieſe unſymmetriſchen Erſcheinungen kaum zu bemerken ſind, und wo es der Fall, beleidigen ſie nicht; ſie wirken auf uns gleichſam als der Ausdruck eines liebenswürdigen Humors, deſſen Walten innerhalb eines ſonſt konſequent durchgeführten Grundplanes uns mit ſeiner Behaglichkeit wohlthut.

Das Prachtgeſchoß des Hochmeiſterſchloſſes hat von jeher für den großartigſten Theil der Marienburg gegolten. Was Einheit der Durchführung betrifft, kommt ihm kein anderer gleich; auch an Glanz überſtrahlt es den

Conventsremter bei Weitem; aber deſſen keuſche Schönheit, milde Erhabenheit, jene göttliche Ruhe, welche ſelbſt über den bewegteſten Gruppen antiker Bildwerke liegt, erreicht es nicht. Der große Remter des Hochmeiſterſchloſſes iſt die bewußte Schönheit, der Conventsremter die naive; jener wirkt wie eine Nachahmung der Natur, dieſer gleich der Natur ſelber; dort treten wir in einen Park, hier in einen Wald. Der große Remter verhält ſich zum Conventsremter wie der Apollo von Belvedere zum Iliſſus des Phidias.

Wie wunderbar iſt ſchon der Doppelhausflur mit ſeiner lichten Oſtſeite und ſeinen doppelgeſtellten Pfeilern! Dennoch wird er von dem Gange, welcher in weſtlicher Richtung zu dem großen Remter führt, noch übertroffen. Es iſt eben ſo das erhabene Sterngewölbe, wie das Maaßwerk der Fenſter mit den buntfarbigen Roſetten und dann wieder die lichte Pfeilerreihe vor den Fenſtern der Nordſeite, was uns mit einem unbeſchreiblichen Gefühle des Wohlſeins erfüllt. Wir vergeſſen alles Kritiſiren, alles Mäkeln; wir treten auf die Stufe, welche an der Nordſeite hinläuft, werfen einen Blick durch die Fenſter und in die gewaltige Tiefe des Ziehbrunnens, neben welchem nun wieder »Meiſters Handfaß« in alter Schönheit prangt, und überlaſſen uns jenem ſtillen Träumen, welches uns im Anſchauen von Kunſtwerken überſchleicht und bei welchem die Stunden ungefühlt verrauſchen. Dann treten wir zu der pfeilergeſchmückten Pforte,

welche zu dem großen Remter führt, und geſtehen uns, daß etwas Einfacheres mit größerer Schönheit nicht verbunden ſein kann. Ja ich nehme nicht Anſtand zu behaupten, daß dieſer Eingang mit den freiſtehenden Pfeilern und dem geraden Sturze darüber, mit ſeinen Stuckverzierungen und Sitzbänken und der gewölbten Empore den ſchönſten Theil dieſes ganzen Prachtgeſchoſſes darſtellt. Und doch liegt unmittelbar hinter dieſem Eingange der große Remter ſelber! Wir treten in denſelben hinein und bleiben ſtaunend ſtehen. Es iſt die Kühnheit des Gewölbes, was hier ſo imponirt. Bei einer gleichen Länge und Breite von 45 Fuß und 30⅔ Fuß Höhe enthält dieſer Saal dennoch nur einen einzigen glatten achteckigen Granitpfeiler, deſſen Schaft aus einem Stücke beſteht und bei 13 Fuß 3 Zoll Länge nur 17 Zoll Dicke hat. Man muß ſich das Verhältniß dieſer Dimenſionen vergegenwärtigen, um von dieſer Schlankheit, Freiheit und Kühnheit einen Begriff zu erhalten. »Hier erlahmt der Pinſel, wie viel mehr die Beſchreibung!« Aus dem einfachen Kalkſteinknaufe des Pfeilers erhebt ſich mit 16 Gewölberippen das erhabene Gewölbe und entfaltet ſich dann langſam, um nach den vier Wänden rings zu 16 Kragſteinen wieder rhythmiſch herabzuſinken. Die Spannung beträgt 22 Fuß und muß durch ihre Kühnheit den Baumeiſter ſelber erſchreckt haben, denn überall ſind Eiſenbänder zur Verbindung der gewagteſten Steinkonſtruktionen hinzugefügt.

Die Doppelreihe der zehn Fenster, von denen je vier auf der Süd- und Westseite, zwei auf der Nordseite stehn, gestatten dem Lichte den freiesten Eintritt; bunte Glasfenster mit wundervollen Steinrosetten mildern die Energie des Lichtstrahles. In der That, der Baumeister, welcher die Strebepfeiler draußen schwächte und unterbrach, hätte dieses des Lichtes halber niemals bedurft; um so weniger begreifen wir die Verstümmlung.

Ueber dem Kamine an der Ostwand steckt jene berühmte Steinkugel, welche bei der Belagerung der Marienburg durch die Polen nach der Schlacht bei Tannenberg (1410) bestimmt war, den Pfeiler des Remters einzustürzen und die versammelten Ordensgebietiger unter den Trümmern des Gewölbes zu begraben. Ein Verräther bezeichnete durch seine rothe Mütze, welche er am Fenster aufhängte, die Richtung; die »Donnerbüchse« stand am jenseitigen Nogatufer; der Schuß fiel, aber die Kugel verfehlte den Pfeiler um wenige Zolle. »Gewiß ist, daß der Polen-König weder den Pfeiler noch den Bau des deutschen Gewölbes kannte. Jener hätte durch einen Schuß von Jenseits der Nogat her schwerlich umgeworfen werden können und dieses wäre auch bei dem Umsturze des Pfeilers gewiß nicht eingefallen.« [136])

Dieses Geschichtchen gehört zu den historischen Anekdoten, welche das Volk verewigen wird. Betrachten wir dasselbe von keinem erhabenen Standpunkte und sprechen wir ihm nicht vornehm die Berechtigung ab, in diesen

Räumen, dieſer erhabenen Kunſtſchöpfung erzählt zu werden. Dem künſtleriſch gebildeten Geiſte zwar wird dieſe Anekdote den empfangenen Eindruck nicht verſtärken, aber dem Volke erſetzt ſie das mangelnde Kunſtverſtändniß; ſie belebt, was ihm ſonſt todt bliebe.

In der Nähe des Kamines an der Oſt- und Nordwand des Remters befinden ſich Mauerblenden mit Stuck eingefaßt, welche in neuerer Zeit mit den Bildniſſen der verdienſtvollſten Hoch- und Landmeiſter des Ordens geſchmückt ſind.[137]) Wir müſſen uns geſtehen, daß dieſe Phantaſie-Portraits einen etwas fremdartigen Eindruck machen. Unſere Phantaſie war längſt viel kühner und hatte ſich dieſe Heldengeſtalten unendlich großartiger und charakteriſtiſcher vorgeſtellt, als ſie hier vor unſer Auge treten. Der ſinnliche Eindruck thut unſern Vorſtellungen Zwang an, anſtatt ſie zu bereichern. Hoffentlich wird es bei dieſem im Ganzen mißlungenen Verſuche, die vernichteten Ordensmalereien durch moderne zu erſetzen, ſein Bewenden haben.

In den kleinen Remter gelangte man früher von dem großen Gange aus. In neueſter Zeit hat man, um eine unmittelbare Verbindung mit dem großen Remter zu ſchaffen, deſſen öſtliche Wand durchbrochen.

Der kleine Remter ſteht an Länge und Breite dem großen nur wenig nach, ſeine Höhe iſt dagegen beträchtlich geringer. Dieſes Verhältniß verleiht ihm aber gerade die entſprechende Behaglichkeit, welche ihn vor dem

großen Remter auszeichnet; auch empfängt er das volle Licht nur von der südlichen Seite durch vier große Fenster; er läßt also eine größere Sammlung und Ruhe aufkommen, während die drei lichten Seiten des großen Remters zerſtreuen. In dem Fußboden bemerken wir 14 mit Lochſteinen (»gelocherten Ofenſteinen«) und kupfernen Deckeln geſchloſſene Heizröhren, durch welche aus einem Ofen im obern Kellergeſchoſſe die erwärmte Luft in den Saal ſtrömte.[138]) Der große Remter hat dieſe Vorrichtung nicht, nur ein Kaminfeuer, ein ſchwacher Erſatz der Ofenheizung, erwärmte ihn. Der Pfeiler, welcher das ſchöne Gewölbe trägt, — man könnte auch ſagen: das Gewölbe in die Höhe wirft, ausſtrahlt, — iſt dadurch merkwürdig, daß er kein Kopfgeſimſe hat, daß alſo die 16 Gewölberippen die unmittelbare Fortſetzung der 8 Kanten des Pfeilers und der Flächen dazwiſchen bilden. In andern gothiſchen Bauwerken, wo der Pfeiler aus einem Complex von Säulen beſteht, macht ſich dieſes ganz von ſelbſt; die Gewölberippen erſcheinen hier wie die Fortſetzung der einzelnen Säulen. Wo aber der Pfeiler keinen ſolchen Schaft von Säulenfaſern darſtellt, muß deſſen Auflöſung in die Gewölberippen — ohne vermittelndes Kapitäl — durchaus befremden und äſthetiſch verletzen. Büſching nennt dieſen Pfeiler den bis zum Boden niederhangenden Schlußſtein des Gewölbes; man könnte ihn auch einen koloſſalen Palmenwedel nennen. An den Wänden endigen die Gewölberippen nicht

auf vollſtändig ausgebildeten Kragſteinen, — welche ſonſt nichts anderes darſtellen, als das mit der Wand verbundene Pfeilerkapitäl, — ſondern auf großen, breiten, etwas ſchwerfälligen Vierecken, welche Büſching »Kragſteinfelder« nennt.

Meiſters[139]) Stube, das nächſtliegende öſtliche Gemach, welches gegenwärtig ein nur von einem Pfeiler getragenes Gewölbe hat, beſtand, wie man erſt nach deſſen Reſtauration aus alten Rechnungen vom Jahre 1785 erſah, urſprünglich aus zwei Zimmern, Meiſters Stube und Meiſters Stübchen (»Stobechen«). Dicht daran ſtößt »Meiſters Gemach«, welches in wohlthuender Behaglichkeit nicht bloß von der Süd-, ſondern auch von der Oſt- (der Hof-) Seite Licht empfängt und deſſen Gewölbe von zweien ſchlanken Pfeilern geſtützt wird. Die wohnliche Einrichtung mit Tiſchen und Sitzen, einem Bücherſchranke und Bildern an den Wänden, der Kamin, der geſchmackvolle Fußboden machen dieſen Raum zu dem gemüthlichſten des ganzen Prachtſchloſſes. Es iſt nicht zu leugnen, wir empfinden einen leiſen Schauer, wenn wir uns dieſe gewölbten Gemächer als unſere Wohnung denken. Gewöhnt an die gedrückte Enge unſerer modernen Zimmer, das trauliche Beieinander von Möbeln, die uns lieb geworden, vielleicht unſeres wärmenden Ofens gedenkend, wird es uns ſchwer, von unſern Gewohnheiten, Anſchauungen, Bedürfniſſen zu abſtrahiren und uns in die Lage des Fürſten zu verſetzen, wel-

cher dieſe Räume bewohnte. Für uns moderne Menſchen liegt in dieſen Hallen etwas von einer Kloſterzelle mit ihrer menſchenverlaſſenen Melancholie. Wir bewundern den Künſtler, welcher dem urſprünglich herben Charakter der Zelle, des Refectoriums, des Kreuzganges dieſe Milde und Freudigkeit zu geben, jene Strenge in eine ſo heitere Behaglichkeit aufzulöſen vermochte, aber wir möchten um Alles in der Welt unſere trauliche Enge mit dieſer erkältenden Weite nicht vertauſchen.

Die zwiſchen dem »Gange« und dem Conventsremter gelegenen Privatgemächer des Hochmeiſters: Meiſters Hinterkammer, Schlafkammer, Dienerkammer und Badeſtube haben nichts von der Milde jener oben genannten Gemächer. Dort reſidirte der Hochmeiſter als Herrſcher, hier bewohnte er als Erſter der Ordensbrüder wahrhafte Zellen; wir fühlen uns hier wie von Kerkerwänden umfangen und athmen erſt in der kleinen, aber zierlichen Kapelle auf, welche neben Meiſters Hinterkammer nach Oſten zu liegt und, ſchon vom Hofe aus geſehn, durch ihre lichte Facade erfreut. Einſt mochte ſie hier, gleich der Schloßkirche, einen polygonen Abſchluß haben, wenigſtens entdeckte Quaſt in dem Boden vor der Kapelle Mauerwerk, welches darauf hindeutet; aber auch jetzt bildet ſie mit ihrem flachen Abſchluſſe, den ſpitzbogigen Blenden und ſchlanken Fialen eine willkommene Scheide und einen vermittelnden Uebergang zwiſchen den ſtrengen Mauerflächen des Conventsremters und der durchbrochenen Säulen-

facade des Hochmeiſterſchloſſes. Im Innern überraſcht uns die Verſchiedenheit des Gewölbes, indem die größere moderne Hälfte im Spitzbogen-, die hintere aber im Rundbogenſtyl erbaut iſt.

Am Eingange zu dieſer Kapelle fiel der Hochmeiſter Werner von Orſeln von Mörderhand.

Ich weiß allerdings, daß in neuerer Zeit ein lebhafter Streit darüber geführt iſt, ob die That hier oder an der goldenen Pforte des Hochſchloſſes verübt worden; ich weiß, daß von der Entſcheidung dieſer Frage die über das Alter des Mittelſchloſſes abhängig gemacht wird. Denn iſt Werner von Orſeln im Jahre 1330 bei dieſer Kapelle ermordet, ſo muß die letztere damals ſchon exiſtirt haben, es kann mithin dieſer Theil des Schloſſes nicht erſt im folgenden Jahrzehnte oder gar erſt mehrere Jahrzehnte ſpäter erbaut worden ſein. Ich laſſe ganz dahin geſtellt, ob nicht ſchon unter Werner von Orſeln dieſer Theil des Mittelſchloſſes in ſeiner urſprünglichen — ſpäter veränderten — Geſtalt da geſtanden habe, durch welche Annahme für beide Meinungen ein Vereinigungspunkt gefunden iſt; ich meine, daß, wie die Geſchichte ihr Recht der Forſchung, ſo die Sage ihr Recht der Tradition [140]) hat. Die letztere läßt die That nun einmal hier vollführen, und ſo wird dieſe Stelle eine geweihte bleiben, mag die Archäologie oder die Geſchichtsforſchung noch ſo überzeugend beweiſen, daß das Verbrechen hier nicht verübt worden ſei. Die Forſchung iſt nur ſo weit

mächtig als ſie es mit dem Verſtande zu thun hat; ſie muß nothwendig unterliegen; wo ſie die Phantaſie, die Sage, die Poeſie angreift.

Das Nähere dieſer That iſt bekannt; Voigt hat ſie in ſeiner Geſchichte der Marienburg (S. 111 u. flgd.) und in ſeiner Geſchichte Preußens (Bd. IV. S. 470 u. flgd.) ziemlich übereinſtimmend erzählt. Auf Grund einer erſt ſpäter aufgefundenen Urkunde giebt er in neueſter Zeit eine von beiden frühern etwas abweichende Darſtellung. [141])

Nach dieſer lauerte der Ordensritter Johannes von Neendorpf aus dem Convente zu Memel dem Hochmeiſter, welcher ihm die Erfüllung unbilliger Wünſche verſagt hatte, bei deſſen Gange zur Vesper auf und ſtieß ihm bei der Rückkehr das Meſſer in die Bruſt.

Kaspar Schütz ſagt: Der Mörder habe den Meiſter, »als er nach gethanem Gebete aus ſeiner Kapellen gar einig (allein) ging, recht unter der Thüren erſtochen.«

Simon Grunau läßt den Mörder von einem bellenden Hündlein des Meiſters verfolgen. — Wie rührend iſt dieſer Zug! Aber gerade dieſes Hündlein wollen die Forſcher ſtreichen. Sie nennen den Zuſatz eine »Erfindung« des Chroniſten und bedenken nicht, daß er damit einen poetiſchen Zug in das Gemälde bringt, vor welchem die Wahrheit der Geſchichte verſtummen muß.

Hiermit, »geneigter« Leſer, nehmen wir Abſchied von der Marienburg. Ich hätte dich noch gerne in die

andern Geſchoſſe des Hochmeiſterſchloſſes, bis in die tiefſten Kellerräume, auf den Schloßthurm und zu den Feſtungswerken geführt, welche die Eiſenbahn durchſchneidet, aber ich fühle es wohl, es iſt ein Anderes mit leiblichem Auge ſchauen, ein Anderes Geſchautes nachempfinden. Auch auf Vollſtändigkeit mache ich keinen Anſpruch.

Urſprünglich freilich lag es in meinem Plane, noch eine Darſtellung der Zerſtörung und des Wiederaufbaues der Marienburg zu geben, eine Geſchichte jenes »Unſinns der Verwüſter«, welcher an Raffinirtheit, Konſequenz und Naivität Alles übertrifft, was uns die Geſchichte von der Zerſtörung Roms und Athens berichtet; ein Heroſtratismus, wie wir ihn ein zweites Mal nicht erleben werden, eine Nacht, die um ſo finſterer erſcheint, als ihr ein lichter Morgen, ein begeiſtertes Zuſammenwirken aller Stände des preußiſchen Volkes und das lichtverkündende Wort eines königlichen Jünglings folgt:

Alles Große und Würdige erſtehe wie dieſer Bau![1])

Aber dieſes Alles iſt längſt ſo vollſtändig und formvollendet dargeſtellt worden, daß ich billigerweiſe ſchweigend zurücktrete.[143])

V. Anmerkungen und Belege.

1) Welche Bewunderung der kühne Brückenbau des Xerxes bei den Griechen fand, erſieht man aus folgenden Stellen der Perſer des Aeſchylus (in der Ueberſetzung von Donner):

Um den Nacken der See
Schlang ſich das Joch, ſchlang ſich der dichtbalkige Heerpfad.
(V. 71. 72.)

(Das Volk lernte)
Der völkergeleitenden Brücke trau'n. (V. 101.)
(Das Volk) ſchritt kühn über jenes Joch hin,
Das die Geſtade vereint
Beider Länderveſten. (V. 116—118.)

Atoſſa. Künſtlich band er Helle's Fluthen,
Schlug ſich durch das Meer die Bahn.

Schatten des Dareios.
Und gelang ihm das, verſchloß er Bosporos gewaltig Meer?

Atoſſa. Wohl gelang's ihm und ein Dämon, ſcheint es, half die That vollziehn.
(V. 695—697.)

Schatten des Dareios.
Doch mein Sohn, das nicht erkennend, trotzt' in keckem Jugendmuth,
Der des heil'gen Hellespontos ſtolze Fluth in Feſſel zwang,
Sklavengleich zu ketten wähnte, Bosporos, des Gottes Strom,
Der den Pfad umſchuf des Meeres und mit erzgehämmerter
Bande Joch dem großen Heerzug kühn erſchloß die große Bahn.
(V. 718—722.)

2) Weichſel, plattdeutſch Wießel, polniſch Wisla, lateiniſch Vistula, bedeutet im Polniſchen „hängendes Waſſer“, von dem ſtarken Gefälle in ihrem oberſten Laufe. Brandſtäter, die Weichſel. Marienwerder 1855.

3) In Betreff der Entſtehung des Grundeiſes ſind die „Gelehrten“ bis jetzt zu keiner Uebereinſtimmung gekommen. Man vergleiche die betreffenden Schriften von Horner, Arago, Mac Keever, Maſchke, Gay-Luſſac, Adie und Weber.

4) Seit dem Jahre 1501 beſtand eine Pfahlbrücke bei Thorn, ſie wurde aber beim Eisgange im März 1855 vollſtändig zerſtört. Die Weite der 48 Joche betrug 40—58 Fuß.

Der deutſche Orden baute 1340 eine 470 Fuß lange Pfahlbrücke bei Marienburg über die Nogat und legte an beiden Enden zu ihrer Vertheidigung die üblichen Brückenköpfe mit Thürmen, Thoren, Mauerwerk und Gräben an. Sie wurde im Jahre 1735 zerſtört.

Voigt Geſchichte der Marienburg. Königsberg 1824. S. 123 und 134.

Wutzke, die Gewäſſer der Provinz Preußen. Königsberg 1829. S. 130.

Eichendorf, Marienburg. Berlin 1844. S. 65.

5) Es giebt allerdings viel bedeutendere Spannungen. Die 9 Bogen der Waterloobrücke zu London haben eine Weite von 120 Fuß.

Wutzke a. a. O. S. 135.

6) Die Hängebrücken mit den bedeutendſten Spannungen ſind wohl:

1. Die Kettenbrücke bei Buda-Peſth über die Donau, bei welcher die Entfernung der Auflager von Mitte zu Mitte, das heißt die Spannung, 645 Fuß pr. beträgt.
2. Die Drahtbrücke bei Wheeling über den Ohio mit einer Spannung von 980 Fuß pr.

Dieſe und die folgenden Anmerkungen, welche mit einem L. unterzeichnet ſind, rühren von einem Freunde des Verfaſſers, einem Techniker, her, der jedoch bei dem Brückenbau ſelber nicht thätig iſt.

7) Man vergleiche die folgende Anmerkung.

8) Bei einem ideal gewachſenen, auf zwei Stützen horizontal liegenden Balken ſind neutrale, d. h. nicht tragende Faſern diejenigen, welche in der durch die Mitte deſſelben gelegten Horizontal-Ebene liegen; alle übrigen Faſern tragen mit; nur je weiter die Faſer von der neutralen Achſe entfernt liegt, deſto mehr trägt ſie. Aus dieſem Grunde und weil man der Koſten und der eigenen Schwere wegen möglichſt wenig Eiſenmaterial verwenden will, iſt man genöthigt, hohe Gitter zu konſtruiren. Wenn alſo allerdings die oberen und unteren Gürtungen verhältnißmäßig am meiſten tragen, ja bei den großen Gitterbrücken dieſelben ſo ſtark konſtruirt werden, daß ſie ohne Berückſichtigung der Gitterſtäbe die erforderliche Tragfähigkeit beſitzen, ſo kann doch nie, wie es wohl geſchieht, behauptet werden, die Gitterſtäbe trügen garnicht. Bei kleineren Gitterbrücken werden ſogar ſehr geringe Gürtungen angewendet — ſelbſt die Kinzig-Gitterbrücke hat geringfügige — weil ohnehin die Gitterſtäbe, denen eine gewiſſe Stärke immer verbleiben muß, faſt die erforderliche Tragfähigkeit beſitzen. L.

9) Die ſechs Oeffnungen ſind nicht etwa von der Mitte der Strompfeiler ab gerechnet 386 Fuß weit; dieſes Maaß giebt vielmehr die lichte Weite an. L.

10) Die Baſaltlava iſt von Niedermendig (bei Brohl), der Granit vom Harz (Ockerthal) und aus Schleſien, der Sandſtein aus Obernkirchen (bei Minden) hergeholt. Im Innern der Pfeiler ſind theilweiſe Sandſteine von der porta Westfalica, großentheils aber Ziegelſteine verwendet worden. L.

11) Die Pfahlwand ſteht allerdings von dem aufſteigenden Mauerwerk des Pfeilers zehn Fuß ab; der oben 31 Fuß breite Pfeiler erweitert ſich aber nach unten zu durch 8 Bankets bis auf 43 Fuß, ſo daß die Pfahlwand von den unterſten nur 3 bis 4 Fuß entfernt ſteht. L.

12) Sämmtliche ſtatiſche Berechnungen ſind von dem Schweizer Schinz, der leider im Jahre 1855 verſtorben, ausgeführt.

13) Berlin 1855, bei Ernſt und Korn, jedoch nicht in den Buchhandel gekommen.

14) Von Biermann gezeichnet.

15) Der Bau beider Brücken wird von dem Geheimen Ober-Baurath Lentze geleitet.

Die Architektur an den Thürmen, Portalen u. ſ. w. ſtammt vom Geheimen Ober-Baurath Stüler.

Die obigen Zahlenangaben ſind größtentheils einem Aufſatze in der National-Zeitung vom 2. November 1855 und dem Texte zu dem erwähnten Atlas entnommen.

16) Kniebau, eine ausgebreitete Ziegelei, etwa eine halbe Meile von Dirſchau entfernt, iſt urſprünglich für die Brücke angelegt, liefert jetzt aber weit und breit Ziegel hin. Wenngleich Kniebau nicht hart am Weichſelufer gelegen iſt, ſo hat doch der Transport und die Verladung der Ziegelſteine wenig Schwierigkeiten, da ſie durch einen Tunnel leicht zur Weichſel geſchafft und von da weiter verſchifft werden können. Beſonders ſauber werden die Blendſteine, das heißt die für die äußeren Flächen der Brückenpfeiler und deren Thürme beſtimmten Ziegel, bearbeitet; auch werden Formſteine jeglicher Art auf das Sorgfältigſte gebildet. Ein ſchönes Beiſpiel kann das gegenwärtig im Bau begriffene Empfangsgebäude zu Dirſchau aufweiſen, welches ſeine Ziegelſteine ſämmtlich aus Kniebau erhalten hat.

Es ſei hierbei erwähnt, daß dieſes Empfangsgebäude von Stüler projektirt, im Rohbau ausgeführt, ein impoſantes ſchönes Gebäude abgeben, und da es genau in der Brückenachſe angelegt iſt, dem Reiſenden eine herrliche Ausſicht auf die Brücke gewähren wird. Es bildet einen ſogenannten Inſelperron. Die Berliner Züge fahren nämlich auf der einen Seite, die Danziger auf der andern vor; die beiderſeitigen Schienenſtränge vereinigen ſich vor der der Brücke zugekehrten, abgeſtumpften Spitze des Gebäudes und laufen demnächſt über die Brücke Königsberg zu. L.

17) Der Kalkſtein — in der vorzüglichſten Güte als kararischer Marmor vorhanden — eignet ſich zu den Waſſerbauten, Behufs Mörtelpräparation deshalb nicht, weil der gewöhnliche Kalkmörtel

unter Waſſer ſchwer und nach zu langer Zeit erhärtet. Es fehlt dem Kalkſtein nämlich der Thongehalt, welcher dem Kalke die ſogenannten hydrauliſchen Eigenſchaften verleiht, d. h. ihn unter Waſſer ſchnell erhärtbar macht. Mergel iſt nun ſeinen Hauptbeſtandtheilen nach eine Miſchung aus Kalk und Thon (außerdem Kieſelerde, Eiſenoxyd u. ſ. w.); je nachdem dieſe Beſtandtheile in dem richtigen Verhältniſſe im Mergel vorhanden ſind oder nicht, iſt derſelbe ohne weitere Beimiſchung als hydrauliſcher Kalk zu verwenden, oder ihm muß zuvor durch Miſchung von Thon dieſe Eigenſchaft gegeben werden. In Dirſchau hat man in der nächſten Umgebung Mergel von den richtigen Miſchungsverhältniſſen vorgefunden, in Marienburg mußte man demſelben noch etwas Thon beimiſchen. L.

18) Dieſer in Dirſchau oft gehörten Anſicht über die Eigenſchaften des Bétons ſtellt des Verfaſſers Freund folgende wahrſcheinlich richtigere entgegen, indem er ſchreibt:

„Daß der Béton in der Luft allmälig verwittere, darf durchaus nicht eingeräumt werden. Der Arbeiter hat Ihnen jedenfalls etwas Anderes als ein Stück Béton gezeigt.“ — In dieſer Beziehung iſt ein Irrthum nicht möglich, da der Verfaſſer von früher her dieſes Material ſehr genau kannte. — „Der hydrauliſche Kalk erhärtet, zu Mörtel mit Waſſer eingerührt, an der Luft ebenfalls; er hätte ja ſonſt nicht zu dem ganzen über dem Waſſer befindlichen Mauerwerk der Brücke — wie es in der That geſchehen — verwendet werden können, und doch iſt ein anderer Kalk durchaus nicht gebraucht worden. Der hydrauliſche Kalk erhärtet ſogar an der Luft noch ſchneller als im Waſſer; im letztern ſoll er allerdings noch härter werden als an der Luft; demohngeachtet darf nie behauptet werden, daß eine richtige Mörtel- oder Bétonmiſchung an der Luft verwittere; das könnte nur da geſchehen, wo eine zu magere (kalkarme) Miſchung vorgekommen. Jedenfalls bleibt hydrauliſcher Kalk auch für Luftbauten beſſer als der gewöhnliche Kalk. Man verwendet ihn nur deshalb nicht, weil er zu theuer iſt und der gewöhnliche Kalk meiſtens genügt. Zu Geſimſen wird aber ſchon jetzt oft genug Cement verwendet.“

19) Der in Dirſchau verwendete Baſaltlavaſtein iſt nicht mit dem Baſalte zu verwechſeln. Dieſer iſt zwar ſehr hart und mit

großen Vortheilen zu Chauſſeen ꝛc. zu verwenden, aber nicht zum Werkſteinmauerwerk, da er in ſechsſeitigen Säulen kryſtalliſirt und keine Werkſteine abgiebt.

Werftmauern und dergleichen werden dagegen aus Baſalt gepackt. L.

20) Den Winter von 1854 auf 1855 hat das Gerüſt mitgemacht und iſt ſehr wenig oder wohl gar nicht beſchädigt worden. Allerdings waren damals die beiden mittelſten Oeffnungen in Arbeit, welche ſich auf dem Außendeiche befinden und die geringſte Störung erleiden. L.

21) Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß hier die Strom-Verhältniſſe vor dem Jahre 1840 maaßgebend geweſen ſind.

22) Früher mündete ein Arm der Nogat oberhalb der Stadt Elbing in dem Fluſſe gleiches Namens, wurde aber im Jahre 1783 verdämmt. — Wutzke, Bemerkungen über die Gewäſſer der Provinz Preußen. Königsberg 1829. S. 113. Töppen in den preußiſchen Provinzialblättern für 1852, Band 1. S. 188. Neumann in den Pr. Pr. Bl. für 1855, Bd. 1. S. 55.

23) Ueber dieſen Reformator verbreitet ſich die Schrift von Profeſſor Hirſch: der Prediger Pankratius. Ein Beitrag zur Reformationsgeſchichte Danzigs. Danzig 1842.

24) Vom Anfange des funfzehnten bis zum Anfange dieſes Jahrhunderts zähle ich etwa vierzig mehr oder weniger bedeutſame Volkstumulte. Davon kommen allein auf den Streit mit dem demagogiſchen Theologen Strauch, welcher von 1673 bis 1683 währte, neun. — Löſchin, Geſchichte Danzigs. Danzig 1822 und 23. 2 Bde.

25) Man vergleiche folgende parallel gehende Darſtellungen dieſer Thurmſpitze:

„Dieſe Spitze iſt ſo luxuriös und auch in Proportion und Form ſo glücklich und ſchön ſich auflöſend aus dem prismatiſchen, maſſiven Baue bis zum goldenen Fahnenträger, daß man es wahrlich nicht anders wünſcht.“

Schultz, über alterthümliche Gegenſtände der bildenden Kunſt in Danzig.

„Der Hauptthurm wächſt in ſeinen unteren Geſchoſſen noch gothiſch aus der Mitte der Hauptfacade empor und wird durch eine überaus ſchlanke, luftige, reich und zierlich aufſteigende Spitze geſchloſſen. Erkennt man in ihrer feinen Aufgipfelung noch das Zugrundeliegen des gothiſchen Vertikalprinzipes, ſo ſind doch alle Einzelheiten, ja ſelbſt die größern Gliedertheilungen durchaus in üppig verſchnörkelter Renaiſſance durchgeführt, aber in einer ſolchen Grazie, in ſo luxuriöſer Ausbildung, daß dieſe Spitze zum Reizendſten gehört, was jener Styl an Derartigem je geſchaffen hat, und daß ſie an maleriſchem Reiz kaum von einer ſtreng gothiſch durchgeführten Thurm-Pyramide übertroffen werden dürfte.“

Lübke in der Zeitſchrift für Bauweſen, 1855, S. 52.

26) Ueber dieſen Springbrunnen ſpricht Th. Hirſch in den Pr. Pr. Bl. für 1852, Bd. 2. S. 161 ff.

27) Löſchin, Danzig und ſeine Umgebungen. Danzig 1853. 3. Auflage.

28) Löſchin, Geſchichte Danzigs S. 69.

29) Es giebt in Danzig nur Gaſſen; die einzige Ausnahme bildet die Burggrabenſtraße.

30) Zu vergleichen: Th. Hirſch, der Bildhauer Peter Ringering. Zur Geſchichte des Langgaſſiſchen Thores in Danzig. Pr. Pr. Bl. für 1852, Bd. 1. S. 261.

31) Otte, Handbuch der kirchlichen Kunſtarchäologie des deutſchen Mittelalters. Leipzig 1854. S. 25. Rudolf Genée, Text zu den Danziger Bauwerken in Zeichnungen von Julius Greth. Danzig 1856. Eine „Beſchreibung aller Kirchengebäude der Stadt Danzig“ verfaßte Raniſch, „Bürger und Maurermeiſter in Danzig,“ 1695.

32) Rudolf Genée a. a. O. S. 1.

33) Die Strebepfeiler nach Innen gezogen haben noch folgende Kirchen in Danzig: die Dominikaner-, Trinitatis- und Brigittenkirche. Die Katharinenkirche, welche in zwei verſchiedenen Bauperioden ent-

ſtanden, hat in ihrem dreiſchiffigen Chore die Strebepfeiler nach Außen und im Weſtbau nach Innen.

Das Weſentliche der Danziger kirchlichen Architektur beruht außer dem Hineinziehen der Strebepfeiler beſonders in dem geradlinigen Chorſchluſſe, der recht eigentlich hier zu Hauſe iſt. Als ſehr wichtig für die äußere Erſcheinung tritt die Theilung des Daches hinzu, ſofern durch Anordnung geſonderter neben einander laufender Dächer für jedes Schiff nicht allein das unpraktiſche und unſchöne Koloſſaldach der übrigen Hallenkirchen vermieden, ſondern auch für die Ausbildung der Facaden ein für die künſtleriſche Durchbildung ſehr ergiebiges Motiv in der dreifachen Giebelanlage gewonnen wird. Wir finden ferner in Danzig die drei Schiffe ſtets gleich hoch, die Pfeiler achteckig und ſchmucklos, das Gewölbe dagegen von jenem ſchimmernden Reichthume, welcher ihm die Bezeichnung von Netz-, Stern- und Strahlengewölben verſchafft hat.

Lübke in der Zeitſchrift für Bauweſen für 1855, S. 48.

R. Genée a. a. O. S. 15.

v. Quaſt in den Pr. Prov. Bl. für 1851, Bd. XI. S. 117 ff.

34) Man vergleiche beſonders auch das vorzügliche Werk vom Profeſſor Dr. Theodor Hirſch, die Oberpfarrkirche von St. Marien in Danzig. 1. Bd. Danzig 1843.

35) Martin Opitz lebte 5 Jahre in Danzig, von 1634 bis 1639. Er ſtarb am 20. Auguſt 1639. — Friedrich Strehlke, Martin Opitz. Leipzig 1856.

36) Wenn man das Dach des Mailänder Domes beſteigt, lieſt man oft an den Wänden: è vietato di orinare, di pisciare, di sporchiare; siete priegati di non spegnere acqua.

37) Man vergleiche die erwähnte Beilage zu K. Weinreich's Chronik.

38) Einen intereſſanten Bericht über dieſe Reſtauration enthalten die Preußiſchen Provinzialblätter für 1852. Bd. 1. S. 71 ff.

39) Wie der franzöſiſche Geſandte Ogier vom Jahre 1635 angiebt, hatte Kaiſer Rudolf II. für das Bild 40,000 Gulden,

aber vergeblich, geboten. Auch Peter der Große, der es 1716 geſehen, ließ durch den Fürſten Dolgoruki mit dem Rathe über den Ankauf deſſelben unterhandeln. Der Kirchenvorſtand aber war der Anſicht, „weil das Bild wegen ſeiner ungemein raren Kunſt keinem Gelde kann verglichen noch wegen darauf gethanen Gelübdes von Jemand verkauft werden, als wird's wohl niemals in eines Andern Beſitz oder an einen andern Ort geſetzt wrrden.“

1815 war es beſonders Profeſſor Breyſig, der die Zurückweiſung aller Anträge bewirkte.

Pr. Prov. Bl. für 1852, S. 71 ff.

40) Es kam im Dezember 1816 nach Danzig zurück und wurde am 17. Januar 1817 bei einer kirchlichen Feier der Gemeinde wiedergegeben.

41) Andere halten ſie für die einer engliſchen oder niederländiſchen Familie.

42) Johanna Schoppenhauer, Johann van Eyk und ſeine Nachfolger, in ihren ſämmtlichen Schriften, Bd. 4. S. 103 ff.

43) Paſſavant im Cotta'ſchen Kunſtblatt für 1847, Nr. 32 ff.

44) Manche ſehen ihn für ein Schwert an.

45) Göthe ſagt von einem andern Flügelbilde Johann van Eyk's: Keine Stelle dieſer Tafeln, die nicht durch's Vergrößerungsglas gewänne.

46) Johanna Schoppenhauer a. a. O. S. 91 ff.

47) In Betreff der Frage, ob die Griechen ihre Statuen wirklich bemalt haben, kann auf die vortreffliche Unterſuchung von Hermann Hettner in ſeinen Griechiſchen Reiſeſkizzen (Braunſchweig 1853. S. 160 ff.) verwieſen werden. Er kommt zu dem Schluſſe, daß bei den Statuen nur Haare und Augen, überhaupt diejenigen Theile, welche von der Natur durch beſondere Färbung herausgehoben ſind, nie die Fleiſchpartieen gefärbt wurden. Doch behaupten gewiegte Kunſtkenner auch das Gegentheil.

48) Ihr Vorſteher heißt „Vorläufer“.

49) In Königsberg hatte ein Speicher die Inſchrift:
„Gott gab Zähne, er wird auch Brod geben.“

50) Danzig als Feſtung ſchildern:
Hoburg, Geſchichte der Feſtungswerke Danzigs; und
Friccius, Geſchichte der Befeſtigungen und Belagerungen Danzigs.

51) Löſchin, Geſchichte Danzigs. 2. Bd. S. 227 ff.

52) Der ſeitdem ſelten wieder erreichte Höhepunkt für dieſen Handel fällt in das Jahr 1825, in welchem 124,706 Stück fichtene Balken, 476,465 eichene Planken und 12,983 Schock eichene Stäbe verſchifft wurden.

Ueber die neueſten Handelsverhältniſſe intereſſiren vielleicht folgende ſtatiſtiſche Mittheilungen. Im Jahre 1856 ſind von Danzig ſeewärts verſchifft Weizen 10,967 Laſt Roggen 1162 Laſt, Gerſte 392 Laſt, Hafer 233 Laſt, Erbſen 595 Laſt, Leinſamen 3751 Laſt, Rappſamen 300 Laſt, Thimotheum 25 Ctr., Kleeſamen 50 Ctr., Mehl 48 Säcke und Hanfſaamen 226 Scheffel.

An fichtenen Hölzern: Balken 194,841 St., Maſten 3028 St., Spieren 2931 St., Mauerlatten 21,362 St., Dielen und Enden 337,135 St., Sleepers und Klötze 480,040 St., Splittholz 6001 Fd., Schiffsnägel und Keile 10,309 Schock ꝛc. An eichenen Hölzern: Balken 20,548 St., Planken 66,136 St., Krummholz 357 St., Stäbe aller Art 16,530 Schock.

Verſchiedene Waaren, Hauptartikel waren: Jopenbier 20,358½ Tn., Spiritus und Branntwein 1985 Ctr., Liqueure 95 Kiſten, Eiſen 1282 Ctr., alt Eiſen 983 Ctr., Heringe 5821 Tn., Singvögel 900 St., Hunde 25 St., büchene Stämme 201 St., eſchene Stämme 927 St., Grünwaare 1000 Pack, Salpeter 1192 Ctr., Steinkohlen 4327 Ctr., Zink 1886 Ctr., Waidaſche 524 Tn., roher Bernſtein 19 Ctr., Schmalz und Fleiſch 8684 Ctr., Thierknochen 8100 Ctr., Rüböl 3009 Ctr., gebrannter Kalk 1105 Ctr., Oelkuchen 23,217 Ctr., Säcke 14,975 Stück, Flachs und Hanf 787 Ctr., Baſtmatten 49,784 St., Talg 2098 Ctr., Thran 360 Ctr., Shuddi- und

Schaafwolle 346 Ctr., Flottholz 1475 Ctr., Leinöl 1470 Ctr., Wachs 116 Ctr.

Der ungefähre Beſtand am Schluſſe des Jahres betrug: Weizen 2985 Laſt, Roggen 586 Laſt, Gerſte 93 Laſt, Hafer 13 Laſt, Erbſen 247 Laſt, Leinſaat 413 Laſt, Rüb- und Rappſaat 466 Laſt und Mais 186 Laſt.

Von den 105 Segelſchiffen und 3 Dampfböten, mit denen die Danziger Rhederei das Jahr 1856 begann, gingen 9 Schiffe verloren und 2 wurden verkauft, neu gebaut wurden dagegen 11 und gekauft 3 Segelſchiffe und 1 Dampfboot, ſo daß am Schluſſe des Jahres die Rhederei aus 104 Segelſchiffen und 4 Dampfböten beſtand, im Ganzen von 27,919 Normal-Laſten. Kupferfeſt waren darunter 9, kupferfeſt und gekupfert 19. Küſtenfahrer unter 25 Normal-Laſten hat Danzig 5. Unter den Rhedern ſind als die bedeutendſten hervorgehoben G. Link mit 21, A. Gibſone mit 16, C. H. Bulke und G. F. Focking mit je 7, Fr. Heyn und F. W. Völtz mit je 6, J. Palleske mit 5, Th. Behrendt, Haußmann, A. Seeger und J. G. Störmer mit je 4 Schiffen. Ausgegangen waren von Danzig im verfloſſenen Jahre im Ganzen 1427 Schiffe und zwar 1 nach Afrika, 2 nach Amerika, 33 nach Belgien, Bremen 45, Dänemark 66, England 750, Frankreich 64, Hannover 17, Holland 166, Lübeck 1, Oldenburg 18, Preußen 135, Rußland 54, Schweden und Norwegen 72 und Spanien 2; angekommen waren dagegen im Ganzen 1420 Schiffe und zwar von Amerika 1, Griechenland 1, Spanien 1, Belgien 9, Hannover 9, Lübeck 12, Bremen 13, Hamburg 26, Frankreich 29, Rußland 45, Mecklenburg 48, Holland 67, Schweden und Norwegen 96, Dänemark 218, Preußen 358 und England 487. Den Flaggen nach gehörten von dieſen angekommenen Schiffen an der amerikaniſchen 1, der franzöſiſchen 2, eben ſoviel der hanſeatiſchen, je 10 der oldenburgiſchen und ruſſiſchen, 24 der ſchwediſchen, je 72 der hannoveraniſchen und norwegiſchen, 107 der holländiſchen, 305 der engliſchen und 585 der preußiſchen.

(Königsberger Hartung'ſche Zeitung vom 10. Januar 1857.)

53) Man hat berechnet, daß die Weichſel bei Hochwaſſer und nach Eisgängen ſtündlich 201,456 Kubikfuß, oder beinahe 1400 Schachtruthen (à 144 Kubikfuß) Sinkſtoffe dem Meere zuführe; in 24 Stunden

beinahe 33,600 Schachtruthen, in einem Jahre — bei einer Annahme, daß die Weichſel nur 10 Tage in dem gedachten Maaße mit Sinkſtoffen geſättigt iſt — 336,000 Schachtruthen, in 100 Jahren 33,600,000.

J. W. Pfeffer, die Waſſerverhältniſſe der Weichſel und Nogat. Danzig 1849.

54) Die gewöhnliche Art und Weiſe, die Sandhaken, Sandbänke, da, wo ſie der Schifffahrt hinderlich ſind, zu entfernen, iſt die, daß man Faſchinen- oder Steinwerke als Buhnen baut und durch Hinlenkung des Stromes auf die Bank dieſelbe forttreiben läßt. Wo es nicht gelingt, werden Bagger — meiſt Dampfbagger — angewendet.

55) Das alte blieb noch bis zum Jahre 1745, in welchem ſich eine Sandbank vor daſſelbe lagerte, brauchbar.

56) Ich kann mir nicht verſagen, hier die intereſſante Darſtellung dieſes Ereigniſſes von Pfeffer zu geben.

„Es war während des im Jahre 1840 Ende Januar (alſo ungewöhnlich früh) eingetretenen Eisganges, eine Strecke der Danziger Weichſel von etwa 500 Ruthen Länge (die preußiſche Ruthe enthält 12 Fuß; d. Verf.), von dem Dorfe Neufähr abwärts bis zum Sandwege, am Ende des Groß-Plönendorfer Außendeichs, durch Eisſchollen vollſtändig verſtopft; das ganze Profil der Weichſel, vom linkſeitigen Werderdeiche bis zur gegenüber liegenden Sanddüne hatte ſich ſowohl auf den Uferrändern (den Außendeichen) als auch im Strome mit mächtigen Eisſchollen bedeckt, und dieſe ſelbſt waren faſt überall ſo hoch aufgethürmt, daß ſie die Kronenlinie des Werderdeiches überragten. Nur eine ſehr geringe Waſſermaſſe konnte hier und da durch die Eishügel ihren Weg finden. In Folge deſſen erhöhte ſich der Waſſerſpiegel vor der Stopfung auf eine erſchreckende Weiſe, und bald durfte man dem Augenblicke entgegenſehen, in welchem die Dämme des linkſeitigen Ufers bei Plönendorf und Weslinken überfluthet und das Werder unter Waſſer geſetzt ſein würde, ungeachtet die Kronen dieſer Dämme auf jener Strecke 16—18 Fuß über dem Spiegel der Oſtſee lagen. Auf der rechten Seite der Stopfung wurde der Strom von der Doſſirung der Oſtſeedämme begrenzt, welche unbenarbt war und eine Neigung von kaum 45 Graden gegen den Horizont hatte.

Sie trat immer mehr in den Strom hinein, je höher das Waſſer ſtieg. Hierdurch aber und durch die kreisförmige Bewegung des von oben herab immer neu andringenden Waſſers gerieth der lockere Sand der Doſſirung der Düne in Bewegung und glitt allmälig in die Tiefe. Der die Krone bildende Sand der Düne rückte nach und bald war die an Breite immer mehr verlierende Krone zur Höhe des Waſſerſpiegels vor der Eisſtopfung herabgeſunken, ſo daß der lockere Sand vom Waſſer durchzogen werden konnte. Plötzlich, in der Nacht des erſten Februar, wich der mit Waſſer geſättigte Sand der Düne an einer niedrigen Stelle, der Strom bekam Luft, wühlte ſich immer tiefer in die beginnende Oeffnung und ſtürzte ſich endlich der etwa 150 Ruthen entfernten Oſtſee zu, ein furchtbares Unglück von dem Danziger Werder und der Stadt Danzig abwendend. — Am Morgen des erſten Februar war bereits eine Strommündung von 80 Ruthen in der Düne vorhanden. — Erſt jetzt gewahrte man das große Ereigniß, das bis dahin ſelbſt den Wächtern der Deiche verborgen geblieben war, in ſeinem Umfange. Den Abend vorher und während der Nacht war ein undurchdringlicher Nebel über die ganze Scene verbreitet geweſen, gleichſam als wenn die Natur ihre Arbeit dem Auge der Menſchen hätte entziehen wollen.“

Pfeffer a. a. O. S. 27.

57) Pfeffer a. a. O. S. 36 ff.

58) Löſchin, Danzig und ſeine Umgebungen. S. 198 ff.

59) Harting, die Macht des Kleinen.

60) Der „Vater der Geſchichte“ nannte das zwiſchen den beiden Nilarmen liegende Dreieck im Hinblick auf die Geſtalt des vierten Buchſtabens im griechiſchen Alphabet, ein Delta. Später iſt dieſer Name generaliſirt, und wir ſprechen von einem Donau-, Miſſiſippi-, Indus- und Gangesdelta, obwohl die dortigen Flußarme zum Theil ſich fächerförmig ausbreiten, zum Theil andere Figuren als Dreiecke einſchließen. Gegenwärtig verſteht man — nach Ritters Vorgange — unter einem Delta die von einem Strome in deſſen unterſtem Laufe gebildete, von mehreren Flußarmen durchſtrömte Alluvialebene. Es gehört alſo zu demſelben nicht bloß das von

zweien Armen eingeſchloſſene, ſondern auch das nur von einem Fluß-arme begrenzte Tiefland.

Die Weichſel hat ein Flußdelta in dieſem weitern Sinne. Nur jene in der Mitte zwiſchen Nogat und Weichſel gelegene Inſel, welche wir das große Werder nennen, entſpricht der Geſtalt des griechiſchen Buchſtaben. Ziehen wir aber von der erſten Gabelung der Weichſel, von der Montauer Spitze, eine Linie bis zur weſtlichen Mündung (Münde) und eine andere zu der öſtlichſten am Ausfluſſe des Elbing, dann erhalten wir wiederum die Geſtalt eines Delta's, welches gleich-zeitig faſt die ganze Alluvialebene des Weichſeldelta's einſchließt.

61) Die Nehrung des friſchen Haffes hat noch im Laufe der hiſtoriſchen Ueberlieferung vielfache Veränderungen erfahren. Gegen-wärtig befindet ſich die Verbindungsſtraße — Tief, früher Balge, genannt — zwiſchen den ſüßen Waſſern des Haffs und den ſalzigen der See bei Pillau. Bis zum Jahre 1309 war dieſelbe eine Meile nördlicher bei der Ordensburg Lochſtädt. Als ſie verſandete, durch-brachen um 1426 die Fluthen die Nehrung, Balga gegenüber, wodurch Alt-Tief oder das Balga'ſche Tief entſtand. Als auch dieſes um 1456 verſandete, bildeten ſich ſeit 1497 neue Tiefe bei Alt-Pillau — ein wenig nördlich von der heutigen Stadt — und dann noch verſchiedene andere weiter ſüdlich, von welchen eines — das jetzige — bald nach 1525 als Fahrſtraße an die Stelle des Balga'ſchen trat.

Zugleich mit dem Tiefe bei Lochſtädt ſoll auch ein Tief bei Vogelſang — im weſtlichen Theile der Nehrung — vorhanden gewe-ſen ſein. In jener Zeit hat alſo die Nehrung aus mehreren Inſeln beſtanden.

Der Name Nehrung oder Nehring (in Urkunden Neria, Nerei, Nergia, Nergya, Nerge, Nerige) wird aus dem Altpreußiſchen her-geleitet und ſoll ſo viel als ausgewühltes, von den Meereswellen auf-geworfenes Land bezeichnen. Andere leiten das Wort von Nieder, Nedder, Ner und Inge (Land) ab.

Max Töppen, die friſche Nehrung ꝛc. in den Preuß. Pro-vinzialblättern für 1852, Band I. S. 81 ff.

Voigt, Geſchichte Preußens Bd. V. S. 190 Anmerkung 2.

Preuß, Preuß. Landes- und Volkskunde S. 10.

62) Die Dörfer Alt-, Neu-Lattenberg und Kunzen, welches Letztere am Anfange dieſes Jahrhunderts noch aus 40 Wirthen beſtand, ſowie Carwaiten bei Nidden — ſämmtlich auf der kuriſchen Nehrung belegen — ſind ganz verſchwunden. Auf der Stelle wo Kunzen ſtand, nehmen die Sandhügel eine Höhe von 108 Fuß ein.

Das Dorf Schmeergrube auf der friſchen Nehrung beſtand wahrſcheinlich noch im Jahre 1636, im Jahre 1728 wird es ſchon als „verſandet“ bezeichnet. Die früher ſehr bedeutenden Waldungen der friſchen Nehrung wurden unter der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm I. zum größten Theil niedergehauen. Erſt ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts war man ernſtlicher darauf bedacht, dem Vorrücken der Dünen, durch welches ſo viele Verheerungen angerichtet wurden, entgegen zu arbeiten, und erſt ſeit dem Ende deſſelben that man es mit Erfolg.

Bei der Verſandung ganzer Waldungen auf der kuriſchen Nehrung kam das Wild in Gefahr zu verhungern, es wurde deshalb im Jahre 1733 nach der ſechs Meilen entfernten Warnikenſchen Forſt getrieben.

Preuß, Pr. L. u. V. Kunde. — Max Töppen a. a. O. Wutzke, Bemerkungen über die Gewäſſer, die Oſtſeeküſte und die Beſchaffenheit des Bodens im Königreich Preußen. Königsberg 1829.

63) Dem Aufſatze von W. Seidel in den Neuen Preußiſchen Provinzialblättern für 1850, Bd. 10. S. 439 ff.: „Nachrichten über die Befeſtigung der Dünen an der Weſtpreußiſchen Küſte“ entnehme ich folgende Sätze:

Es giebt drei Arten von Dünen. Die längs dem Seeſtrande in Geſtalt eines Walles gelagerten jetzt ſichtbaren Dünen gehören der dritten Formation an; die der erſten, welche tiefer im Lande hineinliegen, ſind größtentheils mit Waldboden bedeckt, die der zweiten Formation aber unter denen der dritten allmälig begraben.

Das Fortſchreiten der Dünen in das Binnenland hat Aehnlichkeit mit dem Fortſchreiten der Gletſcher, nur geht es raſcher. Daſſelbe beträgt, wenn Hinderniſſe vorhanden, eine Ruthe, ſonſt zwei Ruthen das Jahr.

Die erſten Verſuche, die Dünen mittelſt Sandrohr (arundo arenaria) zu decken, verdankt man dem Dänen Soeren Bioern, durch

deſſen Thätigkeit von 1797—1819 die meiſten Dünen bis Vogelſang unſchädlich gemacht wurden. Bis zum Jahre 1850 iſt der ganze Strand bis zur Oſtpreußiſchen Grenze gedeckt.

Auf der Landzunge Hela, die von allem Waldwuchs entblößt war, entſtanden in den Jahren 1818—1824 44 Durchbrüche von 8 bis 70 Ruthen Breite, welche durch Coupirungen geſchloſſen wurden. Um die Dörfer Karwen und Karwenbruch gegen die Meeresfluthen zu ſchützen, wurde eine Düne von 487 Ruthen Länge als Meerdeich geſchaffen.

Alle dieſe Arbeiten ſind von 1817 bis 1836 mit einem Aufwande von 150,634 Rthlr. 8 Sgr. 9 Pf., wozu der Staat 126,806 Rthlr. 27 Sgr. 4 Pf., die Danziger Kämmerei aber 17,000 Rthlr. beigetragen und die Hand- und Spanndienſte mit 6827 Rthlr. berechnet ſind, in den Jahren 1836 bis 1848 aber mit 126,071 Rthlr. 23 Sgr. 4 Pf. und den auf 6451 Rthlr. 18 Sgr. 4 Pf. berechneten Hand- und Spanndienſten ausgeführt worden. Die ganze Summe der auf die Befeſtigung der Weſtpreußiſchen Dünen ſeit 1817 verwendeten Koſten beträgt alſo 250,878 Rthlr. 20 Sgr. Faßt man alle Reſultate dieſer Arbeiten und Koſten zuſammen, ſo ergiebt ſich:

1. daß die friſche Nehrung vor gänzlicher Verſandung geſichert;
2. daß der 5 Meilen lange Kieferwald vom Untergange gerettet iſt;
3. daß an 1000 Morgen Land zwiſchen Bohnſack und Neuwelt am Fuß der Dünen, welche ſchon der Verſandung unterlagen, der Kultur wiedergegeben ſind;
4. daß 14,493 Morgen Dünen bepflanzt ſind, worunter 4283 Morgen mit Holz, und daß aus dieſem jungen Gehölz nach den vorgenommenen Durchforſtungen ſchon 4000 Rthlr. als Erlös gewonnen ſind;
5. daß der Verſandung der Weichſel gewehrt iſt;
6. daß die Halbinſel Hela in ihrem Zuſammenhange erhalten und dadurch der Ankerplatz der Danziger Rhede geſichert iſt; endlich
7. daß die Dörfer Karwen und Karwenbruch vor Zerſtörung bewahrt ſind.

64) In alten Urkunden wird die Nehrung meiſt Inſel genannt. Töppen a. a. O. S. 94.

65) Pfeffer a. a. O. S. 9. Witt, die Ueberſchwemmungen der Weichſel- und Nogat-Niederungen im Jahre 1855.

66) Der Ausdruck Geeſt kommt in Preußen nur als Adjektivum „güſt“ vor und wird bloß von unfruchtbarem Vieh gebraucht.

67) Eine Inſel im Geſerichſee heißt noch „das heilige Werder,“ weil hier die heidniſchen Preußen noch lange nach ihrer Bekehrung den alten Götzendienſt fortſetzten. In alten Handſchriften werden Marienwerder insula Mariana und die preußiſchen Werder insulae Prussiae genannt.

68) In der Niederung wird der nach Ueberſchwemmungen zurückbleibende Schlamm Schlick genannt.

69) Die Dämme ſind zu der jetzigen Breite und Höhe übrigens erſt allmählig geführt worden; man erkennt dieſes bei einem Durchſtiche an den verſchiedenen Erdſchichten. — Gegen die Zeit der Ausführung ſind in neuerer Zeit vielfache Bedenken erhoben worden. — Töppen a. a. O. S. 197. Pfeffer a. a. O. S. 8 u. 9.

70) Voigt, Geſchichte Preußens, Bd. 4. S. 33 ff.

71) Die ſeit dem Jahre 1847 verſtärkten Dämme werden landſeitig ſo weit hinausgerückt, als die zweifache Höhe des Dammes, waſſerſeitig ſo weit, als deſſen dreifache Höhe beträgt. Pfeffer a. a. O. S. 25.

72) Die Planloſigkeit der Anlage wird getadelt. Pfeffer a. a. O. S. 10. Neumann in den Preuß. Prov. Bl. für 1855, Bd. 8. S. 59.

73) Der mittlere Abſtand der Nogatdämme beträgt 2100, der der Weichſeldämme 4100 Fuß. Neumann a. a. O. S. 59.

74) Die Marienburger und Elbinger Einlage iſt eigentlich nichts als ein ſolches erweitertes Vorland.

75) Im großen Werder giebt es acht Reviere.

76) Voigt, Geſchichte Preußens, Bd. 1. S. 151 ff.

77) Hartwich, Beſchreibung der drei Werder. Königsberg 1722. S. 138. — Verordnung Auguſt's II. vom 22. März 1710.

78) Heinel in ſeinen „Erinnerungen an Marienburg“ (Pr. Prov. Bl. für 1849, Bd. 8.) erzählt folgenden ergötzlichen Zwiſchenfall.

„Die Herren (Deichgräf und Deichgeſchworene) fanden ſich nur ſelten und unregelmäßig zu den Sitzungen ein und ihre Thätigkeit beſtand mehrentheils darin, daß ſie ihr Kinn auf den vergoldeten Stockknopf ſtützten und einſchliefen. Nur ein Beiſpiel eingreifender Thätigkeit ereignete ſich in meiner Kindheit. Ein Käthner ſollte einen Eid ableiſten. Der Gerichtsbeamte (Königliche Aſſeſſor) ſuchte ihm die Wichtigkeit der Handlung klar zu machen. Da erhob ſich einer der Deichgeſchworenen und fragte den Käthner: „Weiß Er auch was ein Eidſchwur iſt?“ — Antwort: „Nee!“ — „Dann laß Er's ſich geſagt ſein: Ein Eidſchwur iſt ein Jurament zu Gott dem Allmächtigen, daß wir's ihm ſollen glauben. Verſteht Er's nun? Ich und der Herr Aſſeſſor thun ein Großes an ihm, daß wir ihm das erklären.“ — Allgemeine Heiterkeit, ſetzt Heinel hinzu, war damals noch nicht Mode.

79) Die Beamten der Großwerderer Deichkommunen werden bei Kaldowo (Kalthof), der Vorſtadt Marienburgs auf dem linken Nogatufer, vereidigt.

80) In den Urkunden wird der Damm bald Tham, bald Tampme genannt; tychen und tempmen kommt oft zuſammen vor. In einem Privilegium geſchieht der Nakeburen (Nachbarn) Erwähnung, in einem andern werden 14 Huben verliehen, frei von aller Arbeit zum Aufführen und Beſſern der Dämme, frei von aller Abgabe an Zins und — Kapaunen (Kappunen). — Töppen a. a. O. S. 199, 200.

Die Entfernungen für die Arbeiten am Damme werden meiſt nach „Seilen,“ ſeltener nach Ruthen beſtimmt; das Seil enthält 10 Ruthen. — Preuß. Prov. Bl. für 1849, Bd. 8. S. 357.

81) Wo der Sand nicht gar zu hoch, etwa nur drei bis fünf

Fuß liegt, lohnt es den Acker zu rijolen, das heißt umzukehren. Man zieht einen Graben bis zu einer ſolchen Tiefe, daß der überſandete urſprüngliche Boden auf einen Fuß Tiefe hervortritt, zieht dann unmittelbar neben dieſem Graben einen zweiten und wirft die herausgegrabene Erde in den erſtern; und ſo weiter fort. Auf dieſe Weiſe wird das Land wieder umgekehrt und für den Ackerbau geeignet gemacht. Die Koſten dieſes Verfahrens betragen aber für eine Hufe oft mehr als dreitauſend Thaler. Es liegt auf der Hand, daß dieſes Verfahren ſich nur da belohnt, wo die Koſten wenigſtens etwas unter dem urſprünglichen Werth des Bodens zu ſtehen kommen. — Witt, die Ueberſchwemmungen der Weichſel- und Nogatniederungen im Jahre 1855.

82) Ueber die Kampenbildung an der Mündung der Nogat und Elbinger Weichſel entnehme ich dem oft erwähnten Aufſatze von Töppen über das große Werder Nachſtehendes.

»In den Nogatgegenden waren die Dörfer Zeier und Stube in alten Zeiten die nächſten am Haff. Die Brücke von Zeier, über welche die Landſtraße ging, lag »nächſt am Haff;« — auf der Karte des Elbinger Territoriums von Israel Hoppe, welche 1632 entworfen iſt, iſt vor derſelben ſchon eine Reihe von Kampen verzeichnet; jetzt hat ſich die Zahl derſelben noch mehr als verdoppelt, ſo daß jene Dörfer bereits zwei oder drei Viertel Meilen vom Haff entfernt liegen. So haben denn ziemlich ausgedehnte Landſtrecken zwiſchen der Nogat und Elbinger Fahrwaſſer die Namen Terranova und Neuterranova erhalten. Daß auch die Kampen vor der Elbinger Weichſel ſich erſt in den hiſtoriſchen Zeiten etwa ſeit dem Anfange der Ordensherrſchaft gebildet haben, ließe ſich ſchon aus der Analogie der Nogatkampen entnehmen; doch giebt es für ihr Vorſchreiten im vorigen und in dieſem Jahrhundert auch direkte Beweiſe. Die Weſtgrenze des alten Elbinger Fiſchamtes, welche früher von der Nehrung bis zum Dorfe Jungfer Waſſergrenze war, wurde allmählig zur Landesgrenze, ſo daß nach erneuter Feſtſtellung derſelben im Jahre 1735 auf den Kampen im Oſten derſelben, alſo auf Elbingiſchem Gebiete, das ſogenannte Grenzdorf angelegt werden konnte; die ganze Inſel Holm bildete ſich aber noch ſpäter, denn auf Karten des vorigen Jahrhunderts findet ſie ſich noch nicht.«

Daß ſeit der Verſandung der Elbinger Weichſel und der Coupirung der Nogat die Kampen ſich nicht in dem Maaße wie früher vermehren und vergrößern können, liegt auf der Hand. Dagegen dürfte es nicht richtig ſein, mit Töppen an ein Aufhören der Kampenbildungen zu denken. Denn die Nogat führt das ganze Jahr hindurch und die Elbinger Weichſel wenigſtens bei Hochwaſſer eine ſehr große Menge von Sinkſtoffen in das friſche Haff. Außerdem iſt die Landbildung nicht blos ein Reſultat der angeſchwemmten Erde, ſondern zugleich eine Folge der reichen Vegetation, welche ſich auf dem Grunde des Haffs bildet und den Boden durch die abſterbenden Pflanzen allmählig erhöht. Wäre dieſes nicht der Fall, wie könnten ſonſt jemals Teiche, die faſt gar keinen Zufluß, keinen Alluvialfaktor haben, allmählig verſumpfen, vertorfen oder zu kulturfähigem Lande werden?

83) Früher durften die Landſtraßen mit Weiden nicht bepflanzt werden, „weil ſie durch ihren Schatten böſe Wege verurſachen.“ Hartwich, Beſchreibung der drei Werder, S. 58.

84) Die Sitte, am Oſterfeſte Freunde mit Ruthen zu ſchlagen, ſie zu „ſchmakoſtern,“ iſt in Preußen uralt. Selbſt der Hochmeiſter des Deutſchen Ordens wurde von den Mägden mit ſolchen Züchtigungen bedroht. — Voigt, Stilleben des Hochmeiſters des Deutſchen Ordens, in Raumers hiſtoriſchem Taſchenbuche für 1830, S. 205. Uebrigens verwendet man zu dieſem Zwecke häufiger Birkenruthen.

85) Daß auch Uebertreibungen vorkommen, kann hieran nichts ändern. So nennt das Volk den Beſitzer eines in der Elbinger Niederung liegenden, außergewöhnlich bunt bemalten Hofes, den „bunten Peter.“

86) Der Pflug iſt der oſtpreußiſchen Zoche (von Ziehen, Zug) ſehr ähnlich, und wirft das Erdreich nach einer Seite. Der Haken, welcher — wenn ich die Stellen in Voigt's Geſchichte Preußens, Bd. 2. S. 241, 466, recht verſtehe, — polniſchen Urſprungs iſt, wirft die Schollen nach beiden Seiten. Der Acker braucht deshalb mit dem erſtern nur in einer Richtung parallel gefurcht zu werden; mit dem Haken muß man aber kreuz und queer pflügen, ſoll anders jeder Theil des Bodens umgekehrt werden.

87) Roſcher, Kolonieen. Leipzig 1856. S. 8 ff. Voigt, Geſchichte Preußens, Band 3. S. 362 ff.

88) Hochzeiten und Begräbniſſe ſind die größten Feſte.

89) Früher ſuchte man durch ſogenannte Kleiderordnungen, doch meiſt vergeblich, dem Luxus zu ſteuern. Die Verordnung vom 14. Oktober 1684 verbietet „die hoffährtigen und unverſtändigen Taffetnen, Atlaſſenen Kleider, die Goldſtückenen Mützen, Gold- und Silberne Spitzen und Poſamenten, die theuern großen Knöppchen, die Püſcher an den Ohren und alle ähnlichen „Alamodereyen“ bei 20 Thaler Strafe und Konfiskation.

Hartwich, Beſchreibung der drei Werder. S. 51 ff.

90) In älterer Zeit war es nicht anders. Hartwich theilt von den Werderſchen Geſetzen Folgendes mit.

„Die übermäßigen Unkoſten, die ſowohl auf Hochzeiten, Kindelbieren, als auch auf Verlöbniſſen ſind angewendet worden, ſollen abgeſchaffet und hinführo alſo gehalten werden. Wenn bei der Werbung das Ja-Wort abgeholet wird, ſoll nur eine ſchlechte Kollation gehalten werden. Zur Hochzeit ſollen auf's Höchſte 8 Thonnen Bier, 1 Ochſe, 6 Schöpſen, 2 Kälber nebſt Gänſen und Hühnern genommen werden. Und ſoll ſolche nicht länger als 2 Tage dauern. Das Kind-Tauffen aber ſoll mit 2 Thonnen Bier und 2 beſetzten Tiſchen vollentzogen werden. Welcher hierüber thun wird, der ſoll der Schloßobrigkeit zur Strafe 10 Fl. erlegen.“

Artikel 46. der Willkühr vom 18. September 1676.

91) Nach der Volksſage mußten ſie dafür den ſogenannten „Buttermilchsthurm“ in der Vorburg der Marienburg erbauen. Dieſer Thurm, — der auch der ſchiebelichte, ſchiewelichte, ſcheibenartige von ſeiner runden Geſtalt heißt — hat jenen Spitznamen wahrſcheinlich daher erhalten, daß der polniſche Oeconomus von Marienburg, Stanislaus Koſtka, im Jahre 1596 vier Bauern aus Groß-Lichtenau, weil dieſes Dorf eine Lieferung von Buttermilch verweigert und nachher mit Hohn geleiſtet hatte, in dieſem Thurm auf ſo lange einſperren ließ, bis ſie das gelieferte Faß Buttermilch ſelbſt verzehrt hatten. — Hartwich a. a. O. S. 523.

92) Hartwich a. a. O. S. 528 ff.

93) In den Preuß. Prov. Bl. für 1849 Bd. 8. S. 162.

94) Ich wähle dieſelben aus vielen Hunderten aus, welche ich an Ort und Stelle geſammelt habe. — Für die Danziger Mundart giebt ein reiches Verzeichniß, Seidel in den Preuß. Prov. Bl. für 1852 Bd. 1. S. 27 ff.

95) Neumann in den Preuß. Prov. Bl. für 1855 Bd. 8. S. 55 ff.

96) Manche Schriftſteller ſind der Anſicht, daß die Nogat als ein ſelbſtſtändiger Fluß anzuſehen, der nur von der Weichſel „überwältigt“ worden. Von Marienwerder herkommend, wo ſie die Liebe aufnimmt, vereinigt ſie ſich erſt bei der Montauer Spitze mit der Weichſel, um ſich von derſelben waſſerreicher als zuvor ſogleich wieder zu trennen.

Töppen a. a. O. S. 188. Pfeffer a. a. O. S. 15 ff. Heinel in den Pr. Pr. Bl. für 1855. Bd. 7. S. 301 ff. Neumann (a. a. O. S. 73) widerſpricht dieſer Anſicht: „Dieſe Hypotheſe kommt beträchtlich ins Gedränge durch den vermöge der Tradition ſowohl als der Lokalität als ziemlich zweifellos betrachteten Umſtand, daß die Einmündung unſerer Nogat in alter Zeit ſich nicht an der jetzigen Stelle, ſondern weiter hinauf in der Nähe der Stadt Mewe befunden habe; einen Umſtand, der, wie es ſcheint, auf der von Sarnicius angeführten alten Mythe von den drei Nymphen, welche anfänglich in Eintracht mit einander gewandert, aber bei der Stadt Gniew (der polniſche Name für Mewe, als Appellativum Zorn, Aerger) in verderblichen Hader gerathen und nach Auflöſung ihres Freundſchaftsbundes einander entfremdet, nach verſchiedenen Richtungen weiter gezogen ſeien, zum Grunde liegt. — Stan. Sarnicii descriptio veteris et novae Poloniae, s. v. Vistula.

97) Neumann a. a. O. S. 76. — Pfeffer a. a. O. S. 17 ff. — Hartwich a. a. O. S. 32 ff. — Heinel a. a. O. S. 301 ff.

98) Löſchin, Geſchichte Danzigs.

99) Lengnich, Geſchichte der preußiſchen Lande unter Sigismund III. S. 270. — Pfeffer a. a. O. S. 18.

100) Neumann a. a. O. S. 71 ff. — Pfeffer a. a. O. S. 19.

101) Löſchin a. a. O. Pfeffer a. a. O. S. 39, 40.

102) Nach den in den Jahren 1842 bis 1843 angeſtellten Beobachtungen führte die ungetheilte Weichſel bei 5 Fuß Waſſerſtand des Pegels bei Montau nahe an 29000 Kubikfuß Waſſer in der Sekunde vorbei, wovon 18000 in die Nogat und 11000 in die Weichſel gingen. Die Waſſermaſſen verhielten ſich alſo wie $2 : 1\frac{2}{3}$. Bei Hochwaſſer dagegen und bei einem Waſſerſtande von 21 Fuß 7 Zoll des vorgenannten Pegels ergab ſich ein umgekehrtes Verhältniß; es verhielten ſich alsdann die Waſſermaſſen der Nogat zur Weichſel beinahe wie 1 : 2. Die Weichſel führte alſo bei ſehr hohem Waſſer bedeutend mehr ab als die Nogat, was ſich leicht dadurch erklärt, daß bei hohem Waſſerſtande die Weichſel ein größeres Inundationsprofil zwiſchen den Deichen darbietet als die Nogat.
Pfeffer a. a. O. S. 23.

103) Die Ufer des Kanales, der eine Viertelmeile lang iſt, ſind durch Faſchinen-Packungen und flache Steinböſchungen, die Sohle deſſelben durch fünf Ruthen breite, in angemeſſenen Entfernungen gelegte Sinkſtücke von Faſchinen gegen die Strömung geſchützt.
Pfeffer a. a. O. — Text zum Atlas der Dirſchauer und Nogatbrücke.

104) Sehr intereſſant für den Kampf um die Montauer Spitze iſt eine Karte im zweiten Bande von Löſchin's Geſchichte Danzig's, welche die einzelnen Phaſen dieſes Streites in den Jahren 1554, 1582, 1618, 1642, 1671, 1719 und 1743 überſichtlich darſtellt. Man vergleiche auch die dieſem Buche beigegebene Karte.

Als Anhang gebe ich ein in der Nummer 262 — Jahrgang 1856 — der Königsberger Hartung'ſchen Zeitung befindliches Gutachten eines „Nichttechnikers.“

„Aus dem Marienburger Werder und der Niederung wurde den Kammern eine mit vielen Unterſchriften verſehene Petition eingereicht, in welcher dieſelben gebeten wurden, beim Miniſterium zu befürwor-

ten, daß geeignete Maaßregeln getroffen würden, um die Gegend vor Ueberſchwemmungen zu ſchützen. Das Motiv der Petition war die große Ueberſchwemmung des vergangenen Jahres; als Grund der letztern wurde unter andern der Dirſchauer Brückenbau angegeben. Die Kammer ging bekanntlich über dieſe Petition zur Tagesordnung über, da von den betreffenden Sachverſtändigen nachgewieſen wurde, daß die Brücke kein Hinderniß ſei. Man muß dieſer Anſicht nur beipflichten; da jedoch die Gefahr dadurch nicht beſeitigt, im Gegentheil die Frage für unſere Weichſelinſel trotz alledem eine wichtige bleibt, ſo erlauben Sie wohl einem Nichttechniker einige Worte darüber zu ſprechen. Die Akten über dieſe Frage ſind noch lange nicht geſchloſſen, die Gefahr mehrt ſich von Jahr zu Jahr, es ſteht die Exiſtenz eines fruchtbaren, bedeutenden Landſtrichs in Frage.

Als man die Nogat coupirte und durch Anlage des Pickler Kanals den Waſſerſtand der Weichſel der Art regulirte, daß zwei Drittheile des Waſſers durch die Weichſel ſtrömen und nur ein Drittheil in die Nogat fließen ſollte, überſah man, wie uns ſcheint, die Eigenſchaft der Sinkſtoffe führenden Ströme, die Eigenſchaft, bei verminderter Strömung die Sinkſtoffe abzulagern; man überſah, daß in Folge des geminderten Waſſerdruckes und der geringern Strömung die Nogat nothwendig verſanden müſſe. Es iſt dieſe Verſandung bereits ſo weit gediehen, daß nicht einmal mehr Holzflöße die Nogat paſſiren können. Denn dieſelbe iſt eine nothwendige Folge der verminderten Strömung und wäre nur dadurch zu heben, daß das alte Verhältniß des Stromes wieder hergeſtellt würde. Man überſah ferner, daß man das Ausfallsgebiet der Weichſel in der Art beſchränke, daß Ueberfluthungen der Deiche nothwendig folgen müſſen. Es giebt wohl in der ganzen Welt, mit Ausnahme unſerer Weichſel, keinen einzigen Strom, deſſen Bett, je weiter nach dem Ausfallspunkte, deſto enger wird. Wer ſich davon nicht durch den Augenſchein überzeugen kann, der nehme die dem Atlas der Dirſchauer Brücke beigegebene Weichſelkarte zur Hand; es wird derſelbe unterhalb Dirſchau in der Gegend des im Danziger Werder liegenden Dorfes Gemlitz, eine beginnende, bis unterhalb Rothebude allmählig zunehmende Verengerung des Weichſelbettes durch Näherrücken der Weichſeldeiche finden. Die Verengerung iſt ſo bedeutend, daß die Entfernung von Damm zu Damm bei Rothebude kaum die Hälfte derſelben Entfernung bei

Dirſchau beträgt. Das Waſſer fließt alſo in die Röhre eines Trichters und muß bei Hochwaſſer nothwendig zurückſtauen, da, ſelbſt eine bedeutend vermehrte Strömung in der Verengerung angenommen, bei andauerndem Zufluß von Oben das Waſſer nothwendig nicht verſchluckt werden kann. Daß ein ſolcher Rückſtau wirklich ſtattfindet, mögen einige Zahlen beweiſen. Nach den offiziellen Eiswachtrapporten ſtand das Waſſer am 15. Februar 1 Uhr Nachts bei Piëkel 10 Fuß 10 Zoll, bei Dirſchau 15 Fuß 9 Zoll, bei Rothebude 10 Fuß 3 Zoll; am 18. Februar bei Piëkel 13 Fuß 6 Zoll, bei Dirſchau 17 Fuß 11 Zoll, bei Rothebude 12 Fuß 7 Zoll. Das Waſſer bildet alſo ſtatt einer ſchiefen Ebene einen Bogen, deſſen höchſte Spannung bei Dirſchau, alſo in der Mitte zwiſchen Piëkel und Rothebude liegt. Ein ſolcher Bogen kann nur entſtehen, wenn eine bedeutende Hemmung da iſt. Hieraus folgt, daß das Hochwaſſer mit Gewalt durch den Piëkler Kanal in die Nogat gedrängt wird, und Jeder kann das ſehen, da das in den Kanal ſtrömende Waſſer erſt bei der Mündung des Kanales vorbei und dann in einem Bogen zurück in denſelben ſtrömt. Wie gewaltig dieſes Einſtrömen in die Nogat iſt und wie wenig ſich der Strom an das projektirte Verhältniß von ein und zwei Drittheil kehrt, mögen wieder einige Zahlen beweiſen. Am 21. Februar ſtand bei Dirſchau Nachmittags 3½ Uhr das Waſſer 18 Fuß 3 Zoll, während es bei Marienburg 20 Fuß 8 Zoll ſtand, Nachts 17 Fuß 11 Zoll und reſp. 20 Fuß 7 Zoll. Es muß alſo wieder ein Abflußhinderniß in der Weichſel ſein, welches das Waſſer mit Gewalt in die Nogat drängt. Bleibt der Zufluß des Waſſers ſtark, ſo haben wir die Ueberſchwemmungen; die Gefahr wird durch das Verſanden der Nogat von Jahr zu Jahr größer. Die Thatſachen zeigen aber auch das einzige Rettungsmittel aus der Gefahr; es iſt die Wiederherſtellung des naturgemäßen Verhältniſſes eines jeden Fluſſes, nämlich das Wiederherſtellen eines breitern Ausfallsgebietes der Weichſel. Unſere unmaaßgebliche Anſicht zur Erreichung dieſes Zweckes wäre folgende:

1. vollſtändiges Verſchließen der Nogat, alſo Coupirung des Piëkler Kanals.

   Die Nogat iſt nicht mehr ſchiffbar und wird es nie werden, ihre Verbindung mit der Weichſel iſt deshalb überflüſſig und nur äußerſt gefährlich für die Werder.

2. Anlegung eines mindeſtens 100 Ruthen breiten mit ſtarken Dämmen verſehenen Kanales, der in der Gegend von Gemlitz von der Weichſel queer durch das Danziger Werder bis Neufähr in die See geführt werden müßte.

Der Kanal dürfte aber nicht in unmittelbarer Verbindung mit der Weichſel ſtehen, ſondern müßte von derſelben durch einen Steindamm der Art getrennt werden, daß nur das Hochwaſſer und Eis durch denſelben ins Meer ſtrömen könnte. Dieſe Trennung iſt deshalb nothwendig, weil ſonſt das Stromgebiet unterhalb des Kanales verſanden würde, und wir dann wieder in den alten Verhältniſſen wären.

Möge man das Projekt auch für kühn halten, es wird und muß dahin kommen, den naturgemäßen Stand des Fluſſes wiederherzuſtellen; wenn die dabei intereſſirten Gegenden in Gemeinſchaft mit Fiskus die Koſten übernehmen, ſo werden ſolche nicht zu drückend werden. Die Verluſte bei einer Ueberſchwemmung ſind drei- bis vierfach größer als die Koſten eines ſolchen Kanales ſein würden. Alle Palliativmittel nützen nichts, es iſt in den Strom geworfenes Geld; faſſe man doch die Sache feſt ins Auge, regulire die Strompegel, beobachte gleichzeitig in den verſchiedenen Wachtbuden den Stand des Waſſers und man wird den richtigen Punkt der Gefahr bald finden. Es iſt nicht die Dirſchauer Brücke, er liegt weiter unten.“

105) Voigt, Geſchichte Preußens Bd. 1. S. 206 ff. — Neumann in den Preuß. Prov. Bl. für 1854 Bd. 6. S. 306 ff.

106) Das friſche Haff hat ſeinen Namen von der Natur ſeines Waſſers. — Töppen a. a. O. S. 83. Früher hieß daſſelbe Halibo, die Oſtſee aber Chrono. — Voigt, Geſchichte Pr. Bd. 1. Preuß, Preuß. Landes- und Volkskunde, S. 12, 33.

107) Auch im Chamounithale ſtehn die Sennhütten und Schuppen häufig auf ſolchen Pfählen. Sie ſollen dieſelben vor dem Einbruche der Ratten ſchützen.

108) Unter den Haus- und Hofmarken verſteht man gewiſſe Figuren mit der Bedeutung, daß ſie einem Grundſtücke (Haus, Hof, Kirche), ſodann deſſen beweglichem und unbeweglichem Zubehör, end-

lich auch dem zeitigen Beſitzer zum gemeinſamen Wahrzeichen dienen. Aus einigen meiſt geraden Linien gebildet ſchließen ſie ſich häufig an das Kreuz, an die Runen, beſonders an die zuſammengeſetzten oder Binderunen an, gehen in neuerer Zeit wohl auch in einfache Darſtellungen von allerlei Geräth (Spaten, Beil, Anker u. ſ. w.) oder in Buchſtaben über. Immer ſind ſie kunſtlos gezogen, eingegraben oder eingebrannt, und erinnern an die Zeichen, welche manchen Innungen, Handelshäuſern und Fabriken oder Geſchlechtern (als „angeborene Mark“) angehören, oder als perſönliche Zeichen von Baumeiſtern, Steinmetzen, Münzmeiſtern, Künſtlern, Kaufleuten, Bäckern gebraucht werden.

Sie zeigen ſich in Ländern germaniſcher Zunge, namentlich in Skandinavien und von Flandern bis Livland hin; meiſt in den Städten, aber auch auf dem Lande, und letzteres beſonders in der Gegend von Danzig und Elbing.

Ihrer Anwendung nach kommen ſie an Gebäuden (an dem Queerbalken der Hausthüre oder des Hofthors, an den Giebeln, in den Windfahnen, den Wangelſteinen der Beiſchläge), auf Grabſteinen (wie namentlich in der Marienkirche zu Danzig), Kirchenſtühlen, als Handzeichen und auf Siegeln vor; ferner bei den Bauerhöfen deutſchen Urſprungs im Weichſeldelta, wo ſie zur Bezeichnung des Hofgeräthes, der Getreideſäcke, der Pferde, der Heckpfoſten u. ſ. w. dienen.

Urſprünglich iſt die Marke eine dingliche, indem ſie nur an dem Hofe, dem Hauſe haftet und zugleich auf das Zubehör deſſelben übergeht. Allmählig verliert ſie dieſen Charakter bei ſtädtiſchen Grundſtücken, — wahrſcheinlich wegen der häufigern Beſitzveränderungen, — und wird zu einer bloß perſönlichen des Eigenthümers. In Folge deſſen verändert ſie zuweilen in einer und derſelben Familie ſogar ihre erſte Form.

In übertragener Bedeutung ſcheint ſie bei Shakſpeare vorzukommen (doch hat ſich ihr Gebrauch in England nicht ermitteln laſſen) in den Worten:

hast thou a mark to thyself?
(Henry VI. T. II. A. 4. Sc. 2.)

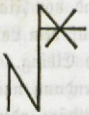
— Homeyer, Die Haus- und Hofmarken, in Wolf's Zeitſchrift für deutſche Mythologie und Sittenkunde, Band 1., 1853.

Hirſch und Voßberg in der Beilage zu der von ihnen herausgegebenen Danziger Chronik Caspar Weinreichs. Berlin 1855.

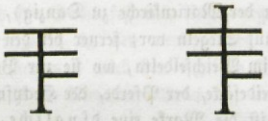
Beiſpielshalber gebe ich die Abbildungen folgender Marken:

1. An dem koloſſalen Cruzifix, gerade über dem Hochaltare in der Marienkirche zu Danzig, die Marke des Donators Rathsherrn Lukas Ketting aus dem Jahre 1517:

2. Auf einigen Grabſteinen der Marienkirche:

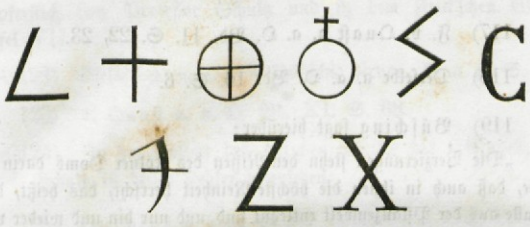
1518 1558 

Die Marienkirche ſelber führt die oft wiederkehrende Marke:



3. Die Marken der einzelnen Bauerhöfe in Praust ſind folgende:

4. Bei Rothebude haben einzelne Höfe folgende Marken:



109) Das Volk ſagt Linaa — und mit Recht; denn Aa iſt ein uraltes, namentlich auch in der Form Ach als Flußname häufig vorkommendes Wort und bedeutet ein fließendes Waſſer. Man müßte daher eigentlich auch Mottlaa, Kladaa, Boraa ſprechen. Die Mottlau ſchreibt Hartwich — ſich der richtigen Ausſprache nähernd — Moddelo.

110) Dieſes bekümmert aber den Schiffer wenig. Auf dem Felde Przerapke vor Danzig werden die Säcke ihrer Länge nach aufgeſchnitten und auseinander gebreitet. Die naßgewordene, gekeimte und dadurch zu einem Pelz verbundene obere Schicht klebt an der Leinwand feſt, in der Mitte aber liegt das trockene, goldgelbe Korn.

111) Schubert, Zur ſechshundertjährigen Jubelfeier der Stadt Königsberg. Königsberg 1855. S. 10.

112) Man darf hier wohl kühn daran erinnern, was Mommſen in ſeiner römiſchen Geſchichte (Bd. III. S. 272 ff.) von der Unterwerfung Galliens durch Cäſar ſagt.

113) Daher die Bedeutung des älteſten preußiſchen Geſetzbuches, der „Kulmer Handveſte.“

114) F. von Quaſt in den Neuen Preuß. Provinzialblättern für 1851 Bd. 11. S. 16.

115) In den genannten Blättern Band 10. u. 11.

116) So heißt das Mauerwerk, deſſen innerer hohler Raum mit kleinen Steinen und Mörtel ausgefüllt wird.

117) F. v. Quaſt a. a. O. Bd. 11. S. 22, 23.

118) Derſelbe a. a. O. Bd. 10. S. 6.

119) Büſching ſagt hierüber:

„Die Verzierungen ſtehn den Riſſen des Kölner Doms darin ſo nahe, daß auch in ihnen die höchſte Reinheit herrſcht, das heißt, daß ſie alle aus der Pflanzenwelt entlehnt ſind und nur hin und wieder von wunderlichen Thiergeſtalten unterbrochen werden, nicht aber in das unbeſtimmte Feld willkührlicher Schnörkeleien übergehen. Faſt durchweg iſt über die glatte Fläche, oder über gekehlte und gerandete Stellen das Weinblatt einfach und ſinnig gelegt, oder andere große Blätter, Roſen und Blumen umgeben die Kragſteine, die Kopfgeſimſe der Säulen, und dies iſt der rein liebliche Pflanzenſchmuck, der die ausgezeichnetſten Werke altdeutſcher Bauart ziert, der ihnen ihre höchſte Würde und Schönheit giebt.“

Zur Charakteriſtik der wunderlichen Palagonianiſchen Darſtellungen diene folgende Beſchreibung:

„Auf einem Knaufe rechts iſt eine wunderliche Fratze, ein Thier mit Menſchenkopf, einem Fiſchleib und Pferdefüßen, und ein Mann in einem enganliegenden Wams bis zur Hälfte des Leibes, dann folgt ein Fiſchleib und Schwanz, Thierfüße tragen dieſe Zuſammenſetzung, die auf dem Kopf eine Mütze hat, deren Spitze rückwärts überhängt und in dieſe Spitze beißt ein Hundskopf ein, der das Ende des ſich krümmenden Fiſchſchwanzes bildet. An dem viereckigen Thürpfeiler, wo der eigentliche Eingang und Thüranſchlag, iſt ein Thier mit Fiſchleib, großem Kopfe und Ochſenfüßen. Links an der Thürſeite, dem letztbeſchriebenen gegenüber, iſt ein Thier wie eine Sphinx mit Menſchenkopf und Menſchenarmen; dann ſieht man noch ein Schwein- und ein Fiſchungeheuer.“

Büſching, Marienburg. Berlin 1823.

Zu vergleichen Frick, Tafel XIV. 2. 27.

120) Sie hat dieſe Bezeichnung von der frühern reichen Vergoldung.

121) Die ausführlichſte Beſchreibung widmet ihm Büſching in ſeinem genannten Werke S. 34 bis 38. Man vergleiche den Kupferſtich von Profeſſor Schultz und in dem Frick'ſchen Werke Tafel VII.

122) Dieſes hebt namentlich Büſching hervor. A. a. O. S. 36.

123) v. Quaſt a. a. O. Bd. XI. S. 68.

124) In der Anſicht des öſtlichen Theiles des Schloſſes von Prof. Schultz iſt dieſer Fehler vermieden.

125) Büſching a. a. O. S. 35. v. Quaſt a. a. O. Bd. XI. S. 68, 117.

126) Die von Büſching entzifferten — nicht aus Majuskelbuchſtaben zuſammengeſetzten — Inſchriften im Kapitelſaale gehn gleichfalls mit der Sitte der Araber, Sprüche des Korans auf die Wände zu ſchreiben, parallel. Ich gebe dieſelben hier als ein Beiſpiel damaliger Poeſie und Sprache.

Bitten wir got vns beſcheern
(Vrunde?) die ſich turren wern
Der iſt nv vil groſlich not
Jr legen vil dir flagen tot.

(Bitten wir Gott uns zu beſcheeren Freunde, die ſich dürfen wehren, deren iſt nun viel große Noth, ihrer liegen viel erſchlagen todt.)

Demut vnd gotis vurchte
vil creftlich an ym wurchte
daz her dieſer werlde guſt
verſmehte ſam geringe luſt.

(Demuth und Gottes-Furcht viel kräftiglich an ihm würkte, daß er dieſer Welt Freude, gleich geringer Luſt, verſchmähte.)

127) Otte, Handbuch der Kunſtarchäologie. Leipzig 1854.

128) Voigt in Raumer's Hiſtoriſchem Taſchenbuche für 1830. S. 242.

129) Voigt a. a. O. S. 243 und in ſeiner Geſchichte der Marienburg S. 56.

130) Ich ſpreche natürlich nur von dem frühern Zuſtande des Schloſſes vor der Periode der Zerſtörung.

131) Dieſer Hochmeiſter regierte von 1351 bis 1382.

132) Man vergleiche den ausgezeichneten Kupferſtich von Prof. Schultz, Tafel VI. bei Büſching und Tafel XII. bei Frick.

133) An der Nord- und Südfacade iſt nur der dem Eckpfeiler zunächſt befindliche Strebepfeiler unterbrochen.

134) Büſching a. a. O. S. 61.

135) Schultz, Ueber alterthümliche Gegenſtände der bildenden Kunſt in Danzig.

136) Voigt, Geſchichte der Marienburg. S. 277.
Früher ſtand neben der Kugel folgender Reim:

Als man zelet MCCCCX Jahr
Dieß ſag' ich euch allen fürwahr
Der ſtein wart geſchoſſen in die want
Hie ſal er bleiben czu einem ewigen pfant.

So fand den Reim im Jahre 1560 ein gewiſſer Falk, der an den Rand der Gerſtenbergiſchen Chronik, da wo dieſe Geſchichte erzählt wird, die Worte ſchrieb: Ich Falk bin ſelbs drinnen geweſen Anno 1560 am 21 und 2 Marcii durch den Herrn Jakob Reckel Cemmerer die Zeit auf dem Schlos zu Margenburgk und hab das beſehen.
Voigt a. a. O. S. 277.

137) Es ſind folgende Meiſter abgebildet:
Waldbot von Baſſenheim und Hermann Balk von Roſenfelder; Hermann von Salza und Meinhard von Querfurt von Däge; Siegfried von Feuchtwangen und Luther von Braunſchweig von Menzel; Dietrich von Altenburg und Winrich von Kniprode von Hermann; Ulrich von Jungingen und Heinrich von Plauen von Gräf.
R. Philippi in den Pr. Prov. Bl. für 1856 Bd. 9. S. 385 ff. Friedländer ebendaſelbſt Bd. 10. S. 39 ff.

138) Die der Marienburg eigenthümliche Heizeinrichtung haben

beſchrieben: Büſching a. a. O. S. 45 ff., Voigt in den Preuß. Prov. Bl. für 1849, Bd. 8. S. 246. Witt, Marienburg, das Haupthaus des deutſchen Ordens. Königsberg 1854. S. 26, 27.

139) Erinnert dieſer Genitiv nicht an das engliſche »her majesty's«?

140) Die Tradition knüpft allerdings erſt an die Zeit der Reſtauration an; ſie war bis dahin vollſtändig unterbrochen.

141) Preuß. Prov. Bl. für 1850, Band 10. S. 103 ff.

142) Am 20. Juni 1822, als der damalige Kronprinz (jetzige König) von Preußen Schloß Marienburg beſuchte, war dort ein herrliches Feſt. Nach dreihundert und ſechzig Jahren gab zum erſten Male ein deutſcher Fürſt wieder Tafel im großen Remter. Ein Liedſprecher trat nach alter Sitte mit der Zither auf. Das von ihm geſprochene Lied war von Eichendorf gedichtet. Als die Anweſenden mit froher Begeiſterung „dem ritterlichen König und dem Königsſohn!“ ein Lebehoch zugerufen, füllte der Kronprinz den Becher aufs Neue und rief den Verſammelten zu:

Alles Große und Würdige erſtehe wie dieſer Bau!

Büſching, Marienburg S. 93.

143) Georg Voigt — der Sohn des berühmten Hiſtorikers und ſelber ein geiſtvoller Geſchichtsforſcher — den ich um Angabe neuer Quellen gebeten, ſchreibt mir:

„Es giebt abſolut keine weitern Nachrichten über die Zerſtörung der Marienburg, deren Geſchichte ſich zumal während der polniſchen Zeit und auch bis 1816 dem Blicke der Forſchung faſt ganz entzieht. Wer achtet deſſen, wenn die Fugen weichen und wenn Näſſe und barbariſche Menſchenhand ihr Werk im Stillen treiben. Die einzige Quelle über die Vorgänge der Reſtauration dürften Staatsakten und der Schön'ſche Briefwechſel ſein, der aber wie ſeine Memoiren noch ganz im Verborgenen ruht. Eichendorf war — wie mein Vater weiß — durch Schön angeregt und benutzte die Marienburger Schloßakten, einzelne Akten der hieſigen (Königsberger) Regierung und was ihm Schön aus ſeinem Pri-

vatbesitz an die Hand gegeben hat. Gedruckte Quellen sind durchaus nicht vorhanden. So mußt Du schon zufrieden sein.“

Freilich muß ich es sein. Dem geneigten und lernbegierigen Leser empfehle ich aber folgende Schriften, welche ich auch bei der Abfassung dieses Abschnitts zum Theil benutzt habe.

Frick und Gilly, Schloß Marienburg in Preußen. 1799 und 1802. 19 Tafeln gr. Fol. Der Text von Rabe und Levezow.

Büsching, das Schloß der deutschen Ritter zu Marienburg. Berlin 1823. Mit 7 Kupfern.

Voigt, Geschichte der Marienburg. Königsberg 1824.

Voigt, Geschichte Preußens. Königsberg 1827 ff. 9 Bände.

Voigt, das Stillleben des Hochmeisters des deutschen Ordens und sein Fürstenhof, in Raumers Histor. Taschenbuche für 1830.

Voigt, das Ordenshaus Marienburg. Pr. Prov. Bl. für 1849. Bd. 8.

Voigt, Sendschreiben an Herrn von Quast ꝛc. Pr. Prov. Bl. für 1850. Bd. 9.

Eichendorf, Wiederherstellung des Schlosses der deutschen Ritter in Marienburg. Berlin 1844.

v. Quast, zur Geschichte der Baukunst in Preußen. Preuß. Prov. Bl. für 1850. Band 10 und 11.

Witt, Marienburg, das Haupthaus des deutschen Ritter-Ordens. Königsberg 1854.

Verschiedene Aufsätze in der Illustrirten Zeitung, Jahrgang 1854 u. ff.; in der Minerva, Jahrgang 1855, in der Allgemeinen Bauzeitung von Ludwig Förster, den Illustrirten Monatsheften von Klemm (Jahrgang 1855).

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. Decker).

KARTE
VOM
WEICHSEL-DELTA.

5 Deutsche Meilen

DIE OSTSEE

DANZIGER FRISCHE WICK

PUTZIGER WICK

NEHRUNG

FRISCHES HAFF

Lith. Atelier v. F. E. Feller in Berlin.

Berlin, Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. Decker).

DIE MONTAUER SPITZE.

DANZIG
UND
SEINE UMGEBUNG.

K. K.
LYCEAL
BIBLIOTHEK
IN
LAIBACH